Südafrikanische Skizzen

von

Eduard Kretzschmar.

Med. Dr.

Leipzig,

Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung.

1853.

Vorwort.

Es sind nur wenig Schriften über das Kapland und seine Bewohner und über die angrenzenden Länder vorhanden und diese Schriften enthalten keineswegs eine so vollständige Belehrung, daß nicht noch Manches beizufügen bliebe, wodurch die Eigenthümlichkeiten jener Länder und Völker in ein besseres Licht gestellt werden könnten.

Ich habe daher versucht, in diesen Skizzen noch manches Wissenswerthe mitzutheilen und zwei Klippen zu vermeiden, an denen viele Reisebeschreibungen scheitern: das trockene Statistische, das sich nur zum

Studium und zu Citaten eignet; und die breite Erzählung, welche eine Masse fader Umstände und Begebenheiten enthält, die nie einen Andern interessiren können, als allein den Schreiber.

Ich biete dem Leser in diesem Werkchen nur eine ungeschmückte Schilderung der Dinge, wie sie sind, ohne sie durch dick aufgetragene Farbe für gaffende Bewunderung piquant gemacht zu haben; doch habe ich versucht, das Dulce mit dem Utile zu vereinigen, so weit es die Materie erlaubte, und es ist der Beurtheilung des Lesers überlassen, ob mein Bestreben mir gelungen ist.

Sitten und Gebräuche jener buntscheckigen Bevölkerung und die Eigenthümlichkeiten socialer Verhältnisse habe ich dem Leser in einigen treugezeichneten Genrebildern vorgelegt, und meine genaue Bekanntschaft mit Land, Volk und Verhältnissen wird keiner Versicherung bedürfen, wenn ich erwähne, daß ich sieben Jahre am Elephantenstrome im westlichen Lande als Kreisphysicus lebte; mehrere lange Reisen durch die nordwestlichen und nordöstlichen Länder jenseits der colonialen Grenze machte; zwei Jahre auf der Scheidelinie des östlichen und westlichen Landes — in den Sneeuw-(Schnee-)Bergen — wohnte; mehrere Jahre im

östlichen Lande verlebte, in der unmittelbaren Nähe des Kafferkrieges, und endlich mich auch längere Zeit in der Kapstadt aufhielt. Dieser lange Aufenthalt dürfte als Garantie für die naturgetreue Zeichnung dieser Skizzen anzusehen sein.

Auch Ereignisse aus einer früheren Periode der Geschichte der Colonie, sind hier mit vorgeführt worden, deren Kenntniß nöthig ist, um das sociale Wechselverhältniß zwischen Weißen und Schwarzen zu verstehen.

Anachronismen sind hier und da wohl untergelaufen, doch nicht als so grobe geschichtliche Irrthümer, daß Ereignisse in Gang und Reihefolge anders dargestellt worden wären, als sie auseinander entsprungen und auf einander gefolgt sind. Größere geschichtliche Genauigkeit ist weder dem Leser nöthig, noch in einem Werke dieser Art erforderlich.

Zur besseren Verständlichkeit dürfte noch zu erwähnen sein, daß die Meilen englische und die Längengrade von Greenwich aus berechnet sind.

Die Colonisation von Port Natal; die Auswanderung der Booren; das Treiben der Missionäre; die Entdeckung des großen Binnensees N'Gami und der endlose Kafferkrieg haben in neuerer Zeit die Aufmerk-

samkeit europäischer Kosmopoliten mehr als je dem Kaplande zugewandt; ich zweifle daher nicht an dem Interesse des Lesers, wohl aber an meiner Fähigkeit dasselbe zu befriedigen und empfehle diese Skizzen seiner freundlichen Nachsicht.

Etwaige Härten in meiner Ausdrucksweise, wolle der geneigte Leser mit der funfzehnjährigen Entfernung vom deutschen Vaterlande und dem beständigen Leben unter so verschiedenartigen Völkerschaften entschuldigen.

Der Verfasser.

Inhalt.

Cursorischer Ueberblick.

In der Absicht den Leser mit Südafrika, dessen Bewohnern und jetzigen socialen Verhältnissen in möglichster Kürze bekannt zu machen, sind die charakteristischen Züge derselben nur skizzirt und ermüdende Details trockner Statistik und genauer geographischer Beschreibung, als vorausgesetzt und unpassend für das vorliegende Werkchen, vermieden worden, sowie auch langweilige Recapitulation alles dessen, was sich seit der Entdeckung des Kaps im Jahre 1492 zugetragen.

Die Zugänglichkeit des Kaplandes verdient zuerst unsere Aufmerksamkeit: diese ist in der That gering, obgleich es nicht an einer großen Anzahl Häfen und Buchten fehlt. Kleinere Häfen und Buchten, wie z. B. die von Donkin, Lambert, Brenton, Bock, Hout, Sandown, Walkers, Struys, Fish, Sebastian, Plettenberg, Francis rc. können für den Küstenhandel sehr wohl von kleineren Fahrzeugen von einigen Tonnen benutzt werden, sind aber größern Schiffen durch gewaltige Felsenriffe verschlossen. Die ganze Schifffahrt in diesen Buchten besteht daher meist nur in der Ausfuhr von etwas Getreide nach den größeren Häfen. Unter diesen kleinern Baien verdient

Mosselbai

eine besondere Erwähnung. Es ist eine kleine aber sehr gute Bai, halbweg zwischen Tafelbai und Algoabai; Erfrischungen und gutes Wasser sind hier im Ueberflusse zu bekommen. Hier liegen einige schöne Austerbänke, woher der Name der Bai. Von diesem Austerreichthum zieht jedoch die Colonie nur wenig Nutzen, weil man auch im Kaplande nur schätzt, was ausländisch ist und Austern importirt, obgleich man bessere am eignen Gestade haben könnte.

Bei weitem größer als die genannten Baien und mehr geschützt gegen die heftigen Strömungen und Orkane vom indischen Meere, welche die Schifffahrt um das Kap so sehr gefährden, sind

St. Helena- und Saldanhabai

an der Westküste; werden jedoch außer von leichten Segelbooten auf der Jagd nach Pinguin-Eiern, oder einem größeren Schiffe, welches der Sturm nöthigt dort Schutz zu suchen, nicht frequentirt, weil es ihrem weiten öden Sandgestade an Trinkwasser fehlt.

Es bleiben noch die drei großen Baien zu erwähnen übrig, in welchen ein ziemlich bedeutender merkantilischer Verkehr stattfindet: Simonsbai, Algoabai und Tafelbai.

Simonsbai

wird außer von Kriegsschiffen, welche hier stationirt sind, oder in der stürmischen Jahreszeit hier Schutz suchen, nur von sehr wenig Kauffartheischiffen frequentirt, von deren Versorgung die Einwohner der kleinen niedlichen Simonsstadt ihre vorzüglichsten Subsistenzmittel herleiten. Im Jahre 1852 betrug die Zahl der eingelau-

fenen Schiffe 42. Der kleine Flecken liegt am Fuße eines kahlen, steilen Felsenufers, und würde ohne die großartige Ausdehnung der See als Ersatz für alle Scenerie von Jedermann als ein klägliches Städtlein angesehen werden. Es ist, wie man leicht begreift, äußerst still und spießbürgerlich.

Algoabai

ist eine große offne Bai, welche Schiffen nur wenig Schutz bietet; doch ist ihre Lage für den Handel so günstig, daß die Zahl der Schiffe sich jährlich bedeutend vermehrt hat und im Jahre 1852 auf 155 gestiegen ist. Der Hafen ist daher immer von Schiffen belebt, unter denen auch von Zeit zu Zeit Dampfböte bemerkbar sind, die eine stete Communication mit der Kapstadt unterhalten. Die Ladungen der Schiffe werden hier deponirt, um alsdann auf den bekannten schwerfälligen Ochsenwägen nach allen Richtungen ins Innere befördert zu werden und dagegen die Producte der Colonie eingenommen, als: Wolle, Häute, Hörner, Aloe, Mimosagummi, Stinkholz rc., die alle von dem größten Theile der Colonie und dem östlichen Inlande nach diesem einen Punkt zusammenströmen. Die kleine Hafenstadt Port Elisabeth besteht aus fast nichts mehr als einer langen Straße von Waarenniederlagen und Kaufmannsläden, am sandigen Meeresstrande aufgebaut. — Hier muß bemerkt werden, daß man im Kaplande jedes Dutzend Häuser, denen das Gouvernement eine Municipalität erlaubt hat, Stadt nennt. — Die ganze Umgebung ist Sand, Sand, nichts als Sand und kurzes Gestrüpp allenthalben: keine sonderlich malerische Scenerie. Allein mit Scenerie hat der Kapländer auch nichts zu thun: all sein Interesse liegt im Geldbeutel concentrirt. Er setzt ein einsames

Haus auf einen nackten Felsen oder dürren Sandhügel und macht Geld; aus Scenerie kann er kein Geld machen und so ist er wohl ebenso gleichgültig für ein reizendes Thal, wie für einen öden Sandberg.

Die beste und daher am meisten besuchte Bai ist die

Tafelbai,

durch ihre eigenthümliche Lage von gleich großer politischer und merkantiler Bedeutung. Hier liegen immer eine Menge Schiffe und im Jahre 1852 betrug die Zahl der hier eingelaufenen 607. Die Bestimmung derselben ist theils die Kapstadt, theils das indische Meer, denn fast alle nach letzterem segelnden Schiffe laufen hier ein. Dieser Umstand verursacht einen ununterbrochenen Zufluß von Fremden, welche von allen Weltgegenden auf diesem Mittelpunkte zusammenkommen, und erklärt die große Anzahl Gasthäuser, wo man beiläufig gesagt, für einen holländischen Ducaten für den Tag gute Verpflegung findet. In die Bai einlaufend gewährt die Kapstadt unbezweifelt einen der prächtigsten Prospecte, die es auf der Erde giebt. Links erstreckt sich ein schimmernder weißer Sandstreifen in unabsehbare Ferne, über dem ein bläulicher Dunst ruht und die Fernsicht in das Land verhüllt und nur hier und da die schattigen Umrisse ferner phantastischer Gebirgsgruppen hindurch scheinen läßt. Rechts ein schroffes Felsenufer, dessen Fuß die Brandung mit weißem Schaume umsäumt. Inmitten, wie in einem Busen gewaltiger Gebirgsmassen, liegt die Kapstadt, die mit ihren weißen schimmernden Häusern und platten Dächern so ganz ein orientalisches Ansehen hat, daß man sich unwillkürlich nach den Minarets umsieht. Ueberragt und von dem offnen Lande jenseit abgeschlossen durch das Tafelgebirge, an dessen

Fuße elegante Villen aus dunkelm, üppigem Grün hervorschauen, tritt auf dem dunkeln Grunde der grauen Abgründe die weiße Stadt mit den scharfen Contouren eines Gemäldes hervor. Bei näherer Betrachtung der Stadt wird Jeder die Eleganz der Gebäude und die Reinlichkeit der Straßen bewundern, wozu deren Glätte, da sie nicht gepflastert, sondern mit rothem Eisenstein gebaut sind, nicht wenig beiträgt. Allenthalben sieht man vor den Häusern die Gewächse der Tropen, die gigantische Aloe, die langen Fächerblätter des Dattelbaumes, die düstere Cypresse, den schlanken Gummibaum Australiens. Hier und da stehen auch einige gigantische Fichten und man ist geneigt sich zu wundern, daß dieser Zögling des höheren Nordens so wohl in seiner heißen Adoptivheimath gedeiht. Allein bei näherer Betrachtung erkennt man sie als amerikanische Fichten. Höher hinauf geht es nach dem Fuße des Gebirges und immer schöner wird die Scenerie; Gärten folgen auf Gärten, in denen der Luxus der tropischen Pflanzenwelt zusammengedrängt erscheint und darüber ruht ein Himmel so klar, so still, als ob weder Lüftchen noch Wolke je über diese herrliche Landschaft zu wehen bestimmt sei. Allein der

Südostwind

belehrt uns bald eines Anderen.

Ein entsetzliches Lärmen stört unsern Schlaf: wir horchen — es ist ja wie ein Erdbeben! Die Fenster rasseln, die Thüren klappern und das Haus bebt, wie in seinen Grundvesten erschüttert. Von Zeit zu Zeit trifft ein Windstoß das Haus, der es über uns zusammenzustürzen droht. Ein lauter Ruf erschallt; ein hastiges Laufen in der Straße; aber Alles verhallt augen-

blicklich im Sausen des Sturmes, der mit erneuerter Wuth losbricht. Erschrocken treten wir an's Fenster: Im Osten tagt der Morgen mit einem trüben Roth; die Stadt ist verschwunden; eine dicke, rothbraune Staubwolke hüllt sie ein; herabwälzt sich über das Tafelgebirge eine Masse weißer Wolken wie eine Lawine; es ist der Südostwind, dieser gefährliche Feind der Schiffe, nach welchem das Kap von portugiesischen Schiffern mit nur zu gutem Rechte Cabo dos Tormentos benannt wurde. „Schiff am Strand!“ schallt es jetzt deutlich durch das wilde Chaos und von unsern Fenstern erspähen wir jetzt die Schiffe in der Bai umhergeworfen und mit fliegenden Signalen. Gegenüber auf dem Löwenkopfe, einem Hügel, welcher östlich die Stadt überschaut, ragt ein Flaggenstab in das graue Gewölk, an welchem Flaggen auf- und niedersteigen in Antwort auf die Nothsignale von der Bai. Das dumpfe Getöse eines Kanonenschusses von der Citadelle bestätigt das Gerücht und ängstlich und neugierig läuft eine Menge Menschen dem Molo zu. Doch die Schrecken eines Schiffbruchs sind zu wohl bekannt, um sie wiederholt zu schildern. Genug — dieser heillose Wind hat schon manches Schiff an diesem Gestade zertrümmert und manche Schreckensscene in dieser Bai veranlaßt. Im Jahre 1841, wenn unser Gedächtniß uns nicht trügt, lief der Abercrombie, ein großer Dreimaster, in die Bai. Das Schiff war nach Australien bestimmt und führte 400 Deportirte und 400 Soldaten. Plötzlich brach einer dieser heftigen Südostwinde los, die oft auf den stillsten, heitersten Tag folgen. Die Ankerketten brachen und das Schiff ward auf die Felsen so nahe am Strande geworfen, daß man jeden kleinsten Gegenstand am Bord deutlich wahrnehmen konnte. Dennoch war alle Com-

munication mit dem Schiffe unmöglich. Alle Versuche, Böte auszuschicken, schlugen fehl, denn die See rasete wilder als je. Ein Herr bot 100 Pf. St. für das Boot, welches das Schiff erreichen würde. Die Gefahr war groß, doch die Entfernung nur gering, und acht Männer sprangen in ein Boot und arbeiteten sich durch die donnernde Brandung, doch nach wenigen Augenblicken verschwand das Boot und acht Leichname zerschmetterte die See an den Felsen. Taue wurden mit Raketen über das unglückliche Schiff geworfen, aber auch diese Verbindung zerstörte der rasende Sturm und die dichtgedrängte Masse an der Bai stand rathlos bei dem Untergange von mehr als 800 Menschen, die an den Raaen und Masten des brechenden Schiffes hängend mit verzweiflungsvoller Geberde um Hülfe flehten und deren herzzerreißender Ruf selbst über das Toben des Sturms das Ohr der entsetzten Zuschauer erreichte.

Nicht minder ist selbst das Tafelgebirge, über welches dieser verderbliche Wind hinunter raſ't, das Grab gar Vieler geworden, die das Gebirge erstiegen, aber nicht wieder heimkehrten. Von dicken Wolken umnachtet, die der Orkan auf das Gebirge niederdrückt und mit unwiderstehlicher Gewalt hinwegschleudert, hat der irrende Wanderer oft den Abgrund überschritten, unbewußt der entsetzlichen Tiefe von fast 4000 Fuß. Viele Tage hat man oft gesucht, ehe man die zerschmetterten Ueberreste solcher Unglücklichen auffinden konnte.

Nahe dem Tafelgebirge befindet sich der schöne

botanische Garten,

unbezweifelt die größte Zierde der Stadt. Beim ersten Schritt in diesen paradiesischen Ort begreift man, warum ein ähnlicher Garten in ganz Europa nicht sein könne,

denn alle jene tropischen Gewächse, deren riesige Dimensionen, seltsame Formen und schimmernde Farbenpracht den Bewohner des Nordens staunen machen, während sie in unsern Gewächshäusern auf engen Raum zusammengedrängt nur zwergartig gedeihen, stehen hier in freier Luft, zerstreut auf sammtenen Rasenplätzen, oder in dichten Gruppen in üppigem Wuchse eines über das andere emporstrebend. Aus dunkelm Laub hängen tiefrothe Blumen hervor wie lange Blutstropfen und weiße Lilien-gleiche Glocken. Und der Schmelz von tausend kleinen Blumen, die aus dem kurzen Rasen hervorschauen, ist so reizend, daß man in einem Feengarten zu wandeln meint, wo schimmerndes Edelgestein anstatt der Blumen gestreut. Zartere Blumen prangen in duftiger Frische in zierlichen Glashäusern, deren bunte Forste die breiten Terrassen der Geranien, der Cactus und niedlicher Zwerggewächse überragen. Man weiß nicht, wo man in diesem zauberischen Orte sein bewunderndes Auge zuerst hin richten solle: von allen Gegenden der Erde scheint das Schönste in diesem Garten vereinigt. Hier weht der ungeheure Besen des gigantischen Ginster, daneben der schlanke Gummibaum mit seinen schimmernden blauen Blättern; dort breiten sich die langen Fächer eines Brodbaumes und neben ihm strebt der federgleiche Wipfel einer Dattelpalme hoch in die Luft. Weiterhin sind Gruppen dichtern und dunkleren Laubes; neben einer gewaltigen Korkeiche mit langen Schlingpflanzen bewachsen, führt ein Weg in eine Pflanzung düstrer Cypressen und Nadelhölzer; denn wie jeder Erdtheil hier seine Repräsentanten hat, so sind auch des hohen Nordens eigenthümliche Gewächse gepflegt, die trotz des heißen Klima's sehr gut zu gedeihen scheinen. Beim ersten Anblicke wird der Botaniker sich sogleich überzeugen, daß der Garten

unter Leitung eines talentvollen Mannes steht und Jeder wird zugestehen, daß die Anlagen mit einem Geschmacke, einer Eleganz ausgeführt sind, die manchem europäischen Garten zum Muster dienen möchte. Nur einer störenden Erscheinung wäre zu erwähnen: Alle Bäume haben eine Neigung nach Nordwesten. Ueberall in der Stadt und auf dem großen Paradeplatz, welcher auf drei Seiten mit einer vierfachen Reihe Kiefern bepflanzt ist, wird man dieselbe Bemerkung machen. Dieser schiefe Wuchs wird durch den heftigen Südostwind verursacht.

Leben und Treiben.

Oeffentliche Vergnügungsorte sind im ganzen Kapland nicht zu finden, ebensowenig als in der Kapstadt, denn einige gemeine Matrosenkneipen, ein Bierhaus und eine Billardstube sind nicht der Erwähnung werth. Promenaden, wie die der deutschen Städte, giebt es auch nicht. Des Morgens findet man die ambulante Welt im Gouvernement-Garten — in den schattigen Gängen bei des Gouverneurs Residenz; und Abends, wenn der Südostwind es erlaubt, auf den Hafendämmen. Der Kapländer liebt öffentliche Vergnügungen nicht, und hat als natürliche Folge davon keine; er ist streng häuslich; seine meisten Vergnügungen erstrecken sich nicht über die vier Mauern seines Hauses, und zu Hause verbringt er den größten Theil seiner Muße. Theater giebt es auch nicht. Dilettanten führen zuweilen eine unbedeutende Farce auf, doch sind solche seltene Erscheinungen nur Harlequinaden, auf momentanen Kitzel des Zwerchfells berechnet. Ein Gebäude, nicht unähnlich dem Leipziger Theater, doch mehr en miniature, dessen architektonische Schönheit darin besteht, daß es einem Con-

glomerat versteinerter Hühnersteigen nicht unähnlich ist, wird dem Fremden unter dem Namen Theater gezeigt; „allein,“ fügt der Cicerone hinzu, „es ist jetzt ein methodistisches Bethaus.“ Das Kapland ist mit einer solchen Menge puritanischer Heiligen gesegnet, denen Fiedel, Tanz, Theater und überhaupt jeder verständige Zeitvertreib ein gräulich Aergerniß ist, daß uns jene Theater-Metamorphose nicht wundern darf. Sie haben jedoch Vergnügungen eigenthümlicher Art. Der allgemeine Sammelplatz Solcher, die kein dringendes Geschäft haben, und Solcher giebt es nicht Wenige, ist die Auction. Auction ist alle Tage. Ewig geht ein Ding aus einer Hand in die andere. Alles schachert, Alles speculirt, und die große Menge steht dabei und amüsirt sich an den speculativen Manoeuvres der Anderen. Es ist erstaunlich, welche Masse Güter täglich auf dem Paradeplatze ausgekramt liegen und unter das Publikum versteigert werden. England entledigt sich auf den colonialen Märkten einer ungeheueren Masse schlechter Artikel, ausdrücklich fabricirt „for Exportation;“ sie werden für eine Bagatelle verkauft und die Meisten kaufen Alles, was hier für eine Bagatelle zu haben ist, gleichviel ob sie es nöthig haben oder nicht. Ein Jeder kauft, er sei Schuhflicker, Arzt oder Speculant par excellence, und kauft, was es auch sei, ob Besenstiele, Pianofortes, Töpferwaaren oder Cognac: gleichviel, er wird es wieder verkaufen und einen Profit dabei machen. Die Einkäufe, wie natürlich, sind sehr oft nicht minder absurd als die 60 Dutzend grüner Brillen, womit der speculative Sohn des Doctor Primrose sein Debut machte. Ein anderes beliebtes Rendezvous sind die Abend-Auctionen, auf denen meistens Ausschnittwaaren, Bijouterie und Bücher versteigert werden. Von Büchern besonders

wird eine große Masse abgesetzt; der Inhalt ist von keiner besondern Bedeutung: es sind doch Bücher und noch dazu mit Goldschnitt und andern Zierrathen versehen. Daher erschallt es oft von eines Auctionärs Munde: „Meine Herren, hier ist ein Buch mit schönen Printjes" (Steindrücken oder andern Bildern), und diese Empfehlung ist meist hinreichend für einen absurden Preis.

Dennoch sind die Kapländer kein lesendes Publikum, obschon man annehmen sollte, mit Berücksichtigung ihrer eigenthümlichen Isolirung und des großen Mangels an Mitteln zu geistiger Fortbildung und nationalen Vergnügungen, daß ein vorwiegender Hang zur Lectüre an die Stelle dieses Mangels getreten sein müsse. Die Kapstadt besitzt zwar eine sehr schöne, reichhaltige Bibliothek von 31,000 Bänden, allein der Gebrauch, den man davon macht, steht gar nicht im Verhältniß zu den Unkosten dieses splendiden Etablissements. Mit Gier verschlingt der Kapländer jedoch seine eigenen Zeitungen, von denen im Jahre 1852 27 florirten. Außerdem erscheinen pilzähnlich viele andere, verschwinden aber ebenso schnell wieder. Soweit coloniales Interesse berücksichtigt ist, sind ein Paar mit Talent redigirt, doch erstreckt sich selbst dieses Lob nur auf wenige Artikel. Der Rest ist die erbärmlichste Zeitungs-Prostitution, die je im Angesichte der Civilisation begangen wurde. Jene großen Bogen sind angefüllt mit dem allerabsurdesten Gewäsch zwischen A. und B. rc., um welches sich Niemand bekümmert als A. und B. rc., und gewöhnlich gezeichnet mit Ego, Homo, Alpha, Omega, Luchsauge rc; Albernheiten, über welche der Schreiber eine stille selige Freude empfindet, daß er wirklich mit einer solchen erstaunlichen, klassischen Signatur niedergekommen ist. In all' den andern Zeitungen — der Him-

mel verzeihe die Sünde, den Dingern einen solchen Namen zu geben — findet man, was man in den zwei zuvor erwähnten gelesen hat, Wort für Wort copirt.

Ein Werk hätten wir beinahe vergessen, welches die meisten Kapländer con amore studiren: die Chronica scandalosa, und der Eifer, sich mit Kenntnissen aus diesem ewig interessanten Werke zu bereichern, hat die allerunverschämteste Spionage veranlaßt, mit welcher jemals eine christliche Gesellschaft heimgesucht wurde, um so schlimmer, da die Supplemente zu diesem beliebten Werke meist durch schwarze Domestiken vermittelt werden.

Speculation und Geldmachen erfüllen jeden Raum im Hirnkasten des Colonisten. Der Rath des Juden: „mache Geld, ehrlich, wenn Du kannst, aber mache Geld," ist hier allgemeine Maxime, mit dem Unterschiede zwischen dem Holländer und Engländer, daß der Letztere lieber hungert als ein Geschäft aufschiebt, der Erstere aber nie ein Geschäft macht, ehe er seinem Götzen geopfert, d. h. seinen Bauch gefüllt hat. Dieses Jagen nach dem Mammon darf nicht wundern, denn die Industrie ist hier nicht gefesselt durch Privilegien, Innungen, Patente und drückende Steuern, und wie jene Zwangsjacken freier Thätigkeit noch heißen mögen: ein Jeder treibt, was ihm beliebt und genießt die unbeschnittenen Vortheile seiner Betriebsamkeit.

Ein beliebter Zeitvertreib ist das Reiten, und da dies Vergnügen nicht auf den bevorrechteten Stand der Reichen beschränkt ist, so reitet Alles, Jung und Alt, Knaben und Greise, Mädchen und Frauen, schwarz und weiß. Der Kapländer reitet gut; er ist ein wahrer Centaur. In langem Galopp fliegen die schnaubenden Pferde vorbei, oder tanzen in feuriger Courbette, nicht in jenem lächerlichen „Alteweiber-Andante," welches

unsere schüchternen Philister auf eingeschüchterten Pferden in dem albernen Irrthum einherschleichen, daß sie kunstgerecht und modisch reiten. Ueberall geht man mit Regenschirmen, nicht des Regens, sondern der Sonnenhitze halber, und à la Staberle tragen Reiter gleichfalls Regenschirme. Aber auch dieses Vergnügen ist auf Tage beschränkt, wo kein Südostwind weht, denn dieser bläst oft stark genug, um die Reiter von den Pferden herunterzublasen.

Uebrigens ist die Kapstadt ein angenehmer Aufenthaltsort. Die Straßen werden sehr reinlich gehalten; jedes Haus hat seine Wasserleitung; Gasbeleuchtung ist durchgängig eingeführt. Da jedoch fast aller Luftzug durch das Tafelgebirge von der Landseite abgeschnitten wird, so ist die Hitze hier so unerträglich, daß man sich ohne ein russisches Bad gemächlich in Dampf verflüchtigen kann; allein man trägt dünne weiße Kleider, kühlt sich mit Staubbädern und trinkt Sodawasser. Dienstboten sind schlecht und europäische Dressur bringt man nie in den dicken Schädel eines schwarzen Domestiken: aber Eile und Präcision ist am Kap ja auch nicht nöthig und was man nicht heute thut, thut man vielleicht doch morgen, und ein Ding halbgethan ist besser als gar nicht gethan. Oeffentliche Vergnügungen hat man nicht; allein sie sind ja nur eitle Zeittödtung, und mit Singen und Beten qualificirt man sich weit besser für den Himmel, als mit dem ganzen Witze des Menschenthums. Auch, sagt Petrus, ist unser Wissen doch nur Stückwerk, eine herrliche Apologie für alle Stümper. Man ißt viel fette Speise und trinkt viel schweren Wein; hält lange Siesten und wird überhaupt sehr träge: aber es lebt sich hier ja auch so gemächlich, daß ängstliche Besorgniß und unermüdliche Industrie ganz übertrieben wären. Man

erzählt noch viel von den guten alten holländischen Zeiten, wo das Kapland ein glückliches Schlaraffenland gewesen sein muß und es giebt noch manche alte wohlgemästete Holländer, die in der alten schönen Zeit Handel und Land monopolisirten, und durch kein anderes Verdienst als die Abwesenheit aller Concurrenz in schläfriger Ignoranz bedeutende Reichthümer zusammenscharrten. Leider beginnen sich jene göttlichen Zeiten zu ändern. Die junge — englische Generation hat jener trägen Ignoranz so viel Energie und Intelligenz gegenübergestellt, daß die holländische Partei täglich an Grund verliert und vorzüglich der Handel fast gänzlich in die Hände der Engländer gekommen ist. Mit zähem Trotze sucht der Holländer seine alte Stellung zu behaupten; allein hier, wie in Holland, ohne Erfolg, und darum haßt der holländische Colonist kein Geschöpf mehr als einen Engländer und gemeinschaftliche Interessen haben nicht vermocht, diese zwei so sehr heterogenen Elemente zu amalgamiren.

Greenpoint, Wynberg, Rondebosh und Stellenbosh sind alle in der Nähe der Kapstadt gelegen, und bestehen zum großen Theile aus den Landsitzen der Aristokraten oder den Villen der Indier, d. h. Europäer, die in Ostindien Gesundheit gegen Reichthum austauschten und dann durch halbjährigen Aufenthalt in dem mildern Klima des Kaplandes ihren vergilbten Körper wieder verjüngen wollen. Greenpoint gehört noch zur Kapstadt: der schmale sandige Küstenstreif westlich der Kapstadt, längs dem Fuße des Gebirges, ist mit Villen bedeckt, alle in gutem, einige selbst in edlem Style erbaut. Freiere Aussicht auf die See und kühlere Luft sind die Vortheile dieser patrizischen Residenzen; aber Wassermangel und Sand geben der Umgebung ein sehr

ödes Aussehen, und nackt steht der schöne Landsitz auf der öden Fläche und nur einige an günstigeren Stellen erbaute Häuser sind mit kleinen Parken umgeben von kümmerlicher Vegetation und wüstem Aussehen.

Rondebosh und Wynberg, zwei Dörfer, deren ersteres eine halbe Stunde, das zweite eine Stunde von der Kapstadt entfernt liegt, sind umgeben von mäßig hügelichten Flächen, die allenthalben mit prächtigen Liporien und silberfarbenen Proteen bewachsen sind, und werden als die schönsten Plätze Südafrika's angesehen. Es sind in der That zwei schöne Dörfer, wo eine große Anzahl Patrizier, emeritirte fette Holländer und dünne gelbe Indier ihre eleganten Landhäuser haben. Bauern wohnen auf diesen Dörfern nicht; von Landwirthschaft ist keine Rede; es sind mit sehr wenig Ausnahmen nur die Wohnungen der Reichen. Ueberall freundliche Häuser in dickem Gebüsche versteckt oder den Prospect breiter Gänge schließend. Elegante Geschirre und prächtige Pferde und Hindoos in wehenden weißen Muslin und bunte indische Shawle gehüllt, lassen die Klasse der vorzüglichsten Bewohner errathen. Miethzins ist, wie man vermuthen wird, in diesen beiden Dörfern enorm und für ein mäßig Häuslein mit Stall und anderm Behör zahlt man von 700 bis 2000 preuß. Thaler.

Ungefähr drei deutsche Meilen von der Kapstadt liegt Stellenbosh, ein großes Dorf, welches viel von Indiern, die eine größere Zurückgezogenheit auf dem Lande beabsichtigen, zum Aufenthalt gewählt wird. Das Toutensemble ist jedoch keineswegs so elegant zugeschnitten, als in den zwei vorhergenannten Dörfern. Könnte man eine Provinzialstadt in eine lange Straße zusammenschieben und diese mit zwei Reihen gewaltiger Bäume besetzen, so würde man Stellenbosh haben.

Ungefähr sechs deutsche Meilen weiter liegt noch ein recht schönes und bei weitem größeres Dorf, die Paarl, mit gutem Rechte die Perle des Umkreises genannt. Es ist ein großes Thal mit Hunderten schöner Weingärten, zwischen denen ein weitläufiges Dorf zerstreut liegt. Die größte Quantität des Kapweins wird in diesem Thale und der nächsten Umgegend gewonnen, und im Allgemeinen von besserer Qualität als auf den durch die Colonie zerstreut liegenden Weinplätzen. Sicher ist bei Anlage eines Weingartens viel Rücksicht auf die Beschaffenheit des Bodens zu nehmen, mehr aber noch auf die Qualität des Wassers, da hier das Wachsthum des Weinstockes nicht von Regen, sondern von Bewässerung abhängig ist. Die Paarl hat ausgezeichnetes Wasser, eine Seltenheit im Kaplande, wo die Quellen meistens außerordentlich brack sind. Die sandigen Straßen zwischen Paarl und Kapstadt sind immer belebt: lange Wägen, bespannt mit 12—14—18 Rindern von gewaltig langen Hörnern, beladen mit einem enormen Weinfasse, ziehen langsam der Hauptstadt zu. Denselben Weg geht ein scheinbar unerschöpflicher Vorrath von Früchten, Apfelsinen, Narden, Feigen, Wassermelonen, Muskmelonen Quitten, Granatäpfeln, Pflaumen, Birnen, Kürbissen, Gurken, Guaven, Mandeln, Nüssen, Pfirsichen, Pataten (süßen Erdäpfeln) und vielen andern, welche in großen Quantitäten in diesem fruchtbaren Thale gewonnen werden. Von hierher bezieht die Kapstadt und das ganze südliche Vorland die meisten getrockneten Früchte, unter denen die Maybos — große geschälte und plattgedrückte Aprikosen — die beliebtesten sind. Von hier wird auch viel Frucht in Zucker eingesotten verführt, denn der Kapländer liebt sein Mittagsmahl, anstatt mit Butter und Käse, mit eingezuckerten Früchten (Zucker-Preserven) zu beschließen.

Hier verläßt nun der Reisende den fruchtbarsten und natürlich den am meisten bevölkerten Theil des Kaplandes. Innerhalb dieser, um so zu sagen, Civilisationslinie wird viel Land, welches nicht bewässert werden kann, bestellt und selbst über die Rücken der Hügel gehen die geschäftigen Pflüge. Das gewaltige Tafelgebirge, welches sich wie eine Barriere über das Vorland erstreckt, stemmt den Zug der Wolken, welche von dem tiefer liegenden Lande seewärts treiben und Regen und schwerer Thau fallen reichlicher auf diese Vorspitze. Aber je weiter man in das Innere dringt, um so weniger Spuren landwirthschaftlicher Betriebsamkeit sind zu sehen.

Das westliche Land

besteht aus großen Flächen theils nackten Gesteins, theils losen Sandes, oder steifen Thons, und gleicht mit wenig Ausnahme dem Haidelande der magern, unfruchtbaren Landstriche Europa's. Einige Landstriche an der östlichen Küste ausgenommen, muß man sagen, daß das Kapland nur wenig höher stehe als eine Wüste, deren verschiedene Gradationen von absoluter Unfruchtbarkeit und periodischer magerer Vegetation allenthalben zu erkennen sind. Diese Flächen sind mit kurzen harzigen Büschen und großer grober Haide bewachsen, dürre saftlose Gewächse, von denen nur wenig vegetabilischer Detritus (Pflanzenabfälle) den dürren Sand und steifen Thon des Bodens befruchtet. So lange diese Büsche noch jung und zart sind, weiden alle Thiere daran, und um immer junges Grün an den Büschen zu haben, pflegt der Boor jährlich sein Feld abzubrennen, Berg und Thal, Alles wird gebrannt. Ob durch eine solche Procedur ein mehr als temporärer Vortheil erlangt und die ohnehin große Ste-

rilität des Landes nicht noch vermehrt werde, da man allen vegetabilischen Detritus auf diese Weise unmöglich macht, ist eine Frage von geringer Wichtigkeit dem augenblicklichen Vortheil gegenüber in solch dürrem Lande. Außerdem brannte der Großvater das Feld, der Vater that es auch, das Ding unterliegt also keinem Zweifel, der Sohn thut es ebenfalls als das Beste, was er für seine Weide thun kann. Das ganze Kapland ist von gewaltigen Gebirgsketten durchschnitten, und auch diese sind zum großen Theil mit Gebüsch bewachsen, so daß man, wohin man blickt, grüne Ebenen und grüne Berge sieht und meinen sollte, es gäbe kein fruchtbareres Land; aber durchreist man diese grünen Thäler und Berge, so findet man nichts als nacktes Gestein, heißen Sand und trockenen Thon, und wundert sich über die zähe Lebenskraft der Büsche. An feuchten Abhängen und in tiefen Bergesklüften wachsen einige Zwergbäume, und Büsche erreichen hier und da eine stattlichere Höhe; aber je weiter man ins Innere dringt, desto freier wird das Land, desto kahler das Gebirge und stundenlang reitet man oft durch graues verwittertes Gestein, nur spärlich mit trockenem Gestrüpp bewachsen, an dem die Bergziege kaum hinreichende Nahrung findet. Anderwärts strecken sich sandige Ebenen und Karoos, von denen jede Spur der Vegetation vertilgt scheint — das Reich der Sandhosen und Wirbelwinde. So ist der gewöhnliche Anblick des Landes. Aber dieses öde Land wird ein bezaubernder Blumengarten nach einigen andauernden Regengüssen: schon nach wenigen Tagen sind jene dürren Flächen und Thäler mit einer solchen Masse der herrlichsten Blumen bedeckt, daß man fast nirgends den Fuß auf kahlen Grund setzen kann. Leider sind solche wohlthätige Regengüsse nur eine höchst seltene Erschei-

nung und locken oft nur diese Zauberpracht von Blumen hervor, ohne daß weiterer Regen die junge Vegetation am Leben erhält: der Glanz der Farben erbleicht und unter den sengenden Sonnenstrahlen wird das lachende Colorit schon nach wenig Tagen ein trübes melancholisches Grau.

Ein solches Land eignet sich meistens nur zur Viehzucht, welche großentheils nach Weise der Nomaden betrieben werden muß, da schon nach kurzer Zeit die Weide da nicht mehr zureichend ist, wo eine Heerde Schafe oder Rinder gelegen. In ungünstigen Jahren sind die Thiere nur wandelnde Skelette und sterben in großer Anzahl aus Armuth, wie der Boor sagt, das heißt aus Magerkeit. Bisweilen ist die Dürre so allgemein, daß das Umherziehen nach Weide gar nichts hilft, ja eher noch die geringe Kraft der erschöpften Thiere aufreibt und um so größeren Verlust herbeiführt: es entschließt sich dann der Boor wohl zu dem verzweifelten Mittel, allen Lämmern die Kehle abzuschneiden, um doch die Schafmütter zu erhalten. Das sind in der That die Jahre der magern Kühe Aegyptens: der Boor hat weder Milch noch Butter, noch Fett; seine Kühe kann oder darf er nicht melken, denn sie sind nur Skelette mit Fell überspannt, und der Preis der Butter auf den Märkten ist oft zwei Thaler Preußisch wenn nicht gar mehr. Das Fleisch solcher Thiere wird so elend und mager, daß es kaum eßbar ist und die armen Weiber zerbrechen sich dann die Köpfe, wie sie es zubereiten sollen. Die ganze Landwirthschaft steht still: der Boor kann weder Ochsen noch Pferde in den Pflug spannen — sie sind zu mager. Ueberall dürres Land, gefallenes Vieh, schleichende Gerippe von Schafen, Pferden und Rindern in dem letzten Stadium tödtlicher Erschöpfung. Große Geier und

andere Aasvögel, die an dem reichen Mahle prassen, sowie dicke Staubwolken und Sandhosen, die der Wind über die traurige Landschaft jagt, durchziehen die Luft. Jedes kleine Wölkchen, das dem Horizonte entsteigt, wird ein Gegenstand peinlichen Interesses und getheilt zwischen Besorgniß und Hoffnung prüft der Boor ängstlich jede Veränderung des Windes.

Kommt endlich starker Regen und springt jene üppige Vegetation wie magisch aus dem Grunde, so hört der Booren prekäre Lage noch keineswegs auf; denn Schafe und Rinder, viele Monate an ein karges Mahl halbdürrer dünner Zweige gewöhnt, fressen sich dann oft in strengwörtlichem Sinne todt. Tausende von Schafen, welche dem Hungertode in der Dürre entgangen, sterben dann oft durch diesen plötzlichen Uebergang aus fast absolutem Mangel in die üppigste Weide an — wie die Colonisten es nennen — Geelziekte. Die Leber solcher Thiere schwillt und bekommt eine ganz hochgelbe Farbe.

Ein solches Land erlaubt natürlich nur eine sehr dünne Bevölkerung: auf 72,682 $^1/_2$ Quadratmeilen nur 114,886 Weiße und Farbige zusammen, auf jeder englischen Quadratmeile also nur 1 $^{57}/_{100}$ Einwohner und diese wohnen daher weit von einander; entfernt liegen aus diesem Grunde auch die Bauernhöfe (Plätze) wie kleine Oasen über eine Wüste gestreut. Wo kein Wasser ist, kann Niemand wohnen; daher sind alle Plätze bei einer Quelle angelegt, dessen oft sehr schwaches Wässerchen kaum zureicht, ein Gärtchen und ein Stück Land zu cultiviren. Bei so spärlicher Bevölkerung ist natürlich nur wenig Sorgfalt auf die Landstraßen verwendet: sie gehen durch dick und dünn, und große Steinklumpen liegen mitten in dem Wege. Die Booren trösten sich damit, daß Piet darüber gekommen und denken was Piet konnte, kann Paul

auch. Ist der Weg gar zu schlecht, so macht man einen Umweg, denn in solchen öden Gegenden kommt es gar nicht darauf an, ob man einen neuen Fahrweg einige Hundert Schritte weit in eines Mannes Eigenthum macht. Die Landstraßen schlängeln sich daher meist so sehr, daß man in gerader Linie eine Entfernung in dem zehnten Theile der Zeit zurücklegen würde, welche auf den gewöhnlichen Landstraßen jetzt erfordert wird. Die Straßen durch steile Gebirgspässe waren früher, und viele sind es auch noch, in einem so elenden Zustande, daß es ein Wagstück war, dieselben zu passiren, da man Gefahr lief, Ochsen und Wagen im Abgrunde zerschmettert zu sehen. Selbst der Boor, der kühnste Wagenlenker auf der Welt, der über ein Haus fahren würde, ohne den Wagen umzuwerfen, pflegt zu sagen, daß dieser oder jener Weg für einen Pavian zu schlecht sei, indem ein behender Affe Mühe haben würde, darüber zu kommen. Jetzt sind wenigstens einige Engpässe durch gute Straßen geöffnet; andere sind „gemacht“, das heißt ein Wagen kann möglicherweise darüber hinweg kommen, ohne die Achsen zu brechen. Sollten jedoch zwei Wagen auf ungünstigen Stellen einander begegnen, so muß der eine Wagen in Stücken genommen und an dem andern Wagen vorbeigetragen werden.

Districte und Städte des westlichen Landes.

Auf der ganzen westlichen Hälfte ist nicht ein Ort, welcher den Namen eines Städtchens verdiente, obgleich sie alle Städte (towns) benannt werden. Der Colonist gefällt sich in diesem pompösen Namen, aber der Titel paßt auf den Ort, wie ein Mannshut auf einen Kinderkopf. Solcher Städte giebt es auf diesem großen Raum nur fünf: Malmesbury, Worcester, Tul-

bagh, Beaufort und Clanwilliam, alle recht hübsche reinliche Orte, denn wo Nässe fehlt, fehlt auch Schmuz. Die zwei ersteren zumal sind recht nette Flecken: die Häuser in gutem städtischen Geschmack erbaut, platte Dächer, geweißte Mauern, niedliche Gärten, große schattige Bäume bei den Häusern, überall große Reinlichkeit, Dank dem trockenen Klima; — kurz, das Ganze hat alles Schöne der Idylle ohne Beimischung jener Unannehmlichkeiten, die in dem landwirthschaftlichen Berufe unvermeidlich sind. Die drei letzteren Orte bestehen nur aus einer Straße, von Gärten hier und da durchschnitten, und man begreift, wie schwach der Impuls, durch welchen große und mannichfaltige Hülfsquellen eines Landes das schnelle Aufblühen einer jungen Niederlassung sichern, hier sein müsse, wenn wir erwähnen, daß zu den dreizehn Häusern, aus welchen Clanwilliam seit den letzten dreißig Jahren bestanden hat, in fünf darauf folgenden Jahren nur ein einziges Gebäude beigefügt wurde, und das war ein Stall. Ueberhaupt sind die Hülfsquellen der genannten Districte lächerliche Fabeln, wie erhellen wird, wenn wir erwähnen, daß der District Clanwilliam auf 24,000 englischen Quadratmeilen ungefähr 2000 weiße Bewohner, der District Worcester auf 20,000 Quadratmeilen nur 2500 weiße Bewohner und der District Beaufort auf 13,000 englische Quadratmeilen nur ungefähr 2300 weiße Einwohner zählt. Und für eine größere Zahl von Bewohnern sind diese Districte wohl auch nicht geschickt. Es müssen sonach klägliche Hülfsquellen sein, die auf solchen ungeheuren Flächenräumen keine größere Bevölkerung erhalten können.

Die afrikanischen Dörfer sind ganz uneuropäisch und lassen sich daher mit einer Bauern-Gemeinde Deutsch-

lands gar nicht vergleichen. Die Magnaten sind der Magistrat oder Commissär, die Gerichtsschreiber, der Physicus und der Geistliche. Dann kommen die Plebejer: einige Krämer, Handwerksleute, schwarze oder weiße Polizei und ein Haufen schwarzen Gesindels — voilà tout.

Es giebt jedoch noch einige andere Dörfer von neuerem Datum. Sie schießen gegenwärtig empor wie Pilze und bestehen meistens aus einem Pfarrhause und einigen leeren Häusern, welche wohlhabende Booren gebaut haben, um sie nur an solchen Sonntagen, an denen sie zur Kirche kommen, gelegentlich zu benutzen. Die übrige Zeit bleibt das ganze Dorf verschlossen, und man kann sich nichts Melancholischeres denken, als ein solches auf öder, dürrer Fläche gelegenes Dorf, welches ohne jene Erfordernisse, die das Entstehen und Wachsthum von Städten und Dörfern bedingen, lediglich den Bemühungen eines Geistlichen seine erkünstelte Existenz verdankt, um in kurzer Zeit wieder zu einem Haufen Schutt zusammen zu fallen.

Die Sanguiniker unter den Colonisten schmeicheln sich mit der Hoffnung, daß dies westliche Land, sobald dessen reiche Hülfsquellen erst richtig erkannt und benutzt sein werden, ein neues Paradies bilden würde; nur Schade, daß diese Herren zur Zeit noch selbst nicht einig sind über die wahre Art dieser reichen Hülfsquellen.

Lebensweise, Sitten und Gebräuche der Booren.

Die meisten Booren leben in patriarchalischer Einfachheit isolirt auf ihren „Plätzen", oder in Ruhestand versetzt, zwischen Pfeife und Zoopie (Branntwein) auf den Dörfern, und da sie nur selten, ja fast niemals bis zur

Kapstadt kommen, so haben sie von der großen Welt sehr mangelhafte Begriffe. Die große Entfernung Einiger von der Kirche macht, daß sie bisweilen kaum ein- oder zweimal im Jahre die Kirche besuchen; Andere, die noch entfernter wohnen, kommen nicht eher zur Kirche als bei Heirath oder Kindtaufe, und die letztere wird bisweilen Jahre lang aufgeschoben, so daß man sich nicht wundern darf, eine Gesellschaft großer Buben und Mädchen zur Kirche ziehen zu sehen, um das so lange verschobene Sacrament der Taufe endlich zu empfangen. Auf ihren einsamen Landgütern sehen sie, außer ihren nächsten Nachbarn, die auch oft mehrere Stunden weit entfernt wohnen, nur den Fleischerknecht, der ihr Vieh aufkauft, den Smaus, der ihnen Kattun für indischen Muslin verschachert, den Geistlichen, der von Zeit zu Zeit seine mühsame Runde macht, damit seine Schafe nicht wieder ins Heidenthum zurückfallen möchten, und höchst selten einen Reisenden. Daraus entsteht eine große Unwissenheit, die man gern übersieht und eine so lästige Neugierde, daß der Reisende nur durch eine umständliche Biographie seiner selbst oder, was denselben Effect macht, durch eine Masse Lügen seine Beherbergung bei ihnen sichert.

Früher war die Gastfreundschaft dieser Leute sprichwörtlich geworden; der Reisende erhielt alle Bedürfnisse unentgeltlich und versorgte dafür seine Wirthe mit den Neuigkeiten der Woche, oder wie gesagt, mit einer Menge fabelhaften Zeuges, als nur immer sein erfinderischer Geist zusammenlügen konnte; je dicker aufgetragen, um so willkommener. Nothwendig war es ferner, tüchtig auf den „Englishman" zu schimpfen und etwas über einen neuen Admiral Ruyter zu fabeln. Freilich durfte der Reisende meist nicht mehr erwarten als eine Tasse dünnen Thees,

ein Stück Fleisch ohne Brod und oft auch ohne Gemüse, ein Nachtlager, eine Hand voll Futter und einen Segen für die weitere Reise; allein dies sind unschätzbare Dinge für den erschöpften Reisenden in solch unwirthbarem Lande, wo schon der Anblick einer menschlichen Wohnung eine Seltenheit ist. Diese oft gerühmte Gastfreundschaft ist leider jetzt fast ganz verschwunden oder doch wenigstens sehr zweideutig geworden; denn wenn der Boor zwar auch jetzt noch keine Zahlung für Verpflegung des Menschen verlangt, fordert er doch einen solchen enormen Preis für Pferdefutter, daß er mehr als entschädigt wird für seine karge Liberalität.

Ein schläfrigeres Wesen, als das des Schafzüchters und Viehboors, ist wohl schwerlich zu finden. Kaum aus dem Bette, steckt der Boor die Pfeife in den Mund und verschluckt ein Zoopie, nimmt den linken Fuß in die rechte Hand und raucht ein Dutzend Pfeifen kapschen Kanasters. Schlendernd geht er dann nach dem Viehkraale, während er von Zeit zu Zeit ein gewaltiges Halloh nach Piet, Jan ꝛc., den Hirten, erschallen läßt, die, regis ad exemplar, in den Hütten bei einem Häuflein Kohlen kauern und rauchen, bis der Baas (Herr) lebendig wird. Dann wird das Vieh gezählt und zur Weide weggetrieben, und Alles wird wieder still auf dem Gute. Pflüg- und Erntezeit beschäftigt ihn nur ausnahmsweise auf eine kurze Zeit, und wenn diese geschäftige Zeit vorbei ist, weiß er nicht, womit er den Tag todtschlagen soll. Der Boor liest nicht; er hat nur drei Bücher: die Bibel, das Gesangbuch und den Kalender. „Alle andern Bücher sind Unsinn", hat ihm der Pastor gesagt, „und mehr als in den drei Büchern steht, hat ein Christenmensch nicht nöthig zu wissen; der Teufel ist listig mit aller Gelehrsamkeit."

Und so lernt er den Kalender auswendig, und singen und beten kann er doch nicht den ganzen Tag. So nimmt er dann den linken Fuß wieder in die rechte Hand und raucht zwölf andere Pfeifen; dann ißt er, dann schläft er, dann raucht er wieder, dann spuckt er; dann — variatio delectat — wetzt er sein Taschenmesser an der Schuhsohle und schneidet kleine Riemchen oder Stückchen Holz, eine interessante Beschäftigung, womit er sich stundenlang amüsiren kann. In seiner Isolirung aus Nothwendigkeit schweigsam, speichert er seine Beredtsamkeit auf bis zum nächsten Besuche eines Ohms oder Neefs und glänzt dann in — was die englischen Matrosen nennen Spinning a yarn — in der Erzählung so entsetzlich langer umständlicher Geschichten, daß der geduldigste Philosoph aus der Haut fahren würde. Wehe dem unglücklichen, ermüdeten Reisenden, dessen böser Stern ihn Abends in das Haus eines Booren führt, dem es seit einiger Zeit an Gelegenheit gebrach, sich seiner aufgestapelten Beredtsamkeit zu entledigen: einen kurzen Kampf besteht er zwischen der Höflichkeit, dem Wirth ein aufmerksames Ohr zu leihen und zwischen der Allgewalt des Schlafes; aber Ermüdung, gepaart mit dem Effecte der Erzählung, wird unwiderstehlich; er nickt, und mechanisch öffnet sich nur noch sein Mund und approbirt mit Ja, Jaja, bis endlich der Boor des Neefs Ermüdung gewahrt. „Neef ist sehr müde; aber Neef wird sehen, wie das zugegangen ist. Er steht," fährt er in der Erzählung weiter fort, „hinter dem Busche, Neef, und guft, Neef, gu—u—kt — (ein Puff aus der ewigen Pfeife) guft — gu—u—ukt (puff, puff) und ich liege hinter der Klippe (puff, puff) und guke, Neef, gu—uke (puff, puff)," aber obschon der Schall der Worte nicht mehr das Ohr des ermüdeten Reisenden trifft und der

Boor sich von dem hoffnungslosen Zustande seines Opfers endlich überzeugt, beendigt er doch seine Geschichte zu seiner eigenen Genugthuung. Endlich entsteht eine Bewegung und der arme Gast hofft seine endliche Erlösung durch das Abendessen. Doch nein, es ist ein schwarzes Weib mit einem Fasse Wasser und einem Tuche. Alle waschen nun Gesicht, Hände und Füße in demselben Wasser und trocknen sich an demselben Tuch, dessen gewöhnlich blaue Farbe viel zu seiner reinlichen Erscheinung beiträgt. In einem heißen, trocknen, staubigen Lande, wie das Kapland, ist, zumal nach einer Reise, eine Waschung oder ein Bad nicht allein der größte Luxus, den man sich wünschen könnte, sondern durchaus nöthig; aber der Fremdling legt sich lieber zur Ruhe in einer windigen, halboffenen Kammer, in steifen feuchten Kleidern, als von dem Waschapparat Gebrauch zu machen, wie er meistens am Kap geboten wird. Darauf bleibt die ganze Gesellschaft, Jung und Alt, mit bis zu den Knieen nackten Beinen, noch eine Stunde sitzen im trägen Geschwätze. Endlich kommt das Abendessen, gewöhnlich fettes Fleisch, nicht immer Brod. Jeder bedient sich seines Taschenmessers, wetzt es an der Schuhsohle und schneidet darauf los und ißt, nach Viehboormanier, das Fett als Fleisch und das Fleisch als Brod. Gabel und Löffel werden auf den Tisch gelegt, aber nicht für jede Person. Das Mahl beschließt ein Zoopie, gewiß eine weise Zugabe, um die Verdauung einer solchen fetten Ladung möglich zu machen. Alles dies möchte noch gehen, denn der hungrige Magen eines Reisenden in jenem schwach bevölkerten Lande erlangt eine wunderbare Kraft und würde mit der Zeit Kiesel verdauen lernen, wie der des Straußes; aber während die Speise auf die Tafel gesetzt wird, fegt, um Alles in höchste Reinlichkeit zu

bringen, ein anderer schwarzer Diener eine solche Staubwolke vom trocknen Lehmboden auf, daß man wie in einem dichten Nebel sitzt. Wieder ein Andrer setzt auf den Tisch eine Kerze mit einem daumdicken, aus alten Lappen gedrehten Dochte, von dessen rother, düstrer Flamme eine graue Rauchsäule aufsteigt; und auf die andre Seite eine Lampe, gefüllt mit halbgebratenen knatternden Fettkriefen, aus denen ein alter brennender Lappen hervorragt und noch mehr Qualm und brenzlichen Fettgestank verbreitet. Aber die allerekelhafteste der Gewohnheiten der Colonisten ist ein immerwährendes Rülpsen; sowohl der Viehboor in groben Lederhosen und rohen Sandalen in einem Hardebeesthuys (Lehmhütte) an der Grenze, als der elegante Overman auf seiner prächtigen Meierei im Oberlande — Alles rülpst furiosamente; und wie der junge Germane zum Beweise seiner Männlichkeit eine Pfeife raucht, führt der junge „Afrikander" den Beweis der seinigen auf die angegebene Weise. Die Männer nennen es „Winde op de Maag", die Frauen de opwerkens; und obgleich diese Umstände unter die Krankheiten gehören, sind sie im vorliegenden Falle nur die hörbaren Aeußerungen eines stillen Würdegefühles, denn, je wichtiger die Person, desto mehr rülpst sie. Sie führen gern ein Gespräch über diese „Qualen" und betrachten es als einen Beweis höflicher Aufmerksamkeit, darüber condolirt zu werden. — Bei uns hilft das Wetter aus linkischer Verlegenheit in ein Gespräch hinein; am Kap aber spricht man wenig vom Wetter, da dort immer das ewige Einerlei von Hitze und Dürre ist; sitzt nun der Fremde verlegen dem Boor gegenüber, ohne recht zu wissen, was er mit den Leuten eigentlich sprechen solle und macht die Tante ihre Qual bemerkbar, so fragt er schnell: „Tante hat solche Opwerkens" und

„Ja, mein lieber Neef, die alte Qual" ꝛc. lautet die Antwort, womit das Gespräch im Gange ist. Wir bemerken hier, daß man sich immer nur mit Oom, Tante, Neef und Nichtje anredet, gleichviel ob verwandt oder stockfremd.

Der Boor conservirt sich bei solch gemächlicher Lebensweise wunderbar; erreicht ein hohes Alter, trotz Gicht und Blasenstein, und beschließt dasselbe endlich mit einem Schlagflusse.

Die Lebensweise des schönen Geschlechtes gleicht der der Männer: zwölf Stunden im Bette liegend, elf auf dem Stuhle sitzend, wo sie mit Thee trinken, Thee schenken, schnupfen und Lederhosen nähen, die Zeit verbringen, sind sie nur die übrige Stunde einigermaßen in Bewegung. Obgleich in der Jugend recht hübsche Dinger, werden sie durch solche große Unthätigkeit mit der Zeit jene enormen Fettklumpen, wodurch die holländischen Frauen von jeher weltbekannt sind und gewöhnlich endet eine unästhetische Wassersucht ihr ruhiges Leben.

Es giebt jedoch unter den Booren auch Ausnahmen, die wahre Wunder von mannichfaltiger Thätigkeit sind; denn da zur gehörigen Ausbildung eines Boors erforderlich ist, daß er sich im Nothfalle selbst hilft, da seine isolirte Lage es fast unmöglich macht, den einen oder andern Artikel gefertigt zu bekommen, so schneidert er, macht seine eignen Schuhe, sein Riemzeug; ist Zimmermann, Maurer, Thierarzt, Schmied, Müller ꝛc. und besitzt in seiner Werkstätte alle Geräthschaften, die für solche Zwecke nöthig sein möchten. Solche betriebsame Köpfe haben gewöhnlich auch einen kleinen Kramladen auf ihrem Gute, oder schmuggeln mit Manufacturen und Spirituosen, wovon vorzüglich der letzte Artikel mehr einbringt als die ganze Landwirthschaft. In der That

ist solche allseitige Geschäftigkeit der wirkliche Stein der Weisen, mit dessen Hülfe man in dieser Colonie schnell vorwärts kommen kann, und es giebt daher nur Wenige, die ihre Thätigkeit ausschließlich auf ihren Beruf beschränken, sondern immer auf ein Nebengeschäftchen bedacht sind. Es ist nicht zu leugnen, daß dies viel Jüdisches hat und daß der ewige Schacher Manchem anekelt; es bleibt ihm jedoch kaum etwas anderes übrig, als mit den Wölfen zu heulen. Der Schachergeist hat aber eine solche Höhe erreicht, daß im Moral-Codex der Colonisten das Wort „betrügerisch" gar nicht existirt, sondern nur „Slim" d. h. „knapp".

Eine üble Gewohnheit, die jedoch einigermaßen durch die Nothwendigkeit gerechtfertigt wird, ist das Ausschmieren der Zimmer mit Kuhmist. Der Preis des Holzes im Innern ist so hoch und die Zufuhr so spärlich, daß man fast nirgends ein gedieltes Haus findet. Die Fluren bestehen daher aus geschlagenem Thone, wie in unsern Scheuern. Da aber der Thon nicht fett ist und sehr bald zu lockerem Staube wird, überschmiert man die Flur gewöhnlich zwei Mal wöchentlich mit dünnem Kuhmiste, ein durchaus nicht so ekelhaftes Mittel, wenn die Weide grün ist und die Tage heiß sind. Immer hat es jedoch die üble Folge, daß eine Unzahl außerordentlich kleiner Flöhe in das Haus kommt, die wie die Teufel beißen und sich zu Millionen in dem Kuhmiste zu erzeugen scheinen. Andre haben die Gewohnheit den Mist mit Blut zu mengen, was auch in der That eine bei weitem härtere Flur macht; allein der Gestank dieser Mixtur, selbst wenn gehörig getrocknet, ist unausstehlich. In den Dörfern ist Kuhmist oft selten und nichts ist possierlicher, als, wenn einige Rinder in das Dorf kommen, die Manoeuvres mehrerer Dienstboten zu beobachten, den Preis davon zu tragen.

Das östliche Land.

Die östlichen Provinzen des Kaplandes nehmen einen Flächenraum von 45574 englischen Quadratmeilen ein, auf denen sich eine Bevölkerung von 170393 Weißen und Farbigen befindet, was eine Bevölkerung von 3⁷/₁₀ Kopf auf jede englische Quadratmeile ergiebt. Der Theil der östlichen Küstenländer bis zum 24. Grade östlich von Greenwich, welcher die Districte Swellendam und George umfaßt, ist ungleich fruchtbarer als der frühererwähnte westliche Theil der Colonie. Die Folge dieser Fruchtbarkeit ist auch eine dichtere Bevölkerung, indem Swellendam bei einem Umfang von 9050 engl. Quadratmeilen 20089 Einwohner, George aber auf 4800 englischen Quadratmeilen 11600 Einwohner zählen; so daß in ihnen auf die englische Quadratmeile 2 bis 2⁵/₁₀ Einwohner kommen. — Die Bevölkerung besteht zum größten Theil aus Engländern und ist gebildeter als die der westlichen Districte, besitzt aber im Allgemeinen wenig bemerkenswerthe Eigenthümlichkeiten.

Swellendam producirt sehr viel Getreide, welches, da das Klima feucht ist, selbst nahe der Küste gebaut wird, wo sonst Bewässerung nicht möglich ist. Die Bevölkerung des Districtes charakterisirt sich durch ein eifriges Vorwärtsschreiten in Unternehmungen und Verbesserungen; Veredlung der Pferde, verbesserte Ackergeräthe, Omnibusverbindungen und politische Versammlungen, welche man hier findet, deuten auf Intelligenz, Energie und Kapital hin. Es enthält außer dem Hauptort gleichen Namens, bestehend aus einer sehr langen Straße, nur noch einen kleineren Ort Caledon, der jedoch kaum der Erwähnung werth ist. Cap Agulhas, der südlichste Punkt an der Küste, besteht aus einer Masse Klippen, die

weit in die See hinauslaufen, an denen schon manches Schiff scheiterte. Ein Leuchtthurm steht zwar auf dem Riff, allein die dicken Küstennebel hüllen sein Licht oft ein und Schiffbrüche ereignen sich noch immer an dieser Stelle.

George ist ein sehr gebirgiger District, der aber, was im ganzen großen Westen Südafrika's nicht zu finden ist, viel dichte Waldung besitzt. Die höchsten Berggipfel selbst sind mit stattlichen Bäumen bewachsen, unter denen namentlich der schlanke Geelhout (Taxus latifolius), der majestätische Stinkhout (Laurus bullata), die dichte wilde Kastanie (Calodendron capense) hervorzuheben sind. Außer ihnen decken die Berge dichtes Unterholz und eine Menge der verschiedenartigsten, herrlichsten Blüthenbüsche, unter denen auch eine Species des Kaperstrauches. Schlingpflanzen mit hellen Blumen weben ihre zarten Guirlanden von Baum zu Baum und eine Menge buntgefiederter Vögel belebt diese romantischen Gehölze. Von hier aus bezieht das Binnenland den größten Theil seines Holzbedarfs. Viele arme Booren und Irländer leben in diesen Wäldern fast ohne alles Obdach und meist in einem solchen armen Zustande, daß ihre Kinder ganz nackt wie die Wilden umherlaufen. Gegen eine geringe Abgabe an das Gouvernement fällen und sägen sie Holz und schleppen mit unsäglicher Mühe die Klötze und Breter von den waldigen Höhen herab; laden von Zeit zu Zeit eine gewaltige Tracht und treten ihre mühsame, langsame Reise in das Innere an, wo sie ihr Holz meist für so schlechte Preise losschlagen müssen, daß man nicht begreift, wie sie ihr Leben zu fristen vermögen. Betrachtet man die armen Familien, die dann und wann auf einem alten, krachenden, schwerbeladenen Wagen aus diesen Waldungen hervorkommen,

so sieht man sogleich, daß sie in einem Zustande großer Dürftigkeit leben. Der Hauptort dieses Districtes gleicht denen der andern Kreise: ein hübsches Dorf von circa 150 Häusern, mehr nach städtischer als ländlicher Weise gebaut. Man hat den Ort Georgstadt genannt, obgleich er im günstigsten Falle erst mit der Zeit eine Stadt werden kann, für jetzt jedoch nur der Embryo einer solchen ist. Dieser District producirt den besten Tabak, hauptsächlich in dem fruchtbaren Thale zwischen den Oliphant- und Kamnassie-Flüssen, genannt Cango.

In diesem Thale sind einige wunderschöne Tropfsteingrotten, in denen die Stalactiden die seltsamsten Gestalten bilden. Das Merkwürdigste an diesen Grotten ist der Eingang: auf ebener Erde öffnet sich ein Loch, in welchem man ebensowenig eine Sehenswürdigkeit vermuthet, als in dem Loche eines Ameisenlöwen. Nachdem man hier einige funfzig Fuß hinunter gerutscht ist, nicht ohne Gefahr einer Schlange zu begegnen, erreicht man die unterirdischen Gemächer.

In diesem Districte ist ein kleiner Fluß, die Knysna, dessen Ufer unbezweifelt die schönste Landschaft im ganzen Kapland bilden. Es ist ein unbedeutender Fluß von nur wenigen Meilen Länge, der sich jedoch in ziemlicher Entfernung von der See plötzlich zu einer breiten Bucht erweitert, an deren Ufern solch tausendfältige romantische Pracht von Thal und Hügel, schroffem Felsvorsprung und seichtem Blumenufer, grünem sonnigen Waldweg und düstern Baumgruppen zusammengedrängt ist, daß der Landschaftsmaler ein unerschöpfliches Material zu den interessantesten Studien vor sich hat. Man hat versucht diese Bucht zu merkantilischer Bedeutung zu erheben, allein sie ist durch eine Felsenbank geschlossen und überdem ist der Handel nach dem Binnenlande zu sehr durch

Port Elisabeth, von dem wir weiter unten sprechen werden, bereits absorbirt.

Die schwarzen Berge, Zwarte Bergen.

Von den westlichen dürren Flächen ist dieser fruchtbare District durch eine hohe Gebirgskette geschieden — die schwarzen Berge. In dem Anblicke dieser Gebirge ist jedoch nichts, was zu diesem Namen Veranlassung könnte gegeben haben. Bis zu dem Fuß der Berge erstreckt sich Fruchtbarkeit; jenseit beginnt plötzlich die öde Fläche der großen Karoo, der südlichste Ausläufer der traurigen Wüsten Centralafrika's. In den Schluchten und Engthälern der Gebirgskette herrscht noch üppige Fruchtbarkeit und viele schöne Bauernhöfe liegen in ihrem Busen versteckt. Die Booren der schwarzen Berge sind sprichwörtlich bekannt als die größten Grobiane der ganzen Colonie; wir lassen es bei dem Gerüchte bewenden. Sei dieser Mangel an guten Sitten begründet oder nicht, gleichviel, sie machen auf alle Fälle rechten guten Wein, ein Ding zwischen Pontak und Burgunder, der, wenn er mit Sorgfalt bereitet ist, den besten französischen Rothweinen nicht nachsteht. Schade daß der Boor seinem Weine kein Alter erlaubt, denn was er vom Jahrgang nicht verkauft, trinkt er selbst: eine lobenswürdige Vorsicht, denn sein Mangel an Fässern ist groß und die Weinlese immer reichlich und so trinkt er mit heroischer Selbstverleugnung die nöthige Räumlichkeit in die Fässer. Das „Volk" (das schwarze Dienstpersonal) hilft dem Boor weidlich und ihren vereinigten Anstrengungen gelingt es gewöhnlich, das Ziel selbst vor der neuen Weinlese zu erreichen, wenn man den hohlen Ton der Weinfässer als Beweisführung annehmen will. Dieser District enthält 15,333 Einwoh-

ner, weiße und schwarze zusammen auf 4032 englischen Quadratmeilen.

Uitenhaag

ist der nächste Küstendistrict zwischen dem 24. und 26. Längengrade: ein außerordentlich steriler Landstrich, als ob ein Stückchen Wüste zwischen die fruchtbaren Küstenländer hineingeschoben wäre. Landeinwärts bietet dieser Kreis keinen andern Anblick als einige nackte Berge und große, wellenförmige graurothe, dürre Flächen, durch welche sich eine breite weiße Landstraße hindurchschlängelt. Dies ist die Hauptstraße Südafrikas, auf welcher die Produkte des Binnenlandes und der östlichen Länder dem Meere zugeführt werden. Schwere Frachtwägen ziehen hier ununterbrochen entlang ins Innere des Landes; andre, meistens mit Wolle beladen, gehen seewärts. Wolle ist der bedeutendste Stapelartikel, seit sich die Booren auf die Zucht der Merinoschafe der Wolle halber gelegt haben und von den berühmten afrikanischen Fettschwänzen sind daher nur noch wenige zu sehen. Jene Schafe jedoch, welche ihre ungeheuren Fettschwänze auf kleinen Wagen nach sich schleppten, von denen frühere Reisebeschreiber so viel gefabelt haben, giebt es gar nicht mehr und der Leser halte sich überzeugt, daß es dergleichen gigantische Absurditäten niemals gegeben habe. Ein großer Fettschwanz ist circa 2 Spannen lang und 7—10 Pfund schwer, berührt also nicht den Grund, bedarf auch keines kleinen Wagens und wird mit Leichtigkeit vom Schafe getragen.

Von dem Inlande ist dies Küstenland durch eine niedrige kahle Gebirgskette geschieden, die schwarzen Rükken (Zwarte Ruggens) genannt, wie die vorerwähnten schwarzen Berge von einer holländischen Commune

bewohnt, welcher die öffentliche Meinung ein curioses Stigma angehangen hat. Man sagt nämlich, daß sie unter einer psychologischen Unvollkommenheit laborirten und über das Mein und Dein sehr unklare Begriffe hätten. Andre, weniger lieblos, behaupten, es sei nur ein höherer Grad und eine andre Form dessen, was man bei sehr vielen Colonisten beobachte, die im Handel und Profitmachen jede Delicatesse und überhaupt alle moralische Rücksicht bei Seite setzten.

Der Verkehr durch diesen sterilen District wird oft sehr erschwert, ja bisweilen ganz unterbrochen, durch totalen Wassermangel: nach langer Dürre versiegen die kleinen Quellen und stehenden Wässer — Pfützen sollte man sie eigentlich nennen. Etwas weniger steril sind die Landstriche näher der Küste. Dieser District zählt daher nur sehr wenig Bauerhöfe und sehr dünne Bevölkerung. Die Zahl der Einwohner ist 7477 auf 8960 englischen Quadratmeilen.

Der Hafenstadt in Algoabay haben wir bereits Erwähnung gethan. Port Elisabeth ist fast ausschließlich englisch und ein kleiner geschäftiger Ort; zahlreiche Schiffe liegen immer in der Bai und eine solche Masse von Gütern wird ununterbrochen von England hierher gesandt, daß man sich wundern muß, wie die so dünne Bevölkerung des Kaplandes diese zu verbrauchen vermöge. Wie in Indien die Laskaren sind hier die Fingoes die kühnen Bootsmänner, welche die Güter durch die gewaltige Brandung hindurchbugsiren, mit welcher der indische Ocean seine hohen Wellen in die langgestreckte Bai hineinrollt. Ueberhaupt giebt, wie schon erwähnt, diese große offene Bai den Schiffen nur wenig Schutz und Schiffbruch ist auch hier an der Tagesordnung. Das häufige Vorkommen solcher Unglücksfälle

entmuthigt jedoch keineswegs den Engländer, der seinen Handel um jeden Preis auszudehnen sucht.

Längs dem großen Wege in das Innere, anderthalb Stunden von Port Elisabeth, liegt Bethelsdorp, ein Hottentottendorf und Missionsinstitut. Dies wollen wir jedoch jetzt übergehen, da wir solcher Anstalten in einem besondern Artikel zu erwähnen beabsichtigen.

Anderthalb Stunden weiter liegt der ehemalige Hauptort des Districtes, die Drostei, die Station des Commissärs, Uitenhaag, ein ziemlich großes Dorf, unregelmäßig gebaut, mit Gärten zwischen den Häusern, holländischen Insassen und — das ist alles Merkwürdige, was sich von dem Orte sagen läßt. Dann folgen kahle Berge, dürre Flächen, graues Schiefergestein, Sand, Staub, Stechfliegen, quälender Durst, schlechtes Wasser und gebleichte Skelette.

Bis hierher erstreckte sich früher das Kapland. Weiter östlich liegt ein schönes, fruchtbares Land, früher von den Hottentotten und später von den Kaffern bewohnt, welches den Weißen natürlich als eine wünschenswerthe Acquisition erschienen sein muß. Auf welche Weise ein Theil dieser herrlichen Gegenden der Colonie einverleibt wurde, werden wir anderwärts erzählen.

Albany.

Ein Stück Küste bis zum 27. Längengrade bildet jetzt den besten Theil des Kaplandes. Albany ist daher dicht bevölkert. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 13,000 auf einem Flächenraume von 1792 englischen Quadratmeilen. Inmitten des Districts liegt die östliche, schöne Hauptstadt, Grahamstown und nahe der Küste Bathurst, eine kleine Stadt, die fast täglich sich vergrößert. Ein Fort im Innern, Fort Beau-

fort, nahe der Kaffergrenze, hat sich in neuerer Zeit zu einer Stadt umgestaltet und eine Menge kleinerer Dörfer sind allenthalben emporgewachsen.

Grahamstown bestand vor circa 40 Jahren aus nicht mehr als zwei oder drei Lehmhütten und ein paar Wällen von Erde und Stein, welche den brittischen Truppen, deren Hauptquartier hier immer war und noch ist, als Bollwerk gegen ihre unruhigen Nachbarn diente. Jetzt ist es eine hübsche, wohlgebaute Stadt von ohngefähr 8000 Einwohnern. Um sich gegen unerwartete Angriffe der arglistigen Kaffern zu schützen, hatte man für diese Station eine offene, ziemlich kahle Ebene gewählt. Die Lage der Stadt ist daher keine günstige in jeder anderen Beziehung, um so mehr als alles Wasser aus einer keineswegs starken Quelle bezogen werden muß. Daß diese Stadt durchaus englisch ist, sieht man schon an der eigenthümlichen Architectur der Häuser, der Eleganz der Kaufläden, den netten Straßen und in den hundert Kleinigkeiten und Annehmlichkeiten der häuslichen Einrichtung, für welche der Engländer solchen praktischen Takt besitzt und deren Gesammtheit er unter dem Namen von Comfort begreift. Grahamstown ist noch immer das Hauptquartier der Truppen und genießt eben dadurch bedeutende Vortheile. Nicht minder gewähren die unaufhörlichen Kaffernkriege den Speculanten eine herrliche Gelegenheit ihre Talente zu üben und die böse Welt sagt sogar, daß solche helle Köpfe keine Gelegenheit unterließen, die Flamme des Krieges anzufachen, da die Kriegszeit immer ihre beste Ernte sei. Ja man geht weiter und behauptet, daß, wenn ein Dutzend Bankerotte schnell auf einander folgten — beiläufig gesagt ein gewöhnliches Ereigniß im Kaplande — man mit der größten Sicherheit auf einen neuen Kaffernkrieg speculi-

ren könne. Post hoc — propter hoc ist sehr trügerisch, aber unglücklicher Weise ist der Gang der Ereignisse immer ein solcher, daß die Behauptung den Schein für sich hat.

In diesem Districte bemerkt man zuerst eine Eigenthümlichkeit, die im ganzen übrigen Kapland nicht zu finden ist, nämlich der Grund ist überall mit Gras bewachsen. Das Heumachen ist daher nur hier ein Zweig der Landwirthschaft; der Kapboor im Allgemeinen kennt das Ding gar nicht. Die Landwirthschaft wird daher hier auf mehr europäische Weise betrieben. Der Farmer hält Kühe, gewinnt viel Butter, macht Käse und schlachtet Kälber. Der Boor hält niemals Kühe im Stalle; hat meistens afrikanische Kühe mit kaum sichtbaren Eutern; macht, wenn die Büsche nicht allzu dürr sind, ein wenig schneeweiße Butter von der Milch der bunten Ziegen, die er Bockmilch nennt; zieht seine Kälber auf und schlachtet die mageren Kühe. Der Farmer muß in diesen dicht bewohnten Gegenden sein Zuchtvieh gehörig weiden lassen; der Boor läßt es gewöhnlich einen Monat und länger wild umherlaufen und sammelt es dann von allen Enden seiner weitläufigen Besitzung um zu sehen, ob die volle Zahl noch vorhanden. Der Farmer betreibt Landwirthschaft auf europäische Weise; der Boor kann es nicht: der unfruchtbare Boden, auf dem er Landwirthschaft betreiben muß, nöthigt ihn zu manchen Eigenthümlichkeiten, welche auf den ersten Anblick nur aus capriziöser Wahl entsprungen scheinen, aber wirklich durch Nothwendigkeit bedingt werden.

Dieser District ist mit guten Landstraßen durchschnitten, denn da Militär sich nicht nach Schneckenart wie der Boor in seinem Ochsenwagen bewegen darf, wird überall große Sorge auf den Straßenbau verwandt.

Allenthalben sieht man freundliche Landgüter und selbst elegante Landsitze, umgeben von Wiesen, üppigen Gärten und malerischem Waldgrunde. Alles deutet auf Wohlstand — ein Wohlstand der leider nur von kurzer Dauer ist; denn wenn die wilden Horden der Kaffern das Land überschwemmen, so werden die freundlichen Güter geschwärzte Trümmer, die Gärten verwüstet und verbrannt, die Heerden hinweggetrieben.

Nach dem Kafferkriege von 1834 fanden sich 7000 Menschen gänzlich ruinirt. 455 Farmhäuser und 58 Wägen waren verbrannt; 111,418 Rinder und 156,878 Schafe und Ziegen weggetrieben, ohne Berücksichtigung andern großen Verlustes.

Der ruinirte Farmer verläßt den Schauplatz als Bettler, um einem Andern Platz zu machen, der sein Kapital wagt, das Gut kauft, neue Häuser errichtet, Zuchtvieh anschafft und endlich scheint Alles in ruhigem Gleise zu gehen; aber „Kaffern in dem Fischrivierbusch" fliegt das Gerücht durch das Land; wie unheilvolle Meteore glühen die fernen Signalfeuer auf den Bergen Caffrarias und unwiderstehlich zieht Verwüstung von Neuem durch dies schöne Land. Man sollte meinen, daß eine so geringe Sicherheit des Eigenthums und selbst des Lebens neue Colonisten abschrecken müßte; allein so groß ist der Andrang von Auswanderern aus England, daß dieser District nach jeder Verwüstung nur noch dichter bewohnt wird als zuvor.

Mitten durch den District fließt in tausendfältigen Krümmungen der Fischfluß, einer der wenigen Flüsse Südafrikas, welche wirklich fließendes Wasser enthalten. Seine Ufer sind mit breiten Gebüschen des Dornbaums (Mimosa horrida) dicht bewachsen, dessen lange, scharfe Dornen, mit denen der ganze Baum oder Busch wie

besäet erscheint, nur auf sehr engen Pfaden, meist Fährten der Rinder, einen Durchgang erlaubt, und oft nur an der Erde hin auf Händen und Füßen. Einige Landstraßen sind wohl durch diese dichten Gebüsche gehauen, aber der Kaffer vermeidet diese bei seinen Einfällen in die Colonie; und ehe der Colonist es gewahrt, hat der Feind sich schon inmitten des Landes zu vielen Tausenden in den dichten Waldungen gesammelt. Diese Waldungen des Fischflusses sind die Zierde von Albany, aber der Schrecken des Farmers, und man würde wahrscheinlich seine Zuflucht längst zu dem verzweifelten Mittel genommen haben, sie durch Feuer zu zerstören, wenn die saftige Mimose nur brennen wollte. In Friedenszeit ist die Lebensweise des Farmers in Nichts von der seiner europäischen Genossen verschieden. Anders ist es zur Zeit des Krieges. Das Militär ist immer unzureichend gewesen, um jeden plötzlich bedrohten Punkt decken zu können. Als im Jahre 1834 die Colonie von 20,000 Kaffern angegriffen wurde, bestand die ganze Truppenmacht aus 741 Mann, wovon 311 die Grenze zu decken hatten, und diese 311 waren noch in 7 Forts vertheilt. Und dennoch weiß die Regierung immer einige Monate zuvor, daß ein Unwetter im Anzuge ist, denn so wie „coming events cast their shadows before," fehlt es nie an verdächtigen Zeichen, welche den nahenden Sturm vorhersagen lassen. Der Farmer muß dann nach besten Kräften sein Leben und Eigenthum zu schützen versuchen. Beim ersten Allarm wirft er das Ackergeräth zur Seite und ergreift die Waffen; und die häufigen Wiederholungen dieser Unruhen haben ihn zu einem so trefflichen Krieger gemacht, daß der Kaffer einen einzigen Farmer mehr respectirt, als ein Dutzend „Rothjacken" — so nennt er die englischen Soldaten. Sobald es keinem Zweifel mehr un-

terliegt, daß ein Kampf bevorsteht, verwandelt der Farmer sein Haus in eine Citadelle; trägt das Dach ab; baut die Fenster zu, bis auf einige Schießscharten, und versammelt solche Nachbarn um sich, die sich für unfähig halten, die Vertheidigung ihres eigenen Gutes zu unternehmen. Diese Letzteren schaffen nach einem solchen Sammelplatz (Lager) das Werthvollste ihrer Habe und geben den Rest Preis, den die Kaffern gewöhnlich auch nicht lange säumen durch Feuer zu zerstören. Aber auch in solchen grausamen Handlungen bleibt der Kaffer seinem Charakter treu, immer bereit zu Possen und allerlei lächerlichen Streichen. In dem letzten Kriege vergnügten sie sich in einem verlassenen Hause damit, alle Betten und tapezirten Stuben dick mit Butter einzuschmieren und aus einigen feinen italienischen Strohhüten, die sie vorfanden, Buttermilch zu trinken; aus einem andern Hause trugen sie alles irdene Geschirr heraus, bauten eine Pyramide, ohne etwas zu zerbrechen und setzten darauf einen Großvaterstuhl. — Andere Farmers bringen nur ihre Familien in einem „Lager" unter und streifen dann in kleinen Corps durch das Land, um dem unsteten Feinde irgendwo zu begegnen. Es erhellt aus diesen Andeutungen, daß das Leben eines Farmers keineswegs das friedliche Leben eines europäischen Landmanns ist, und viele Jahre werden noch vergehen, ehe es dem Einflusse der Missionäre, der Civilisation und der Macht Englands gelingen dürfte, das kriegerische Geschlecht der Kaffern in zahme Heloten zu verwandeln.

Somerset und Cradock.

An Albany grenzend zieht sich gen Norden noch ein Streifen Land, der Colonie in neuerer Zeit beigefügt — Somerset. Wie Albany ist es von hohen Gebirgsrücken

durchschnitten und allenthalben mit dicker Waldung bedeckt. Es steht jedoch an Fruchtbarkeit dem vorigen Districte nicht gleich, obwohl es fruchtbarer ist als das Kapland im Allgemeinen. Es zählt nur zwei Dörfer — Somerset und Cradock — beide von geringem Umfange und kleiner Einwohnerzahl. Somerset hat 6091 Einw. auf einem Areal von 4000 engl. □Meilen. Cradock hat 6491 Einw. auf einem Areal von 3168 engl. □Meilen. Der südlichere Theil des Kreises umfaßt Somerset; der nördlichere Theil Cradock. Je weiter nach Norden, um so kahler wird das Land, welches sich da wieder von den fruchtbaren Hochebenen und grünen Gebirgen in die unfruchtbare Ebene hinabsenkt. Die Bewohner des südlichen Theiles sind meist englisch. Der nördliche unfruchtbare Theil, genannt New Hantam, wird von einer seltsamen Secte bewohnt, welche Erwähnung verdient; es sind Booren und fanatische Puritaner. Außer Psalmen singen sie kein religiöses Lied und bekommen sie zufällig ein Gesangbuch in ihre Hände, so vernichten sie es mit Berserkerwuth. Sie gehören zu keiner Gemeinde, heirathen nur unter einander und pflegen, so weit es immer möglich ist, keinen Umgang mit andern Colonisten. Sie sind entsetzlich unwissend: ihre Abgeschlossenheit von der Welt macht sie so, und Fanatismus und Ignoranz gehen ja doch fast immer Hand in Hand. Nur ausnahmsweise machen sie ihre groteske Erscheinung außerhalb ihrer abgeschlossenen Heimath: Männer mit idiotischen Plattköpfen und hungrigen Heiligengesichtern, über welche ein grober Sombrero mit so wunderlich breiter herabhängender Krämpe gestülpt ist, daß sie die Nase hoch in die Luft recken müssen, um darunter hervorzuschauen. Eine blausammtne Hose, eng am Bein und sehr weit und faltenreich um die Hüfte; eine kurze enge

Kinderjacke und Mocassins, eine halbe Meile lang, vollenden das Costüm. Die Frauen lieben hochgelbe Kleider, mit Taillen, die nicht unter die Schulterblätter reichen und so eng, daß sie unten nicht viel weiter sind als um die Hüfte; und auf den Köpfen tragen sie die Kappi, ein Ding, das weder Hut noch Haube ist, und das wir nur mit einem kurzen weiten Ofenrohre vergleichen können, welches rechtwinklig auf den Kopf gesetzt und so lang ist, daß man tief dahinter das kleine, seltsame, runde, ziegelrothe Gesicht, gleich einem zusammengeschrumpften Holzapfel, wie in großer Perspective erblickt. Die Booren küssen sich zum Gruße, und im vorliegenden Falle ist es dann nöthig, daß die kleinere Kappi in die größere sich hineinschiebt — ein kurzweiliger Act, denn es scheint als ob die größere Kappi die kleinere verschlungen habe.

Von Merkwürdigkeiten ist in diesem Districte nichts vorhanden, es wäre denn der Eisenberge im nördlichen Theile Erwähnung zu thun. Dies ist eine Gebirgsgruppe von so außerordentlich reichem Eisengestein, daß einzelne Stücke oder Blöcke Metallstrich und reinen Metallklang beim Anschlage geben. Solches reichhaltiges Eisengestein wird jedoch auch in vielen andern Orten des Kaplandes angetroffen, allein man hat bisher nur als von einer Curiosität von diesem Eisenreichthum Notiz genommen.

Man sieht aus diesem Umrisse, daß es nicht wohl möglich ist, aus solcher Verschiedenheit des Klimas, des Bodens, der Bewohner, der Sitten und Gebäude Etwas hervorzuheben, was als allgemein charakteristisch auf die ganze Colonie anwendbar wäre. Daher findet man so viel Widersprechendes und selbst Lächerliches in den Berichten von Reisenden, die nur kurze Zeit im Kap-

lande weilten, und nach Erfahrungen, welche sie auf einem beschränkten Flächenraum zu machen das Glück hatten oder nach fabelhaften Mittheilungen, welche der verschmitzte Boor dem gaffenden Fremdling mit nicht geringer Ergötzlichkeit aufzubürden pflegt, ihre Meinungen und Ansichten bildeten. So finden wir das Kapland bald als eine totale Wüste, bald als ein Paradies beschrieben. So faselt der Eine von einem ewigen Frühlinge und einem milden italienischen Himmel; und ein Anderer — und solcher sind nicht Wenige — verlassen das Kapland in Eile wieder, voller Ekel vor Flöhen, Wanzen, stinkenden Hottentotten, nackten Wilden und zahllosen, unvermeidlichen Unannehmlichkeiten in der Lebensweise, von denen ein Europäer sich keinen vorläufigen Begriff machen kann. Ein Dritter, durch Zufall in den fruchtbarsten Theil des Kaplandes geführt, und unbekannt mit den unfruchtbaren Wüsten des Westens, predigt Auswanderung nach einem Lande, das ja so dünne Bevölkerung auf solch ungeheurem Flächenraum hat. Im englischen Parlamente ist wiederholt die Meinung ausgesprochen, daß das Kapland eine große Schafweide sei und nichts mehr, und wenn wir einen nur sehr kleinen Theil dieses Landes ausnehmen, müssen wir zugestehen, daß diese Behauptung der Wahrheit am nächsten komme. Naturschönheiten hat jedes Land, wie steril es auch sei, und das Kapland hat auch die seinigen, nach seiner eigenen Art; aber ob es sich für Auswanderung, für eine größere Bevölkerung als die gegenwärtige eigne, ist eine Frage, die man kaum anders als negativ beantworten kann, wenn man den großen Mangel an Fluß- oder Quellwasser und Regen berücksichtigt, dem man vergeblich durch artesische Brunnen, die man in den Granit bohrte, abzuhelfen gesucht hat. Wie romantisch

auch die Bergschlucht, wie prangend in der Farbenpracht der Blumen, die ein flüchtiger Regen aus dem dürren Boden hervorgelockt, auch die Fläche dastehe; wenn kein Wasser sich dort befindet, so kann Niemand dort wohnen noch anderweitigen Gebrauch davon machen, und vereinzelte schwache Quellchen sind oft viele Meilen weit von einander entfernt. Wohl gleichen die Bauergüter an Umfange kleinen Fürstenthümern, allein der Boor kann von solch großem Besitzthum doch keinen andern Gebrauch machen, als es zur Viehweide zu benutzen; und wenn ein so großer Flächenraum erforderlich ist, um eine Heerde darauf in gehöriger Weide erhalten zu können, so begreift man wohl, was für ein Land es sein müsse, welches man, als ein Feld für Auswanderer, so unermüdlich ausposaunt. Wie gesagt, wir leugnen nicht die Existenz außerordentlicher Naturschönheiten; allein Niemand wandert aus, um solche zu bewundern. Wir empfehlen das Kap vorzüglich dem Geologen und dem Landschaftsmaler.

Betrügereien gegen Auswanderer.

Eine gewöhnliche Betrügerei der Speculanten ist die, Risse von verkäuflichen Landgütern in Europa zu verbreiten, auf denen eine Menge Flüsse, Quellen, kleine Seen, Landstraßen, Wald, Wiese rc. rc. sorgfältig bemerkt sind, und wenn der unglückliche Käufer an solchem Köder gierig gebissen, weil er eine solche Masse paradiesisches Land ja für eine Bagatelle erhalten kann, findet er zu seiner bittern Täuschung, daß er ein großes wüstes Feld gekauft hat, auf dem ein paar roh gebaute Lehmhäuser stehen; daß die Flüsse der Karte vielleicht nur ein Mal des Jahres auf einige Tage ein trübes Regenwasser enthalten, vielleicht auch gar nicht; daß der See

eine trübe, stagnirende Pfütze und die Landstraße nur ein Wagengleis ist. Voll Ekel und Verdruß trachtet er dieses schöne Rittergut schleunigst wieder los zu werden, und um sich gegen Verlust zu schützen, sendet er in die Welt einen andern Riß, verführerischer als den ersten; so daß durch diese — Speculation (wenigstens nennt man es so) die Landgüter nach jedem neuen Verkaufe an Schönheit und Preis steigen und längst schon über ihren wirklichen Werth gestiegen sind.

Auch eine andere Art Betrügerei wird gegen Auswanderer begangen, welcher wir keinen andern Namen geben können, als den eines modificirten Sclavenhandels. Folgender Fall diene zur Beleuchtung. — Ein Speculant macht bekannt, daß an einem bestimmten Tage das Schiff A. B. C. unfehlbar von Hamburg nach dem Kap der guten Hoffnung segeln werde. Die Bedingungen für die Passage sind annehmbar und eine gute Zahl Auswanderer versammelt sich; Jeder bezahlt hastig seine Passage; hält sich zum Tage der Abfahrt bereit, und vergeudet den Rest seiner geringen Habe dadurch, daß, wie die Phrase lautet, er sich noch etwas zu Gute thut. Aber es vergehen mehrere Monate, ehe das Schiff segelt, und der Auswanderer, dessen Mittel gewöhnlich nur zureichen, bis zum Ort der Einschiffung zu gelangen und seine Passage zu bezahlen, findet sich durch solche Verzögerung, die man geneigt ist für absichtlich zu halten, in die hülfloseste Lage versetzt und belagert nun den Speculanten. Der mitleidige, menschenfreundliche Mann, der über die Verzögerung ganz entrüstet ist, schießt dem armen Teufel eine Kleinigkeit vor und beklagt die hülflose Lage, in welcher besagter armer Teufel sich bei seiner Ankunft im gelobten Lande nothwendig befinden werde. Der Menschenfreund ist so gerührt, daß er sich für den

armen Teufel zu interessiren verspricht, ihm eine Aussicht in seiner terra incognita zu eröffnen; verspricht ihm — wir wollen sagen — 150 Thaler, nach Abzug für alle Lebensbedürfnisse; versichert sich endlich der Dienste des Auswanderers durch Contract, der als überseeisch zwar nicht gültig, aber sogleich bei der Ankunft am Kap von einer Magistratsperson ratificirt wird, und schießt unter dieser Bedingung vor. Es gehört zum guten Ton J. P. (Justice of the Peace — Friedensrichter) hinter seinen Namen zu zeichnen, und da Jeder diesen Titel erhält, der darum anhält, so ist die Zahl solcher Magistratspersonen Legion. Der arme Teufel ist in einem Paroxysmus dankbarer Entzückung für diesen Menschenfreund; aber leider weiß er noch nicht, daß die Thaler im Contracte Kapthaler sind, die nur den halben Werth haben und am Kap für ihn keinen größern Werth haben können, als 150 Groschen in Sachsen; er vermuthet nicht, daß der Menschenfreund ihn für die Contractzeit um einen hohen Preis ausmiethen und überhaupt ein erkleckliches Pfeifchen aus dem Geschäftchen schneiden werde. Wie getäuscht ist er bei der Entdeckung, daß er geringern Lohn empfängt, als ein gewöhnlicher schwarzer Domestike. Wir haben solche Sclaven gekannt, die sich auf keine andre Weise dieser modernen Sclaverei zu entziehen wußten, als zu flüchten und die Colonie zu verlassen: sie sind später unter den Kaffern und Bosjemans verschollen.

Für Andere bezahlt der Menschenfreund sogleich die ganze Passage und überhaupt alle Bedürfnisse unter der Bedingung, daß sie sich ihm auf eine Reihe von Jahren verdingen. Der Auswanderer schlägt zu; er sieht seine Zukunft gesichert; für Alles wird gesorgt und jährlich erhält er noch eine pompöse Summe Thaler oben drauf. Das sind alles Menschen, die für eine Bagatelle ihre

Dienste verdungen haben, durch deren Aushöken der Speculant einen großen Profit macht.

Andrer Dienste versichert sich der Menschenfreund für ein Haus und ein Stück Land, wer weiß wie groß. Der arme entzückte Auswanderer sieht sich mit einem Male als großer Gutsbesitzer und weiß nicht, daß auf dem Stücke Land keine Distel wächst und daß der Kaffer in seiner Bienenkorb-Hütte gemächlicher lebt, als er in dem verheißenen Palaste.

Wieder Andere protegirt der Menschenfreund dadurch, daß er ihnen sogleich bei der Ankunft in dem gelobten Lande, ehe sie sich noch viel umgethan, bei einem seiner guten Freunde, einem ähnlichen Menschenfreund, Beschäftigung verschafft, wo sie, die Menschenfreunde, dann nicht ermangeln, den Genuß ihrer gleichartigen Menschenliebe zu theilen.

Es ist eine traurige Erfahrung, daß man von der Unkunde des Auswanderers von seinen neuen Verhältnissen den schamlosesten Vortheil zu ziehen sucht und daß man ihn gewissermaßen als gesetzliche Beute betrachtet, auf die man sonder Gewissensscrupel Jagd machen könne.

Diese Klippen sind jedoch leicht vermieden, wenn der Auswanderer keine Verbindungen eingeht, bis er seine neue Heimath betreten und nur dann, wenn er mit jener zögernden Vorsicht, wofür die Schotten weltbekannt sind, alle Verhältnisse sorgsam geprüft hat — eine nicht geringe Aufgabe in einem überseeischen Lande.

Klima und Krankheiten.

Nicht minder fabelhaftes Gewäsch ist in die Welt gegangen über das göttliche Klima. Weil Wasser überall fehlt und weil es keine sumpfigen Niederungen giebt, ist die Luft trocken und rein. Einen eigentlichen Winter

giebt es nicht, und März- und Novemberwetter wie im Norden Europas kommt nicht vor. Allein daraus geht noch keineswegs ein göttliches Klima und ein ewiger Frühling hervor. Man wird ganz andere Dinge finden, als diese ewige Milde des Frühlings. Durch die Ekliptik der Sonne wird die Sommerhitze fast so intensiv als unter der Linie und Sonnenstich ist keine seltene Erscheinung. Es ist geschehen, daß englische Soldaten, noch nicht an das Klima gewöhnt, auf dem Marsche todt niedergestürzt sind. Fournierte Meubeln sind ganz nutzlos; die Fourniere springen ab in der großen Hitze. Alles Holz muß massiv sein. Pianos, die nicht massiv, und nicht eigends für ein heißes Klima gebaut sind, werden ganz unbrauchbar. Und obgleich das entgegengesetzte Extrem intensiver Kälte nur selten stattfindet, sind doch häufig die Berge mit Schnee bedeckt und Schnee, Eis, Reif in den Hochländern keine seltene Erscheinung. Und selbst wenn diese winterlichen Phänomene fehlen, pflegt ein so trockner, schneidender Wind zu wehen, als ob das Mark in den Beinen erstarren sollte. Ueberall wird daher während dieser Jahreszeit geheizt und bei den Booren findet man immer Jung und Alt um einen gewaltigen Eisentopf, der ohne Unterlaß mit einem Haufen glühender Kohlen gefüllt wird. Der Mangel an Oefen und Kaminen in den Landhäusern scheint zu dieser Gewohnheit Veranlassung gegeben zu haben; die Häuser sind immer kalt und feucht, wie sich von der häßlichen Sitte, die Fluren mit Kuhmist zu schmieren, nicht anders erwarten läßt. Die nachtheilige Gewohnheit der Kohlenbecken unter den Füßen ist in solchem allgemeinen Gebrauche, daß man nicht leicht die Dame eines Boors erblicken wird, ohne einen solchen Apparat — den Stoof, einen viereckigen durchbohrten Kasten, in welchem ein Blech-

becken mit glühenden Kohlen dampft. Das durchaus allgemeine Vorkommen gewisser weiblicher Krankheiten ist ohne Zweifel dieser verderblichen Sitte zuzuschreiben.

Das südliche Vorland ist sehr gebirgig und dacht sich terrassenförmig gegen die südlichste Spitze ab, ein Umstand, der oft einen außerordentlich schnellen und großen Temperaturwechsel veranlaßt, in der kurzen Zeit eines Tages — ein gefährlicher Wechsel in einem heißen Klima. Daher entstehen hartnäckige Rheumatismen und jene eigenthümliche Krankheit, halb Rheuma, halb Neuralgie, die Zinkenkoorts, welche oft in Lähmung und elende Contraction der Gliedmaßen übergeht und welche der Kapländer mehr fürchtet als alle andern Krankheiten, eben weil er, einmal davon befallen, fast nie gänzlich wieder davon befreit wird. Katarrhalfieber sind an der Tagesordnung und die Influenza stattet einen jährlichen Besuch ab, woraus erhellt, daß die Trockenheit und Reinheit der Atmosphäre keineswegs eine Garantie gegen katarrhalische Epidemien ist. Uebrigens kommen dieselben Krankheiten als in Europa vor, mit Ausnahme der asiatischen Cholera, obgleich endemische Cholera in den heißen Sommermonaten eine gewöhnliche Erscheinung ist. Ueber den Aussatz und über das häufige Vorkommen des Krebses, der Steinkrankheit und anderer Krankheiten neuer Bildung wollen wir andern Ortes das Weitere mittheilen.

Producte der Colonie.

Ueber die Producte der Colonie und der umliegenden Länder haben wir bereits hier und da Einiges angedeutet. Die bedeutendsten Artikel sind Wolle, Elfenbein und Ziegenfelle. Merinoschafe verdrängen die grobhaarigen Kapschafe immer mehr und mehr, und die Aus-

4*

fuhr der Wolle steigt jährlich. Im Jahre 1833 wurden 113077 Pfd. exportirt; im Jahre 1843 schon 1754737 Pfd.; und im Jahre 1850 war die Summe auf 5912927 Pfd. gestiegen. Eine große Menge Hörner und Knochen gehen gewöhnlich als Ballast nach England; die ganze Colonie producirt aber weder Manufacturen noch Kunstgegenstände. In den eben genannten Artikeln und einigen andern von minderer Bedeutung bestehen sonach die Hülfsquellen der Colonie. Nun will der Kapländer gern mehr aus seiner Colonie machen, als sie wirklich ist, und so schwatzt er sich und Andre in die Ueberzeugung hinein, daß es viele noch unbekannte Hülfsquellen gäbe, aber von welcher Art, ist ihm trotz allen Witzes noch nicht klar geworden. In Ermanglung solcher zur Zeit noch unbekannten Größen begnügt er sich für jetzt mit solchen Hülfsquellen, die im Bereiche der Wirklichkeit oder Erkenntniß liegen und zweifelt nicht, daß auch sie einst zur zukünftigen Größe seines Landes beitragen werden. Selbst Gold hat man im Thale der Chumie gefunden. Der Colonist ist emphatisch ein Kleinigkeitskrämer und legt ungeheuren Werth auf jede coloniale Bagatelle und eine Masse der allerlächerlichsten Bagatellen wurde zur Zeit der Ausstellung nach dem Krystall-Palaste gesandt, um die Welt über die Hülfsquellen der Colonie zu erleuchten. Dieser Beitrag war ohne Zweifel der wunderlichste der ganzen Ausstellung: Feldschuhe, eine Art roher Mocassins; ein Töpfchen Honig; ein Dütchen Weizen; ein ditto Roggen; dünnes Fett vom Fettschwanze des Kapschafes; Stückchen Holz von knotigen Wurzeln zwergiger Büsche, nicht groß genug um einen Stiefelknecht daraus zu machen; Kirries, Knüttel mit dicken Knöpfen, die kein Dandy in den nächsten 6000 Jahren tragen wird, und hundert sonderbare Dinge mehr,

mit denen sie, zur künftigen Glorie der Colonie, in Concurrenz mit der übrigen Welt zu treten beabsichtigten — denn dies war ja der Zweck der Ausstellung, wenn wir uns nicht sehr geirrt haben.

Noch einen Theil der Colonie, obgleich von ihr durch das Land der Kaffern geschieden, müssen wir erwähnen:

Port Natal.

Nur erst in den letztern Jahren, colonisirt durch die mißvergnügten Booren, welche von der Kapcolonie auswanderten, um sich der englischen Herrschaft zu entziehen, aber unverzüglich wieder unter englische Vormundschaft genommen wurden, ist diese Colonie als ein Canaan geschildert worden, und einige Kapländer Juden, welche beiläufig gesagt in sehr großer Anzahl in der Kapcolonie wohnen und sich eines großen Theiles des Handels zu bemeistern verstanden, haben zumal in Deutschland nach Auswanderern gefischt, solche auf eigene Unkosten über See gebracht und auf eine gewisse Zeit in Dienst genommen, obschon nicht auf die oben geschilderte Weise. Es ist nun wohl das allgemeine Loos der Auswanderer, sich in ihrer neuen Adoptiv-Heimath durch allerlei Täuschungen durcharbeiten zu müssen und glücklich sind diejenigen, die nur solche erfahren, welche die anfängliche Unkenntniß des neuen Landes unvermeidlich macht. Die üblen Folgen solcher Täuschungen sind vorübergehend und ohne besonders nachtheiligen Einfluß auf den zukünftigen Wohlstand der Auswanderer; aber will er größere Uebel vermeiden und nicht in die Hände der Philister fallen, muß er lieber stockfremd den Fuß aufs fremde Land setzen, als von menschenfreundlichen Auswanderungs-Beförderern Vortheile annehmen, die — er glaube es wie das Evangelium — nie auf der Seite

des Auswanderers liegen, wie groß auch der Schein dafür sei.

Port Natal eignet sich jedoch weit mehr für Auswanderer als das Kapland. Zwei Grade von der Küste läuft von der Grenze der Kapcolonie an bis nach Delagoa Bai eine hohe Gebirgskette, das Quathlambagebirge. Landwärts — westlich — von ihr sind sandige, sterile Flächen von den wandernden Stämmen des Zooluh-Volkes bewohnt. Seewärts — östlich — erstreckt sich ein reiches, außerordentlich schönes Küstenland, dessen Mittelpunkt Port-Natal bildet. Unzählige Flüsse entspringen dieser Gebirgskette und fließen dem Meere zu. Zwischen dem St. Johns-Fluß und Port Natal, eine Distanz von kaum zwei Graden, ergießen sich 122 Flüsse ins Meer. Welch ein herrlich bewässertes fruchtbares Land! Es umfaßt das Land zwischen dem Om Zimvoboo und dem Om Tugala, einen Flächenraum von 20000 Quadratmeilen, jetzt nur bewohnt von einigen Tausend Menschen. Der Boden ist schwarze, tiefe, lose und außerordentlich fruchtbare Dammerde. Mais wächst zu einer solchen Höhe, daß ein Reiter in den Steigbügeln stehend die Wipfel der Pflanzen nicht erreichen kann. Bewässerung ist nicht nöthig und die höchsten Berge können während der Regenzeit zwischen September und März als Acker- oder Gartenland benutzt werden. Der Kaffeebaum und Theestrauch werden cultivirt; die Banana und die Dattel gedeihen und allerlei tropische Früchte; auch eine Art Mispel und eine Sorte Rohr, welches dem spanischen ähnelt, wachsen hier wild. Das Land scheint sehr reich an Steinkohle, vorzüglich nördlich von Port Natal bis zum Tugala.

Jenseit Port Natal bis nach Delagoa Bai wird die Küste immer schöner: größer ist die Zahl der Flüsse, brei-

ter und tiefer die Ströme, wie der Om Tugala, Om Folozee, Om Soravana, Om Kozee ꝛc. Welch ein herrlich Land für Auswanderer! An dieser Seite der Gebirgskette beginnt der Regen im September und dauert bis Mitte März. Dann folgt die trockene Jahreszeit, so weit der Regen in Betracht kommt; aber schwerer Thau fällt des Nachts und ersetzt den Regen hinlänglich während der trocknen Zeit. Der Boden ist reiches angeschwemmtes Land, und so außerordentlich schnell ist das Wachsthum des Getreides, daß der Landmann zwei Ernten des Jahres gewinnt. Alle andre Vegetation scheint ohne jegliche Aenderung in irgend einer Jahreszeit. Alles ist ohne Unterbrechung Wachsthum, Blüthe und Frucht! Wie die Kaffeebäume und Orangenbäume tragen die Fruchtbäume Blüthen, halb- und ganzreife Frucht. Alle Gewächse der Tropen gedeihen hier in höchster Vollkommmenheit, vorzüglich das Zuckerrohr und der Kaffeebaum; am meisten wird jedoch die Wollstaude cultivirt und in Baumwolle besteht denn auch der hauptsächlichste Artikel der Ausfuhr von dieser jungen Colonie. Heißer ist natürlich das Klima als im Kaplande, und Alligatoren schwärmen in den Flüssen, und Riesenschlangen und giftiges Gewürm aller Art in den sumpfigen Deltas und Sumpffieber sind nicht minder gefährliche Feinde; Panther und Löwen hausen in den Dickichten, aber mit größerer Cultur des Landes werden jene nachtheiligen klimatischen Einflüsse und die Zahl jener unwillkommenen Gesellschaft sich vermindern.

Außer der kleinen Hafenstadt D'Urban und der 6 Stunden im Land liegenden Hauptstadt Pietermauritzburg, einem Ort von ziemlich großem Umfange, ist Port Natal noch wenig angebaut. Allenthalben springen jedoch kleine Dörfer hervor und eine bei weitem

größere Anzahl Auswanderer geht nach diesem Hafen, als nach allen andern Theilen der ganzen Kapcolonie. Die Colonisation dieses Landes hat jedoch viel Blut gekostet und die jetzige dünne Bevölkerung, umgeben von zahlreichen kriegerischen Wilden, genießt zur Zeit noch keineswegs genügende Sicherheit. Weit im Innern, nordwestlich, liegt ein Dorf, meist nur von einigen ausgewanderten Booren bewohnt, welches den melancholischen Namen Weenen (Weinen) trägt, zur Erinnerung an eine blutige Tragödie, die im Jahre 1838 hier stattfand. Eine Partie holländischer Booren mit ihren Familien, zusammen von 4—500, welche die Kapcolonie verlassen hatten, um eine bessere, unenglische Heimath zu suchen, wurde hier von dem Zooluh-König Dingaan ermordet.

Mit Bezug auf den Handel hat Port Natal eine äußerst günstige Lage. Die ganze östliche Küste von Port Natal bis zur nördlichen Spitze des Kaps Guardafui am Munde des rothen Meeres, wird, ausgenommen Mozambique, nur wenig besucht. Wallfischfänger besuchen die Küste, aber meistens wohl nur um Wasser einzunehmen. Mit den Vortheilen, welche diese Küstenländer dem Handel gewähren könnten, ist daher die merkantilische Welt noch sehr wenig bekannt. Port Natal, so nahe an Mozambique, Madagascar, Mauritius, Bourbon und Comoro und anderen kleineren Inseln bietet daher besondere Vorzüge und wird mit der Zeit der Stützpunkt jenes Küstenhandels werden von Port Natal bis zur Meerenge von Babel Mandeb.

Dieser Ueberblick zeigt, daß das Kapland im Allgemeinen, einen Theil des östlichen Landes ausgenommen, nicht sonderlich von der Natur begünstigt ist. Es fehlt an Wasser, sagen die Meisten; doch stände auch den

Colonisten eine Sündfluth zu Gebote, so würde der steife Thon, der flüchtige Sand und der grobe Kiesel vieler Landstrecken, ohne alle Beimischung von vegetabilischem Detritus, unfruchtbar bleiben. Zwar hatte die Industrie der Menschen manchen Ort von scheinbar hoffnungsloser Sterilität in fruchtbares Feld verwandelt; doch dies war vor der Sclavenemancipation. Dieser gewaltige Geniestreich der Humanität fand statt im Jahre 1838 und warf die gefährliche Gabe unbedingter Freiheit in die Hände von Wilden, denen Zwang bisher der alleinige Sporn zur Industrie gewesen. Die Folgen waren hier und sind es noch, über alle Maßen verderblich: die Energie des weißen Mannes ist paralysirt; das Land mit Vagabonden überschwemmt; Verödung brütet über ganzen Flächen einst wohlbestellter Felder und über Gärten, einst prangend in der Fülle tropischer Vegetation, jetzt überwachsen mit sauerem Grase und überragt von dürren Skeletten vertrockneter Bäume und verfallener Gebäude, aus denen jetzt ein einsamer, schläfriger, schmieriger Hottentot kriecht, in welchen sonst eine Anzahl reger Arbeiter wimmelte.

Daß man in Europa mangelhafte Begriffe von Manchem, für die große Menge nur von getheiltem Interesse, in überseeischen, nicht hinlänglich bekannten Ländern habe, ist sehr natürlich; daß man aber über Sclaverei und Heidenbekehrung, Objecte von der höchsten Bedeutung für das ganze Menschenthum, so viel Jahre irrige und selbst lächerliche Begriffe gehegt hat und noch hegt, würde zu verwundern sein, wären nicht die unermüdlichen, gigantischen Anstrengungen der Partei, die die Welt unter dem zweideutigen Namen der Philanthropen kennt, immer darauf gerichtet gewesen, der großen Menge nur die Seite der Ansicht zu bieten, die ihren Plänen am meisten zusagte.

Vor der Emancipation trompeteten diese Philanthropen entsetzliche Geschichten über den beklagenswerthen Zustand der armen Sclaven; sie trompeteten immer dasselbe Klagelied und die große Menge kannte keine andere Melodie und da Vielen die eigenthümliche Lage eines Sclaven unbekannt sein dürfte und noch sehr irrige Meinungen gangbar sind, wollen wir Einiges zur Aufklärung über diesen sehr mißverstandenen und mißbrauchten Gegenstand beifügen. Wir sprechen jedoch nur von der Lage der

Sclaven auf dem Kap,

so wie sie kurz vor der Emancipation war, aber zweifeln nicht, daß keine sonderliche Verschiedenheit in andern Ländern stattgefunden habe.

Einen Menschen von seiner Heimath und Verwandten hinweg zu reißen, für welche er doch wahrscheinlich dieselben Gefühle heimathlicher Affection hat, als der Weiße für sein Land und seine Familie; ihn während der Ueberfahrt einer Behandlung unterwerfen, wie in den ekelhaften, scheußlichen Schiffsräumen gebräuchlich; ihn dann gleich einem Stück Vieh verkaufen und ihn für seine ganze Lebenszeit der höchsten Prärogative der Menschen berauben — der Ausübung seiner freien Willensthätigkeit — ist eine Schandthat, die jeder Rechtfühlende der Heiligthumsschändung gleichstellen wird. Und das in der That ist die dunkle Seite des Bildes — als Princip und als Mittel zu irgend einem Zwecke gleich verdammungswürdig. Allein wir sprechen nur von der künftigen Lage des Sclaven und diese ist weit verschieden von jener, welche uns in allerlei so entsetzlichen Geschichten beschrieben worden ist, daß der bloße Name eines Sclaven eine Zuckerplantage herauf beschwört; einen Pflanzer in weißer Hose

und breitem Strohhute, eine Peitsche über ein Dutzend nackter Neger schwingend, die unter einem gemeinschaftlichen Joche an eine lange dicke Kette gefesselt, eine schwere Last ziehen, oder einige Pfähle, an denen man Neger halb zu Tode geißelt, Alles Dinge, welche die große Menge ebenso gierig verschlang, als das seltsame Frühstück des türkischen Sultans, welcher im griechischen Befreiungskriege alle Morgen eine Schale warmes Griechenblut zu trinken pflegte.

Gräuelthaten sind an Sclaven ausnahmsweise verübt worden und werden so lange noch verübt werden, als Brutalität unter den Menschen existirt; allein ähnliche Gräuel werden noch heutzutage in unserm sehr civilisirten Europa an Domestiken verübt, und Englands Militärstrafen sind ein würdiges Gegenstück der schrecklichsten Behandlung, die je ein Sclav erlitt, mit dem alleinigen Unterschiede, daß die Autorität, welche sie sanctionirt, ein wenig höher, als die des Pflanzers in der Meinung der Menschen gestellt ist. Uebrigens giebt jetzt das Gesetz dem Sclaven ein Mittel gegen ungehörige Behandlung und stellt ihn insofern auf gleiche Stufe mit dem freien Domestiken.

Aber die Philanthropen unterließen zu berichten, daß der Sclave sich fast immer in besserer Lage befand, als in seiner eignen umnachteten Heimath; daß er meistens, obwohl streng, doch gut behandelt wurde; gut logirt, gut genährt, gut gekleidet und in Krankheit gut verpflegt wurde, weil es ja im Interesse des Eigenthümers lag, auf das Capital, welches er in Sclaven angelegt hatte, die größte Sorgfalt zu verwenden. Es ist eine bekannte Sache, daß viele weiße Frauen im Wochenbette sich nicht der Sorgfalt erfreuen konnten, als schwarze Sclaven, weil jedes Sclavenkind das Capital fast verdoppelte; es ist wahr:

die sorgsame Pflege entsprang aus Eigennutz, aber sie war darum nicht minder sorgsam.

Der Preis eines erwachsenen Sclaven am Kap war von 500 bis 2000 preuß. Thaler. Da der Ankauf eines Sclaven nichts anders war, als die Anlage eines Capitales auf Zinsen, so beschäftigten Viele ihre Sclaven nicht selbst, wenn der Ertrag von solcher Arbeit, die sie ihren Sclaven geben konnten, nicht hinreichende Zinsen des angelegten Capitales einbrachte. Der Sclave wurde dann als Tagelöhner oder auf längere Zeit als Domestike vermiethet; oder wenn er ein Handwerk gelernt hatte, als Geselle an einen Handwerker abgelassen. Andern Sclaven erlaubte der Eigenthümer, gegen Zahlung einer gewissen Summe ihren Wirkungskreis nach Gefallen zu suchen, und der Sclave legte allen Ueberschuß in Fonds an, woraus er mit der Zeit die Kaufsumme restituirte und so seine Freiheit wieder erlangte. Weigerte sich der Eigenthümer eine solche Summe anzunehmen, weil der Sclave ihm von größerem Werthe war, so bestimmte die Regierung unparteiisch einen Preis, welchen der Eigenthümer genöthigt war anzunehmen. Es gab Agenten, welche das nöthige Geld, ganz oder theilweise zur Loskaufung eines guten Sclaven vorschossen, denen der Sclave allein Interessen zahlte und in kleinen Summen das Capital gelegentlich abtrug. Es war dies vielleicht der wohlthätigste Zwang, unter welchem der träge, außerordentlich träge Wilde ein thätiges Mitglied der civilisirten Menschheit wurde. Die Aussicht auf Freiheit spornte die Sclaven zu außerordentlicher und unermüdlicher Industrie an, und alle Sclaven, die sich entweder losgekauft hatten, oder auf andere Weise als durch das bloße Fiat der Emancipation frei wurden, sind nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft geworden, während der schlechthin Emancipirte

und der freie Eingeborne sich entweder in einen faulen, vagabondirenden Wilden oder in eine scheinheilige Drohne verwandelt hat — die Pest des Landes. Alle Malayen in der Kapstadt sind früher Sclaven gewesen, eine thätige respectable Commune, deren viele wohlhabend, manche sehr reich sind.

Bei dem Namen Sclave hat der Unerfahrne ein Bild vor Augen, das nur auf äußerst wenig Fälle paßt und ein Jeder, der mit der Lage des Sclaven ebenso bekannt ist, als mit der socialen Stellung des Proletariers in Europa, begreift, daß der Sclave wohl nur selten mit dem Proletarier tauschen würde. Alles, was man als so schrecklich in der Lage des Sclaven darzustellen gesucht hat, hat in der arbeitenden, dienenden Classe Europas seine Parallele. Der Sclave verrichtet seine Tagesarbeit; die übrige Zeit ist sein; er erhält seinen Unterhalt, seine Kleidung, ja zuweilen, wenn er sich gut beträgt, kleine Luxusartikel, denn die Sclaven-Eigenthümer sind ja nicht alle brutale Geschöpfe, wie sie die Philanthropen gern erscheinen lassen möchten. Sehen wir nicht im civilisirten Europa Tausende von Sclaven in einer schlimmern Position, die für unermüdliche Arbeit einen Theil ihres Schlafes aufgeben müssen; Hundelohn empfangen; ihren verschrumpften Magen nicht sättigen, ihre Nacktheit nicht genügend bedecken können? Die im zarten Alter bereits unter das Joch der Arbeit und der Sorge gebeugt, früh schon aus einem freudenlosen Dasein wie Schatten schwinden, oder nach einer längern traurigen Existenz, in der sie nie etwas Anderes kennen lernten als eben Arbeit und Bekümmerniß, es doch nicht weiter bringen als an den Bettelstab und in's Versorgungshaus? Selbst die Beschränkung der persönlichen Freiheit erscheint ein minder entsetzlicher Umstand, wenn wir bedenken, daß fast die ganze dienende

Classe Europas sich mehr oder minder in derselben Lage befindet. Tausende können nicht die Scholle verlassen, auf der sie geboren und bewegen sich in dem engen Kreise von Mühe und Arbeit, in welchen strenge Nothwendigkeit sie gebannt hat; Tausende bringen es bei dieser Lebensweise nicht viel weiter, als gerade nothdürftig Leib und Seele zusammen zu halten und die philanthropische Manie für die Sclaven jenseit des Oceans vergaß des Elends vor der eigenen Thüre — der Sclaven Europas.

Das Kap eine Strafcolonie.

Elf Jahre waren seit der Emancipation der Sclaven verflossen, ohne daß die Colonie sich von den verderblichen Folgen dieser philanthropischen Maßregel zu erheben vermocht hatte; vielmehr trugen die Intermezzos der Auswanderung unzufriedener Booren und der endlosen Kaffernkriege zu ihrem größeren Verfalle bei. Durch die Auswanderung vieler tausend Booren wurde die Colonie einer großen Anzahl ihrer besten Bewohner beraubt, die abgehärtet, kühn, patriarchalisch einfach, für ein solches Land mehr geeignet waren, als die englischen Gentlemen-Farmers, welche ihre Stelle einnahmen. Durch die Kaffernkriege litten nicht blos die östlichen Grenzdistricte, obschon bei weitem mehr als die übrige Colonie, sondern die ganze Colonie dadurch, daß das Land von einer großen Anzahl Bewohner für den Landsturm von Zeit zu Zeit entblöſ't wurde, welchen man kraft eines tyrannischen Kriegsgesetzes aus allen Winkeln zusammentrommelte und oft viele Monate im Felde hielt, halb verhungern ließ und dann halb nackt in Lumpen wieder der fernen Heimath zusandte, weil England nie eine zureichende Truppenmacht zur Beschirmung seiner Colonie bereit hält. Da drohte eine neue Heimsuchung zu vernichten, was von

einer ehemals blühenden Niederlassung übrig geblieben: ein Land, bereits heimgesucht durch Sclavenemancipation, Kaffernkriege, üble Verwaltung, Dürre, Heuschrecken, Vagabonden und fromme Gleißner, bedurfte keiner neuen Prüfung; allein im Jahre 1849 kam die Nachricht, daß das Kap zu einer Strafcolonie verdammt worden sei, d. h. zu einer Cloake, wohin sich der unreine Strom englischen Verbrechens und Lasters zu ergießen hatte. Mit Entsetzen hatte Jeder die Berichte gelesen, die wie ein Ruf der Verzweiflung aus jenen unglücklichen Inseln Neuhollands, Tasmania und Norfolk, beide Strafcolonien, hervorgingen, und die Art der Verbrechen gemuthmaßt, deren Unnatürlichkeit die Zeitungen aus Ekel und Abscheu nicht näher bezeichnen konnten. Die Colonisten waren scheußlichen Thieren in Menschengestalt eine Beute geworden; das Gesetz war unzulänglich gegen eine Legion Verbrecher; der Bischof von Tasmania hielt Bluthunde zu seiner eignen Beschützung! Und in dieses Elend, welches die dortigen Geistlichen mit dem tiefsten Pfuhle der Hölle verglichen, wurden englische Colonien gestürzt, durch weise Beschlüsse englischer Staatsmänner. Und welche Antwort wurde jenen armen Colonisten auf ihr banges Flehen um Abhülfe, um Verschonung von solcher Sündenfluth? Neue Ladungen Verbrecher. England war zu voll. Ergo — man mußte deportiren!

Zum bessern Verständniß dieser Lieblingsmethode moderner philanthropischer Gesetzgeber, eine Masse Verbrechen und Laster gegen Colonien loszulassen, müssen wir erwähnen, daß zwei Sorten Verbrecher deportirt werden. Die Einen, verbannt auf Lebenszeit oder eine lange Reihe von Jahren, arbeiten gefesselt in Gängen, wie Galeerensclaven oder Sträflinge an Festungswerken, in Steinbrüchen, auf Landstraßen rc. Haben diese mit gutem Betragen eine ge-

wisse Probezeit bestanden, so erhalten sie einen Entlassungsschein — Ticket of leave — und sind dann in jeder Hinsicht frei, stehen aber, oder sollen noch für den Rest der Strafzeit unter polizeilicher Aufsicht stehen. Die Anderen haben ihre Prüfungszeit entweder in Correctionshäusern in England oder auf den Bermudas überstanden und kommen in Australien sogleich als freie Personen mit dem besagten Ticket of leave an. Nun hofft man aus solchen entsündigten Verbrechern durch Vermengung mit den Colonisten Tugendhelden zu machen: ohne Zweifel ein recht schöner Plan, solche von der menschlichen Gesellschaft in Europa Ausgestoßene in den Colonien als nützliche Glieder wieder eintreten zu lassen, da dies auf dem frühern Schauplatz ihrer Sünden mit allzu großen Schwierigkeiten verbunden sein würde, dessen Ausführung jedoch unendliches Elend über jene Colonien gebracht hat. Die Colonisten fürchten diese Ticket of leave men wie die Pest und traurige Erfahrung hat gelehrt, daß sie leider auch da eine moralische Pest bleiben; denn trotz der Probezeit, die aus ökonomischen Rücksichten so viel als möglich abgekürzt ist, trotz guten Betragens, eben weil sie keine Gelegenheit zu sündigen hatten; und trotz polizeilicher Aufsicht, die in solchen jungen, noch wenig bewohnten Staaten fast unmöglich ist, wurden die meisten dieser hoffnungsvollen Tugendhelden gar bald schlimmere Verbrecher als zuvor. Das Experiment schlug fehl, aber die Verblendung der Philanthropen beharrte auf dem Plane.

Mit welchem Schrecken die Kapländer der Ankunft der ersten Auflage dieser socialen Pest entgegen sahen, läßt sich leicht begreifen. Doch da das Gerücht dem Segeln des Schiffes mit seinem Sündencargo lange vorausgeeilt war, hatten die Colonisten, durch die Größe der

Gefahr aus ihrer Lethargie aufgeschreckt, Zeit gewonnen einige Maßregeln zur Abwehr des Uebels zu ergreifen. Man supplicirte an das Gouvernement; allein die Antwort war ausweichend und abschläglich. Die Colonisten beschlossen daher ihre Rechte als Menschen einer tyrannischen Regierung gegenüber, welche ihrer Unterthanen heiligste Interessen so schmählich zu gefährden und zu schänden drohte, um jeden Preis zu vindiciren, um so mehr, da jede australische Post neue Rapporte über den traurigen Zustand jener Strafcolonien brachte, wo Feuer, Mord, Raub und Schändung an der Tagesordnung schienen. Und es brach eine Revolution so eigenthümlicher Art aus, daß wir diese interessante Episode der colonialen Geschichte mittheilen wollen, um so interessanter, als die Colonie immerwährend in eine Menge kleiner Parteien zersplittert, sich in dieser gewichtigen Angelegenheit vereinigte, wie ein Mann aufstand, nur von einem Willen beseelt.

Sobald es entschieden war, daß das Kapland eine Strafcolonie werden solle, schloß man in allen Städten und Dörfern Läden, Comptoirs und Werkstätten und behing Häuser und Straßen mit langen Flören: die Colonie beging ihre Todtenfeier. Unverzüglich hielt man überall Versammlungen und viele Tausende unterzeichneten Bittschriften an die Königin von England, in denen sie mit ernster Würde die Schmach zurückwiesen, mit welcher man sie zu besudeln drohte, und den Minister für die Colonien als einen unwürdigen Staatsdiener brandmarkten, welcher sich die Cabinetsordre durch boshafte Vorstellungen und Unwahrheiten erschlichen habe. Diese Memoriale trugen auch die Signaturen von einigen Tausend Schwarzen.

Aber der Weg nach England ist lang; viel Zeit mußte verlaufen, ehe eine Antwort zurückkam; der Gou-

verneur war nur eine Maschine, der dem todten Buchstaben Folge leisten mußte; und das Sündenschiff wurde täglich erwartet: kam das Schiff an, so mußte der Gouverneur auch das faule Cargo landen. Es schickten sich daher viele Colonisten bereits an, das Kap zu verlassen.

In dieser Verlegenheit griff man zu einem neuen Mittel. Ausschüsse bildeten sich überall und nahmen das Gelübde ab, die Einfuhr, Verpflegung und Vertheilung der „Banditen", wie man sie nannte, auf alle mögliche Weise zu verhindern, ohne jedoch active Schritte zu thun um irgend ein Gesetz zu übertreten. Das Unternehmen schien eine Chimäre, aber die Kapländer lösten diese Aufgabe vollkommen. Das Gelübde nannte man die Pledge, das Princip negativen Widerstand.

Da endlich, am 19. Sept. 1849, kam das Sündenschiff an. Augenblicklich hörten alle Lieferungen für die Truppen und militärischen Depots auf. Die Lieferanten, die ihre Contracte brachen, fielen zwar in eine schwere Geldstrafe; allein diese Summen wurden oft in wenig Stunden durch Subscription gesammelt und den Behörden gezahlt. Die Fleischer gaben kein Fleisch, die Bäcker kein Brod, und unter dem Gelächter des Janhagels mühten sich Soldaten ab, ein paar magere Kühe nach den Kasernen zu bugsiren, wo man aus dem Stegreife zu schlachten und zu backen anfing. Aber auch das hörte auf, denn die Zufuhr zu den Märkten hörte auf und der Gouverneur sah sich genöthigt, um mit den Beamten und dem Militär dem Hungertode zu entgehen, den Admiral der dort stationirten Kriegsschiffe um Unterstützung von Lebensmitteln zu ersuchen, er erhielt auch eine Kleinigkeit, jedoch mit der Antwort, daß man ferner nichts entbehren könne. So sah sich der Gouverneur genöthigt

nach Bermuda, St. Helena und Mauritius um Lebensbedürfnisse zu senden. In diesem kläglichen Dilemma kam zufällig ein amerikanisches Schiff mit Dampfmehl an, welches das Gouvernement das Glück hatte in Beschlag zu nehmen. Allein Fleisch fehlte. Käufer durchzogen das Land, aber konnten selbst für unglaublich hohe Preise kein Rind oder Schaf bekommen.

Unterdessen stürmten alle Zeitungen ohne Gnade auf das abscheuliche Verfahren der englischen Regierung los und die Geistlichen ermahnten ihre Gemeinden von der Kanzel, dieses entsetzliche moralische Uebel um jeden Preis von ihrer Schwelle zurückzuwälzen; predigten, daß ein göttliches Gesetz alle andern aufhebe, welche das moralische Verderben der Menschen zur Folge haben und daß Widerstand in einer solchen Sache heilige Pflicht sei.

Ein Versuch wurde gemacht, die Banditen zu landen, aber alle Bootleute verweigerten ihre Dienste trotz hoher Anerbietungen.

Ein paar Kaufleute wagten es unter der Hand Lieferungen für's Gouvernement zu machen, Andere öffentlich, wie zum Trotze. Sogleich wurden alle Verbindungen mit diesen Menschen abgebrochen; aller Credit abgeschnitten und sie und Familie in sociale Acht erklärt. Niemand verkaufte ihnen Lebensmittel und die größte Vorsicht wurde angewendet, daß die täglichen Bedürfnisse nicht auf einem Umwege zu ihnen gelangen konnten.

In der Absendung der Posten, in der Rechtspflege, kurz überall stieß das Gouvernement auf alle nur erdenklichen Hindernisse, bis endlich die ganze Maschinerie der colonialen Regierung still stand.

Der Gouverneur drohte durch bewaffnete Macht Lebensmittel im Lande auftreiben zu lassen; allein ein sol-

cher Gewaltstreich in Friedenszeit gegen Menschen ausgeführt, welche kein Gesetz übertraten und nur einfach ihre Habe nicht zu verkaufen wünschten, würde einen zu großen Schandflecken auf sie geworfen haben, und es blieb bei der Drohung. In terrorem wurden Einige des Hochverrathes und der Verschwörung angeklagt, welche den negativen Widerstand organisirt haben sollten, allein die Jury sprach sie frei, unter so stürmischem Beifall, daß der Gerichtssaal zu bersten drohte. Wohlweislich unterließ man die Colonisten auf's Aeußerste zu treiben, indiscrete Schritte wurden belacht; eine tyrannische Maßregel hätte das Volk zur Verzweiflung, zur offnen Rebellion getrieben.

Mit verständiger Humanität beschloß der Gouverneur daher, die Ausführung seiner Vorschriften zu suspendiren und rapportirte über den Zustand der Colonie nach England. Unterdessen lag das Sündenschiff im Hafen, gemieden von Allen und mit argwöhnischer Sorgfalt beobachtet. Vier Monate waren auf diese Weise bereits verflossen und die Lage von 282 Deportirten in einem engen Schiffsraume unter einem solchen Klima eingeschlossen, war sicher nicht beneidenswerth. Ueber zwei Monate hatten sie bereits auf der Reise zugebracht; vier andere Monate lagen sie schon im Angesichte ihrer neuen Heimath, welche sie mit demselben Abscheu zurückstieß, mit welchem die alte Heimath sie ausgestoßen hatte. Alle Verbindung mit dem Schiffe war abgeschnitten. Aufruhr brach aus und einige Verwegene suchten an's Land zu schwimmen. Es mußte unter sie gefeuert werden. Der Schiffsarzt wurde verrückt und stürzte sich über Bord. Scorbut brach aus und sobald die Colonisten davon Kenntniß erhielten, wurden Böte mit frischen Provisionen, frischem Fleische und aller möglichen Labung

herübergeschickt; allein schon nach wenig Tagen war das Schiff ein großes Hospital.

Am 8. Januar 1850 endlich wurde der Cabinetsbefehl zurückgenommen; aber die Nachricht erreichte das Kap erst am 21. Februar, so daß das Schiff gerade 5 Monate in der Bai gelegen hatte.

Die Freude der Colonisten zeigte sich auf eine ihrer bisherigen Haltung würdigen Weise. Während das künftige Schicksal der Colonie unentschieden blieb, hatte man durch General-Subscriptionen Fonds eröffnet, aus denen Solche, welche durch unterbrochene Geschäfte für's allgemeine Beste Schaden gelitten hatten, Entschädigungen erhielten. Die Bilanz wurde durch weitere Subscription sofort zu einer bedeutenden Summe erhöht, welche man zur Vertheilung unter die Schiffsmannschaft und Deportirten, als eine Entschädigung ihrer langen Leiden, dem Gouverneur in die Hände legte.

An selbigem Tage endlich segelte das Schiff mit seinem elenden Cargo nach Van-Diemens-Land, Englands vorzüglichster Kloake.

Ackerbau und Schafzucht.

Die Fruchtbarkeit des Bodens, der häufige Regen und schwere Thau in den östlichen Küstenländern erlaubt Landwirthschaft in ähnlicher Weise zu führen als im Süden Europa's. Anders ist es in dem übrigen Theile der Colonie und jenseit der Grenze nach dem Innern. Da beschränkt sich aller Ackerbau gewöhnlich auf die Cultur eines Gärtchens und einiger Acker Grund als Säeland, nur immer so groß, daß sie von dem schwachen Strahle der Quelle benetzt werden können. Daher erscheinen die Bauerhöfe in der grauen Fernsicht wie kleine grüne Oasen. Die meisten Booren säen nur so viel

Weizen (Roggen wird fast gar nicht gebaut) als für ihren eigenen Bedarf nothwendig; und Gerste und Hafer für Pferdefutter. Zum Verkauf verführt der Boor nur selten etwas, denn die Oerter liegen fern von einander und die Wege sind abscheulich. Alles Getreide wächst ausgezeichnet in günstigen Jahren, aber deren sind nur wenige: ein Jahr ist so trocken, daß das Getreide einen halben Fuß hoch wächst, leere Aehren trägt und halb verbrannt, ein anderes Jahr erzeugen starke Regengüsse zu unpassender Zeit einen rothen Schwamm, den Rost, welcher ganze Felder in rothbraunen Staub verwandelt. Verheerende Einfälle von Heuschrecken beendigen oft, was Rost und Dürre übrig gelassen. In ergiebigen Jahren gewinnt der Boor jedoch so viel, daß er für ein paar darauf folgende Mißjahre genug aufspeichert und selten Mangel an dem „Stabe des Lebens" leidet, ja in solchen Mißjahren immer noch das meiste Korn verkauft, weil er den fabelhaften Preis von 20 bis 40 preußischen Thalern und mehr für den Scheffel bekommen kann. Nicht selten geschieht es, daß ein gewaltiger Gewitterregen eine ungestüme verheerende Fluth über die Saatfelder wälzt und das Getreide in Sandhaufen und Gestrüpp begräbt, oder daß die Garben auf der Sturzfluth weit hinweggespült dem Meere zutreiben. Mit welcher Schnelligkeit die tobenden Gewässer der Flüsse, welche Tags zuvor noch trocken waren, nach plötzlichen Regen dahineilen, wird man aus dem einfachen Umstande begreifen, daß eine Schubkarre am späten Abend hinweggespült, am andern Morgen um 9 Uhr, 26 Stunden zu Pferd (mehr als 26 deutsche Meilen) entfernt vom Orte der Abfahrt, wieder aufgefischt wurde.

Doch selbst wenn solche Ereignisse die Ernte nicht gefährden, leidet der Boor noch manchen Schaden,

von welchem der europäische Bauer nichts weiß. Seine Quelle ist schwach und er muß das Wasser aufdämmen, um hinreichenden Vorrath zu periodischer Bewässerung zu bekommen. Die Saat ist welk; morgen will er „Wasser leiten". Doch früh am folgenden Tage entdeckt er, daß über Nacht der Damm gebrochen und alles Wasser ausgelaufen ist. War eine Stelle des Dammes undicht; hatte der schwarze Kerl, dem die Bewässerung aufgetragen, den Damm durchstochen, um der Mühe überhoben zu sein, unbekümmert um den Schaden, welchen der Baas dadurch leiden werde? Zur Ausbesserung des Dammes muß er ohne Verzug schreiten. Doch ehe die mühsame Arbeit vollendet und der Damm sich wieder gefüllt, ist vielleicht ein großer Theil seiner Saat schon hoffnungslos verdorrt.

Oder er entdeckt, daß seine Quelle versiecht und an einem 50 Fuß tiefer gelegenen Ort hervorquillt, von woher das Wasser nicht mehr auf die hochliegenden Saatfelder gebracht werden kann. Er muß sein altes Säeland verlassen, um in einer engen mit Dorngebüsch überwachsenen Kluft, wohin sich jetzt die Quelle ergießt, vereinzelte Stückchen Grund zu cultiviren. Die Booren fürchten sich Hindernisse vom Auge der Quelle hinwegzuräumen, weil die stete Folge ein Wegsinken des Wassers ist, zu einer Tiefe, von wo aus die Bewässerung nicht länger möglich ist.

Oder Tochtgänger (Hausirer) und gewissenlose Reisende spannen Nachts ihre Rinder in des Booren Saatfeld aus und sind vor Tagesanbruch schon weit wieder hinweg, dem grollenden Boor die Verwüstung seines Getreides als ein Räthsel über den Urheber hinterlassend. Selbst auf Gefahr der Entdeckung hin riskirt der Reisende eine solche Uebertretung, denn das Land

ist kork droog (trocken wie Kork); alles Eßbare nur auf des Booren Saatfeld, und ein gutes Futter ist oft den Preis des Thieres werth, es sei Pferd oder Zugochs. Beide sterben oft in großer Zahl nur aus Mangel an hinreichender gesunder Nahrung.

Im Jahre 1812 war in dem fruchtbaren Albany selbst die Dürre so andauernd und die Sterblichkeit unter den Pferden so groß, daß englische Officiere der dort stationirten Truppen auf Ochsen ritten. Ein interessanter Anblick müssen solche Officiere zu Ochs gewesen sein.

In dem Kriege des Jahres 1845 waren die Pferde der colonialen Truppen in einem so elenden Zustande, daß man es für unmöglich hielt, sie aus Kaffraria wieder zurück nach der Colonie zu bringen; und um sie nicht in den Händen der Kaffern zu lassen, die sie geschont, gepflegt und später zum Schaden der Colonie benutzt haben würden, tödtete man sie. Eine Truppenabtheilung erschoß in einer Stunde 600 Pferde.

Hat der Reisende nun die Alternative, seine Zugochsen oder Pferde aus Mangel an Futter zu verlieren oder zu stehlen, so kennt Noth kein Gebot — er vergißt ein wachsames Auge auf sein Vieh zu haben, das instinktmäßig nach dem Getreidefelde läuft. Entdeckt der Boor die Uebertretung, so sucht man eifrig nach dem Vieh in der entgegengesetzten Richtung, ist sehr betrübt über diesen Vorfall, bezahlt den Schaden und zieht fröhlich weiter, denn das Vieh hat seinen Bauch voll.

Ein andrer Uebelstand ist der folgende: Bei der kärglichen Weide bleibt alles Vieh Tag und Nacht auf dem Felde, und da die Zeit, wo das Getreide zu reifen beginnt, immer die trockenste ist, sucht natürlich das Vieh die Saatfelder auf. Nun pflegt man zwar das Vieh während dieser Zeit auf entfernt liegende Höhen

zu bringen, allein die Thiere sind klug genug, daß sie Nachts herabkommen, sich vollfressen und vor Tagesanbruch wieder in vollem Galopp der Höhe zueilen.

Um diesem Uebelstande zu begegnen, haben viele Booren ihre Saatfelder und solchen umliegenden Weidegrund, welchen sie für die trockne Jahreszeit zu sparen wünschen, mit Mauern umgeben, deren Ausdehnung an die berühmte chinesische Mauer erinnert. Die Construction solcher Mauern ist einfach: Steine werden lose auf einander gestapelt; die Materialien sind zur Hand; das Land ist fast überall wie mit Steinen übersäet. Die Erbauung dieser Wälle fällt in die Zeit des colonialen Flors, vor der Sclavenemancipation, denn jetzt ist es kaum möglich, Arbeiter genug zu solchen weitläufigen Werken zu versammeln.

Noch eines Uebelstandes von nicht geringerer Bedeutung müssen wir erwähnen — der Verheerungen durch Vögel. In der Colonie giebt es wenig Vögel, wie es leicht zu erwarten ist in einem kahlen, dürren Lande, aber zur Erntezeit kommen sie, der Himmel weiß woher, in solchen Schaaren, daß es eines unaufhörlichen Peitschengeknalles und Geklappers bedarf, um ihnen die Hälfte der Ernte streitig zu machen.

Wir haben andern Ortes erwähnt, welchen Schäden und Widerwärtigkeiten der Boor durch sein Dienstpersonal ausgesetzt ist, und wir wollen annehmen, daß endlich sein Getreide geschnitten und nur noch eingefahren werden muß. Das muß des Nachts geschehen, wenn die Aehren noch feucht vom Thau sind. Aber wo sind seine Knechte, die faulen Kerle? halb trunken, halb schlafend die Einen und Andere glotzen über die Bibel, oder sind auf der Tanzpartie, oder hören Gottes Wort, oder sind weggelaufen. Sicher ist zu verwundern, daß das Kapland

nicht ein großes Bedlam von Booren geworden ist, die unter solchen Umständen verrückt geworden. Sicher bedarf es nur oberflächlicher Aufmerksamkeit, um allenthalben auf den Bauergütern zu sehen, wie weit die Colonie von ihrem frühern Wohlstande zurückgegangen.

Das trockne Klima macht Scheuer oder überdeckte Tenne überflüssig. Auf jedem Bauerhofe ist eine große mit einer Barrière oder großen Felsstücken umgebene Runde sorgfältig geebnet und durch öfteres Ueberschmieren mit Kuhmist geglättet. Diese „Flur" wird mit Garben angefüllt, über welche ein Trupp Pferde herumgejagt wird, bis die Körner ausgetreten sind und das Stroh zu Kaff (Spreu) geworden ist. Dieser Kaff mit seltner Beimischung von Hafer oder Gerste ist das gewöhnliche Pferdefutter; der Scheffelsack Kaff wird mit circa 1 pr. Thlr. bezahlt, oft mit mehr.

Das Mahlen des Kornes ist gleichfalls ein mühevoller langsamer Proceß; es giebt nur wenig Wassermühlen; das Korn wird meist auf Pferde- und Handmühlen gemalen. Windmühlen giebt es nur sehr wenige, denn der Wind ist in diesem Chaos von Gebirgen zu unstät, um für solchen Zweck benutzt zu werden. Zur Ersparniß von Mühe ist daher gekochtes Korn ein gewöhnliches Gericht unter den Booren.

Dürre, Rost, Heuschrecken und andere Calamitäten verursachen ein stetes Steigen und Fallen im Preise des Getreides und treiben diesen oft so hoch, daß in manchen Jahren der Scheffel Korn mit 50 preuß. Thlr. bezahlt wurde, und Solche, die diesen hohen Preis nicht erschwingen konnten, sich wohl sogar zuweilen des Brodes enthalten mußten.

Ausnahmsweise baut der Boor Linsen, Erbsen und Mais, meist nur für seinen eignen Bedarf, und jeder An-

dere, der diese Dinge nicht selbst erbaut, erlangt sie nur gegen enorme Preise. Reis wird auch erbaut; da er jedoch fast immer in Wasser stehen muß, eignen sich in diesem dürren Lande sehr wenig Striche zum Reisbau.

Alle andern Gewächse müssen in Gärten gezogen werden, welche einer bessern Bewässerung fähig sind. Man sieht daher fast nur Getreide auf den Feldern. Unter „Feld (Veld)" versteht der Colonist alles Land, worauf nicht gesäet wird. Wenn er auszieht, um Feld zu suchen, so meint er Weide für sein Vieh. Sein bestellbares Feld nennt er „Land." In den Gärten sieht man die gewöhnlichen Küchengemüse, Kohl, Sallat, Kartoffeln ꝛc., obschon der Boor meistens nur von Fleisch und Brod lebt.

Die Felder sind überall äußerst mager; der Boor hat nur wenig Dünger und läßt ferner noch aus Mangel an Weide seinem Vieh die Stoppeln ganz kahl abfressen. Der gewöhnliche Dünger wird aus den Schafkraalen gestochen, der schlechteste, den man sich denken kann. Wissenschaftliche Experimente, diese große Sterilität des Bodens zu verbessern, sind alle an dem Wassermangel gescheitert.

Bei einem solchen Charakter des Landes ist das Geschäft des Landwirthes natürlich sehr vereinfacht und nicht sehr einträglich, und der Boor greift daher zu allerlei Mitteln, um eine große Lücke in seinem Einkommen auszufüllen. Viele veranstalten jährlich einen Jagttocht — einen Jagdzug — in's Innere. Auf einem leichten Wagen mit 8 Pferden bespannt geht es in schnellem Trabe ungefähr 60 englische Meilen Weges über die Grenze nach nur wenig bewohnten Gegenden, welche von Wild wimmeln. Außer mit Schießbedarf und Provisionen ist der Wagen noch mit Kleinigkeiten zum Tauschhandel und mit Branntwein beladen, dem mäch-

tigen Talisman, mit Hülfe dessen die Erlaubniß der Häuptlinge und die Dienstbarkeit der Eingebornen leicht gesichert werden kann. Mit Jagen und dem Verschachern der Bagatellen vergehen ein paar Monate, denn wie jeder weiße Kapländer ist auch der Boor vom Schachergeiste beseelt, und beladen mit Fellen, Elfenbein, Straußfedern ꝛc. kehrt endlich der Boor wieder heim.

Seiner anderweitigen mannichfaltigen Thätigkeit haben wir bereits andern Ortes gedacht.

Fast alle Booren beschäftigen sich mit Schafzucht, welche als das gewinnreichste Geschäft der ganzen Landwirthschaft angesehen wird. Viele Grenzbooren haben weder Garten noch Säeland und oft keinen eigenen Wohnort. Schafzucht ergiebt, alle Wechselfälle in einander gerechnet, 30 per Cent per annum und mehr; gewöhnlich verdoppelt sich das Capital und ohne Unglücksfälle würde es ein sehr lucratives Geschäft sein. Die Lebensweise eines Schafzüchters ist keineswegs eine solche, die Jedem zusagen dürfte. Die öden Flächen im Innern, fast ohne alle Bäume und Büsche und nur von kurzer Haide und niedrem Gesträuch bewachsen, sind die besten Schafweiden, und dort muß er seine unstete Wohnung aufschlagen. Er darf nicht erwarten im Hause zu sitzen, umgeben von Luxus und bereitwilliger Dienerschaft; mit seiner Heerde muß er umherziehen, wie ein Nomade, mit einem Zelte, oder öfters ohne dasselbe hinter einem niedrigen Busch oder Stein seine temporäre Wohnung nehmen und eine Schaffelldecke, ein Kessel, Fleisch und gedörrtes Brod, und das Letztere nicht immer, müssen ihn zufrieden stellen. Ganz allein einem meist treulosen Schwarzen seine Heerde anzuvertrauen darf er nicht wagen; hinterher muß er selbst ziehen in glühender Sonne und in eisigem schneidenden Winde. Ist

das Feld abgefressen oder verdorrt, so muß er in die noch einsameren unwirthbaren Oeden des Innern „trekken" (ziehen), wo er von aller menschlichen Gemeinschaft vielleicht wochenlang abgeschnitten ist, und wo die verstümmelten Neuigkeiten der großen Welt sein Ohr nur viele Monate später erst erreichen, wie ein längst verschollenes Echo. Hinter dem Busche muß er schlafen, gehüllt in seine lange Schaffelldecke, unbekümmert um giftiges Gewürm, das über Nacht auch noch in die wollene Decke zu kriechen liebt, und um die schneidende Kälte, in der sein müder Körper erstarrt. Wochenlang ist es ihm nicht möglich seine Kleider zu wechseln, ohne daß er selbst das Nothwendigste auswäscht und adamitisch der Heerde nachwandelt, bis es trocken geworden. Glacéehandschuhe darf er nicht tragen: das Beil muß er schwingen und die Hacke, um Büsche auszuhauen, mit denen er einen Pferch für seine Schafe baut, zum Schutze während der Nacht; und auch auf diesen Schutz und auf die Wachsamkeit seiner Hirten darf er sich nicht verlassen, sondern muß mit leisem Ohre schlafen, auf daß bei der geringsten Bewegung unter den Schafen er aufspringe, und mit fertigem Gewehre die Runde mache, wenn er seinen Gewinn nicht mit dem Schakal, Wolf, Leopard oder Löwen theilen will, von denen der Leopard das allerschädlichste Thier ist, weil er nicht ein Schaf hinwegträgt, sondern so viel erwürgt als er nur immer kann.

Aber Alles dies ist Kleinigkeit in Vergleich mit den Mühen während der Lämmerzeit. So lange die Lämmer noch sehr jung sind, folgen sie den Schafmüttern nicht mit auf die Weide. Bei der Rückkehr der Heerde laufen nun 500—1000 Lämmer und mehr ihr entgegen, mit einem wahren Zetergeschrei; ein Jedes sucht seine Mutter und in der Mitte dieser Masse Schafe und Lämmer

löst der Schafboor eine Aufgabe, die wunderbar scheint: er kennt jedes Schaf und jedes Lamm und bringt jedes umherirrende Lamm sogleich zum rechten Schafe, eine Kenntniß, die uns immer als eine absolute Unmöglichkeit erschienen ist. Sind die Schafe sehr mager und die Lämmer elend, so muß der Schafboor sie in sein Zelt nehmen oder an einen andern vom Winde geschützten Ort, und muß sie pflegen, wie kleine Kinder, ein Geschäft mit nicht geringer Mühe verbunden, wenn man bedenkt, daß 20—40 Lämmer jeden Morgen dieser Pflegeanstalt zugesellt werden.

Kann man Schafzucht auf solche Weise treiben, so kann man unter nicht allzuungünstigen Umständen sein Capital in Zeit von 3 Jahren verdoppeln, nach Abzug aller Auslage. Viele Ausländer und zumal Engländer haben es versucht und in Verzweiflung wieder aufgegeben. Am besten eignet sich für solches Leben der afrikanische Boor, dem Entbehrungen Gewohnheit sind, die traurige Schafweide seine Welt und seine Heerde Alles ist, was ihn interessirt, seine eigene Familie ausgenommen. Angenommen, daß die Heerde gedeiht; daß keine lange Dürre Hunderte, ja Tausende von Schafen wegrafft; daß der Boor bei seinem Eintritte des Morgens in den Kraal nicht immer einige Dutzend Lämmer liegen findet, getödtet durch die scharfe Kälte der Nacht, oder durch den Mangel an Milch der Schafmütter; daß er nicht plötzlich einige Hundert an Geelziekte durch den Genuß ungesunder Gewächse verliert, noch durch Brandziekte, ein Schorf, der erst die Wolle und dann das Leben zerstört, so daß der Schafzüchter selbst das Fell des gefallenen Thieres nicht gebrauchen kann; daß seine Heerde, mit Springböcken vermengt, nicht hinwegläuft; noch sein treuloser Hirte plötzlich verschwindet in Gesell=

schaft eines Truppes Schafe, die er weislich als Viaticum mitgenommen: der Gewinn ist darum noch keineswegs in seinem Seckel; der Züchter hat seine Schafe zu scheeren; die Wolle oft Hunderte von Meilen zum Verkauf zu schicken; hat die überzähligen Schafe, die jährlich verkauft werden können, oft 600 Meilen der Hauptstadt in kleinen Tagemärschen zuzusenden. Der Verkauf selbst fordert nicht geringe Vorsicht und trotz aller Klugheit fällt der Boor doch zuweilen in die Hände der Philister, denn, wie es notorisch genug geschehen ist, kauft heute einer der Fleischer für 1000 Pfd. Sterl. (ca. 7000 pr. Thlr.) Vieh, erwirbt einen „Schlächtersbrief" auf einen Monat; doch ehe der Monat verlaufen, wird er bankerott und der Werth des „Schlächtersbriefes" fällt von 1000 Pfd. Sterl. vielleicht auf 1000 Pence, und der Schafzüchter verliert in einem Tage die Belohnung jahrelanger Entbehrung.

Die häufigen Bankerotte sind überhaupt etwas sehr Charakteristisches bei den Kapländern. Kann man nicht mehr bezahlen, so wird man insolvent; läßt seine sieben Sachen verkaufen; die Gläubiger in den Ertrag sich theilen; rehabilitirt sich und beginnt seine Carriere von Neuem, ohne an der Achtung der Mitbürger das Geringste verloren zu haben. Kein anderes Land steht darin vielleicht dem Kap der guten Hoffnung gleich; jede Woche erscheinen ein Dutzend neue Bankerotte in den Zeitungen — Tagelöhner und Kaufleute, Beamte und schwarze Burschen — Alle schlüpfen aus drückenden Umständen schnell durch dieses Hinterthürchen des Erbarmens hinaus; sind auf eine kurze Zeit hors de loi, aber by hook and by crook bald wieder là dedans. Mehrmalige Wiederholung einer solchen Bagatelle ist nichts Seltenes und Jeder wird die Sicherheit der Basis zu beur-

theilen wissen, auf welcher „Handel und Wandel" ruht. Vorsicht ist daher unter den Kapländern „die Mutter aller Tugenden" und der Viehboor verkauft gegenwärtig seine Schafe und Rinder selten auf Credit, kann auch nicht anders, denn in seiner tiefen Einsamkeit hört er nur immer erst von Verlusten, wenn alle Vorkehrungen nutzlos geworden.

Das originale Kapschaf ist ein sehr großes Schaf, mit zottigem, grobem, ungekräuseltem Haar, ähnlich dem eines Schafhundes. Sein Fleisch ist weniger zart als das des Merinoschafes. Seine Wolle, oder vielmehr sein Haar, kann nicht gesponnen werden, und wird nur zum Polstern und zu Felldecken verwendet, welche im Kaplande als Decken im allgemeinen Gebrauche sind. Die Colonisten nennen solche Wolle Steck- oder Blinkhaar; und die englischen Wollhändler beschweren sich nicht gar selten, daß einige kluge Colonisten die bessere Merinowolle allzureichlich mit jenem Haare vermischen. Man hält gern einen kleinen Trupp dieser Schafe ihrer Fettschwänze halber, welche die Butter, die stets ein seltner Artikel dort sein wird, ersetzen müssen. Seit den letzten 25 Jahren sind Merinoschafe überall eingeführt worden, aus deren Wolle der Schafzüchter einen bedeutenden Gewinn zieht. Der Preis eines Schafes ist von 3—7 Thlr., von einem sächsischen Stamme 70—140 pr. Thlr., es ist sonach mehr als 1000 pr. Thlr. erforderlich, um mit der bescheidenen Zahl von 300 Schafen Schafzucht zu treiben.

Auf allen Bauerhöfen findet man einen Trupp schöner buntgefleckter Ziegen — Kapater genannt, wiewohl das Wort eigentlich Eunuchen bedeutet; diese werden theils der Milch wegen gehalten, theils für den täglichen Fleischbedarf, denn sie sind billiger als die Schafe und der

Boor liebt es nicht seine Heerde anzutasten. Das Fleisch ist hochroth, zähe und mager und erfordert großen Hunger und ein capitales Gebiß.

Rinder- und Pferdezucht.

Wie bei den Schafen hat man auch die afrikanischen Rinder durch europäische zu veredeln gesucht. Dies ist weder gelungen, noch würde eine solche veredelte Race der schweren Arbeit, zu welcher man die Kapochsen verwendet, entsprechen. Selbst Milchkühe gedeihen nicht sonderlich. Eine europäische Kuh erfordert reichliche Nahrung, um ein paar Eimer Milch Tags geben zu können und auf afrikanischer Weide erhalten diese Thiere oft kaum ihr Leben. Auch sind die Colonisten vom Werthe der kapschen Rinder so überzeugt, daß sie eine fremde Race der einheimischen zu substituiren kaum geneigt sein dürften. Kräftig, schlank, fettlos, geduldig, ausdauernd, und statt des Futters mit einem Mund voll trockner Hölzchen oder dürren Maisstrünken zufrieden, schleppen die Kapochsen große Lasten über steile Berge und durch tiefe Sandflächen, und selbst wenn zu einem Scelett abgemagert, ziehen sie unverdrossen, bis sie stürzen. Ihre großen Hörner geben ihnen ein wildes Aussehen, aber dennoch sind sie sanft und sehr gelehrig. Junge Rinder schlachtet man im Kaplande selten und für solchen unmittelbaren Zweck zieht der Viehboor sie auch nicht auf: er richtet ein Gespann von 14—16 Ochsen zum Ziehen ab, verkauft es; lehrt ein andres und so fort und nur erst, wenn das Rind für weitere Dienstbarkeit unfähig zu werden beginnt, fällt es dem Schlächter in die Hände. Der Colonist schlachtet einen guten Zugochsen ebenso ungern, als der Araber ein Kameel. Die Fruchtbarkeit eines Bauergutes bestimmt man gewöhnlich mit

der Angabe, daß so und so viel Gespann Ochsen und Schafe darauf gehalten werden können und der Europäer würde erstaunen zu hören, welche meilenweite Strecken erfordert werden für ein paar Gespann Ochsen und ein paar Tausend Schafe. Daher hat der Viehboor (den Schafzüchter nennt man Schafboor) kein leichtes Geschäft: seine Rinder sind über eine ungeheure Fläche verstreut; sie können nicht beisammen geweidet werden, die karge Weide erlaubt es nicht; sie sind wilden Thieren und kaum minder wilden Vagabonden blosgestellt; sie laufen unter andre Heerden, werden mit weggetrieben und verkauft, ehe der Eigenthümer etwas davon ahnt; sie laufen auf fremden Grund — wer kann es verhindern, das Land ist dürr und die Rinder „streichen" nach Futter; — sie werden aufgefangen, in die Gouvernements-Kraale gesandt und dort verkauft, und hundert Mühseligkeiten mehr, die ihren Ursprung in der eigenthümlichen Beschaffenheit des Landes haben und denen nicht abzuhelfen ist. Der Preis eines Ochsen ist von 30—40 pr. Thlr.; zu aller Arbeit auf dem Bauergute werden Ochsen gebraucht, fast niemals Pferde, und ein geringer Boor hat mindestens zwei Gespanne (24) Ochsen nöthig — ein Capital von circa 800 pr. Thlr. allein zu diesem Behufe.

Pferdezucht wird von allen Booren getrieben, aber nur von Wenigen im Großen, denn sie erfordert ein großes Capital, welches durch die Pferdekrankheit nicht selten sehr gefährdet wird. Die eingeborenen afrikanischen Pferde mit ihren viereckigen Köpfen und langbehaarten Beinen sind fast nur noch unter den Grenzbooren zu finden; im übrigen Theile der Colonie hat man überall eine durch englische Vollbluthengste veredelte Race. England importirt immer solche Hengste, die auf der Rennbahn

niedergebrochen und überhaupt nicht mehr fehlerfrei sind. Diese Hengste werden nichtsdestoweniger für den Mittelpreis von 3—5000 pr. Thlr. verkauft. Ein gutes Reit- oder Zugpferd von veredelter Race, doch keineswegs so veredelt, daß man nicht den dicken Afrikanerkopf auf dem schlanken englischen Körper erkennen könnte, ist immer noch kostspielig, von 25—30 Pfd. Sterl. (175—210 pr. Thlr.). Die weitläufigen Landstriche machen den Besitz von Pferden nothwendig und selbst der Aermste besitzt ein Reitpferd. Die häßlichen Kappferde sind billiger, aber für Strapazen bei weitem besser geeignet als die veredelten. Ein solches kleines, zottiges, dickköpfiges Ding trägt einen großen, schweren Mann, dessen Füße fast den Boden berühren; hinten einen schweren Quersack; vorn am Sattel einen Mantel und einige kleine Ledersäcke mit Reiseutensilien; vielleicht noch ein Stück Wild und ein langes schweres Gewehr; begnügt sich mit einer Quantität Futter, die ein Kalb kaum sättigen würde; erfreut sich nie der mindesten Pflege und Reinlichkeit und macht oft 80 englische Meilen des Tags. Das gesundeste Feld für Pferde ist auf den Hochländern, die durch Nebel feuchter gehalten, immer mehr grüne Weide bieten, als die heißen trocknen Thäler. Mancher schöne Trupp Pferde scherzt über die grünen Plateaus und wenig ahnt man den Reichthum in diesen Stutereien, wenn man an den einsamen Gebirgen vorbeireitet.

Drei besondere Feinde hat der Pferdezüchter: den Leopard, den Panther, oder, wie die Colonisten ihn nennen, Tiger, und die Pferdekrankheit.

Die Erstern hausen noch in beträchtlicher Zahl in den Klüften der Gebirge, trotzdem daß ein allgemeiner Ver-

tilgungskrieg gegen sie geführt wird, und richten oft gar argen Schaden unter werthvollen Pferden an.

Bei weitem größern Schaden richtet jedoch die Pferdekrankheit an, eine so eigenthümliche Seuche, daß wir, soweit unsere eigene Erfahrung geht, eine Beschreibung derselben geben wollen.

Die Pferdeseuche.

So lange trockne Winde wehen, nur spärlicher Regen fällt und kein schwerer Nachtthau die heiße Erde erquickt, hat man nichts von Pferdekrankheit zu fürchten. Wenn aber nach häufigem Regen das Land in seinem Flor steht, bedecken giftige Nebel die Niederungen und man sendet schleunig alle Pferde auf die Hochländer, denn der Feind ist im Anzuge. Leider geschieht dies gewöhnlich nicht eher, als bis der Keim der Krankheit bereits eingepflanzt ist und die Pferde auch auf den Bergen wegsterben. Gar bald liegen hier und da Cadaver gefallener Pferde, bedeckt von Schwärmen von Geiern, welche die faule Masse glücklicher Weise in unglaublich kurzer Zeit verschlingen und neuen giftigen Ausdünstungen zuvorkommen. Wenn ein Pferd mit der Krankheit befallen ist, wird es träge, fiebrisch; verliert die Freßlust; scheint an Entzündung zu leiden; sein Athem jagt; sein Kopf, vorzüglich um die Augen herum, schwillt; es bleibt ein oder zwei Tage stöhnend liegen und stirbt; bisweilen endet es in weit kürzerer Zeit.

Wir haben mehr als ein Dutzend Pferde secirt und die Section ergab immer dieselben Resultate: Alle Schleimhäute waren mit Würmern von der Länge eines halben Zolls angefüllt; die Nase, der Schlund, die Lunge, der Magen, die Därme — Alles strotzte von Würmern. Alle Würmer waren auf den Häuten fest angesogen oder an-

gebissen; nicht Einer kroch frei umher und es kostete Mühe, einen abzulösen. Die Würmer sind weiß, so dick wie eine Gänsespule und so zähe, daß man sie nicht leicht zerreißen kann. Mit einem breiten Saugrüssel sitzen sie fest auf der Haut und so dicht an einander, daß man nur wenig von der im höchsten Grade entzündeten Haut sehen kann. Alles scheint mit einer dicken Lage weißer Zotten bedeckt, die sich, nach Weise der Würmer während des Saugens, ausdehnen und zusammenziehen. Der Magen ist meist durchbohrt und solche Perforationen sind natürlich Ursache des schleunigeren Todes.

Ehe das Wesen dieser Seuche durch Section ermittelt war, behandelte man diese Krankheit, wie man überhaupt alle anderen Pferdekrankheiten am Kap zu behandeln pflegt, wo es an Veterinärärzten fehlt, mit Blutlassen und Purgativen, allein ohne allen Erfolg, und noch zur Zeit kennt man kein Mittel, das dieser verheerenden Seuche Einhalt zu thun vermöchte. Hat ein Pferd die Krankheit, so jagt man es hinweg, um sich die Mühe zu sparen, den Cadaver wegschleifen zu lassen und bekümmert sich nicht weiter darum. Alle Vorkehrungen, die Seuche abzuwenden, sind nutzlos; man schließe jede Oeffnung der Ställe; gebe dem Pferde abgekochtes Wasser; wasche und dürre das Futter: ein Pferd wird die Seuche bekommen, und ein zweites, welches daneben steht, bleibt vielleicht gesund.

Die Colonisten sagen, daß ein Pferd, welches die Seuche bekam und genaß, ein zweites Mal die Krankheit nicht erleide; wir zweifeln nicht an der Richtigkeit dieser Behauptung, da ein Pferd diese Krankheit wohl nie überlebt.

Weinbau.

Ebenso wie der Tourist beim Besuche von Heidelberg nicht an dem großen Faße vorübergehen kann, ohne zu kosten, ebenso stattet jeder Reisende, der das Kap berührt, einen Besuch auf Constantia ab, um den köstlichen Wein gleichen Namens unverfälscht an der Quelle zu trinken, denn meist ist der Constantia, welcher dem europäischen Publikum unter solchem verführerischen Namen für einen hohen Preis geboten wird, ein elendes Gebräu, das nie von Constantia-Trauben, sondern höchstens von europäischen Rüben gekeltert wurde.

Ungefähr eine deutsche Meile von der Kapstadt liegen drei reizende Landgüter, High Constantia, Great und Little Constantia, auf denen dieser edle Saft gewonnen wird. Weinberge sind nicht zu sehen, sondern Weingärten auf ebenem Grunde, oder nur so viel abschüssig, daß Bewässerung angewandt werden kann, denn nur auf diese Weise wird das Wachsthum der Weinrebe in diesem trocknen heißen Lande gesichert. Eine Beschreibung der hübschen Anlagen und der mannichfaltigen eleganten Gebäude auf diesen Gütern wäre überflüssig: man findet hier, was man auf jedem eleganten Landsitze zu sehen gewohnt ist. In den Niederlagen — Keller kann man sie nicht nennen — findet man eine solche Zahl gewaltiger und voller Fässer, daß der Ertrag der Weingärten entweder sehr groß, oder die Consumtion des wahren Constantia sehr gering sein muß. Das Letztere, glauben wir, ist der Fall.

Die Gärten verdienen größere Aufmerksamkeit. Mit sorgfältiger Auswahl des Bodens sind sie, meist alle, auf Abhängen, gegen die Mittagsseite angelegt. Der Boden auf High Constantia ist rother Ocker, reichlich

mit Kalk gemengt; der Grund auf Great und Little Constantia ist weißer Sand mit Kalk. Da es nun scheint, daß edle Weine auf Kalkgrund in bester Qualität gewonnen werden, so behauptet man, daß der Wein von Great und Little Constantia, die von Kalkbergen umschlossen sind, der alleinig echte Constantia sei, obwohl ein tüchtiger Kenner schwerlich einen Unterschied zwischen diesen drei Producten herausschmecken würde. Der bekannte Frontignac wird auch auf diesen Gütern in vorzüglichster Qualität gewonnen. Man separirt die Sorten der Weinstöcke sorgfältig von einander auf besonderen Grundstücken, weil selbst die allzugroße Nähe verschiedener Weinstöcke die Reinheit des Gewächses beeinträchtigen und mit der Zeit ein Bastardgewächs erzeugen würde.

Außerordentliche Sorgfalt wird auf das Keltern verwandt. Jede Beere, die nicht durchaus gut ist, wird mit dem daranhängenden Stengelchen mittelst der Scheere ausgeschnitten. Die Trestern werden sogleich entfernt und nach der ersten Gährung folgt ein stetes Ueberziehen auf andre Fässer. Der Frontignac erfordert dieselbe Mühe, dieselbe delicate Behandlung, und man darf sich daher nicht wundern, daß selbst an Ort und Stelle eine Flasche Constantia 1—2 preuß. Thlr. kostet, obschon andrer guter Wein in der ganzen Colonie für eine Bagatelle zu haben ist, so daß selbst der Unbemittelste es möglich machen kann, sein täglich Mittagsmahl mit einem Becher Wein zu genießen.

Man muß annehmen, daß die eigenthümliche Qualität des Weins von der Beschaffenheit des Bodens abhängt; aber es ist irrthümlich anzunehmen, daß guter Constantia nirgends als nur auf Constantia gewonnen werden könne. Man behauptete dies zwar, als High

Constantia angelegt wurde, allein, obgleich sein Boden auffällig von dem der ältern Güter differirt, hat das Experiment doch ein überaus günstiges Resultat gegeben. So zweifeln wir auch nicht, daß auf den Kalkterrassen von Malta und Madeira nicht ebenso guter Constantia erzeugt werden könne, als am Kap und wahrscheinlich von gleich vorzüglicher Qualität in gleichen Breitengraden der nördlichen Halbkugel, natürlich in ähnlichen Localitäten. Die Aehnlichkeit edler, südlicher Weine, wie z. B. Malaga, Alicante, Syrakuser, Falerner, des Weins von Schiras, der süßen Weine der griechischen und canarischen Inseln &c. mit dem Constantia scheint unsre Meinung zu bestätigen. Daß Constantia je am Rheinufer gewonnen werden könne, wird Niemand erwarten.

Die Echtheit dieses edlen Weines ist in Europa eine sehr unzuverlässige Sache: eine sauere, dünne Flüssigkeit, weder Wein noch Essig, gemengt mit Zimmtspiritus und Syrup geht wohl oft in die Welt als Constantia. Die Verfälschungen beginnen theilweise bereits am Kap und der Charakter des echten Constantia hatte dadurch so gelitten, daß eine Ladung wirklich echten, köstlichen Weines, im Jahre 1838 nach London exportirt, wieder nach dem Kap zurückgenommen wurde, weil die Preise trotz doppelter Fracht und andrer großen Unkosten auf dem Weinplatze noch besser waren, als die in London gebotenen.

Die Colonie producirt eine große Quantität andren Weins, vorzüglich die westliche Hälfte, welche trockner und heißer ist und sich für den Weinbau mehr eignet, als die östlichen Küstenländer. Alle Sorten des Weinstockes, selbst die Lacrymae Christi werden cultivirt, freilich nur als Curiosität, nicht in der Absicht, besondere Weine

herzustellen. Der Muskateller und rothe Burgunder sind allenthalben in größter Zahl vorhanden und würden ausgezeichnete Weine geben, hätten die Weinbooren nicht die üble Gewohnheit, zur Zeit, wenn trockne Hitze der Traube die größte Reife geben soll, die Weingärten unaufhörlich zu bewässern, um die Trauben schwellen zu lassen; auch beginnt man die Weinlese immer vor der wirklichen Reife der Trauben. Auf diese Weise erhält man eine größere Quantität Wein, aber er ist wässerig und säuerlich. Die Weinbooren sagen, der schlechte Wein verkaufe sich besser als der gute, welcher die Mühe nicht bezahle — ohne Zweifel eine irrthümliche Politik. Der Weinboor nimmt sich im Allgemeinen gar nicht die Mühe, einzelne Sorten zu keltern: Alles, gut und schlecht, halbreif und verdorben, wird durch einander gepreßt und nur zuweilen ein eigenthümlicher Rothwein dadurch hergestellt, daß man eine kleine Quantität Pontak dem Trauben-Allerlei beisetzt.

Es ist leicht begreiflich, daß der Boor Mühe hat, solchen Wein, selbst nur auf kurze Zeit, vor dem Sauerwerden zu bewahren; er schwefelt seine Fässer wohl; wirft auch Stücken Schwefel in den Wein; hängt frisches Fleisch in den Spund; mengt große Quantitäten Cape-Smoke (Fusel) darunter, so daß man oft nicht weiß ob man Wein oder Grog trinkt; allein so schnell als möglich setzt er Alles ab, und der Weinhändler beginnt nun erst trinkbaren Wein und allerlei Sorten, wie Kap-Madeira, Kap-Xeres, Hochheimer, Burgunder rc. aus diesem Gemengsel zu fabriciren.

Wir sprechen hier natürlich im Allgemeinen. Es giebt einige Weinbooren, welche bei großer Sachkenntniß größere Sorgfalt auf ihr Geschäft verwenden und ausgezeichnete Weine produciren und ebendadurch beweisen,

welche edlen Weine producirt werden könnten, wenn die große Menge einer verständigeren Politik folgte. Man kann sich kein edleres Getränk wünschen, als alten Muskat, trocknen Pontak und feurigen Burgunder des Kaplandes. Man muß zugeben, daß es seit der Sclaven-Emancipation ungemein schwierig geworden ist, ein hinreichendes Dienstpersonal zur Bestellung eines großen Weinplatzes zusammenzubringen, obschon zur Zeit der Weinlese die „Darkies" schaarenweise aus der Erde zu wachsen scheinen, denn wo sie ihren Schlauch füllen können, erscheinen sie wie die Geier bei einem Aase: man begreift nicht woher so Viele so schnell kamen. Die Weinbooren sind daher wohl oft durch bloße Nothwendigkeit gezwungen, ihr Geschäft zu vereinfachen und so schnell als möglich zu beendigen, unbekümmert um die Qualität des Productes.

Eine Sorte Wein, ähnlich dem Malaga, wird zuweilen in kleinen Quantitäten bereitet — der Kokwyn. Es ist ein süßer Muskateller, welcher eingesotten, wie der Malaga, und gut bereitet, der Beachtung ebenso werth ist als Malaga und Constantia.

Aepfelwein wird nicht gemacht. Aepfel und Birnen, in der That alle europäischen Früchte wachsen recht schön in den kühlern Hochländern des Kaplandes, allein es fehlt ihnen viel an dem Wohlgeruche und Geschmacke, den sie in Europa haben und sie geben daher einen nur sehr matten Cider.

Dagegen wird eine außerordentliche Quantität Branntwein fabricirt, der unter dem Namen von Cape smoke (Kaprauch) und Dutch courage (holländischer Muth) bekannt ist. Die Veranlassung zu diesen Namen war die folgende:

Im Jahre 1806 wurde das Kapland eine englische Besitzung. Seither war die Colonie nur von Holländern und wenigen französischen Flüchtlingen bewohnt worden und die verhaßte Neuigkeit englische Unterthanen geworden zu sein, elektrisirte das bekannte Phlegma der holländischen Colonisten und steigerte ihre nationale Antipathie zu einem solchen patriotischen Paroxysmus, daß sie beschlossen, den Engländern die Besitznahme der Colonie durch die Waffen streitig zu machen. Nun sagen die Witzbolde, der Fusel habe alle diese Wunder gethan, und die Inspiration, welche das Aufflackern jenes ephemeren Heldenmuthes veranlaßte, sei aus dem Spundloche geflossen, denn die ganze coloniale Armee habe sich am Tage der Schlacht im siebenten Himmel befunden. Wie dem auch sei: der Fusel empfing die Wiedertaufe und erhielt die charakteristische Benennung von Dutch courage und Cape smoke, denn bei der ersten Charge, sagt man, hatte sich der holländische Heroismus verraucht. Dieses Treffen fand nicht weit von der Kapstadt an einer Bergschanze statt, genannt Muizenborg (Mäuseschloß). Der Leser wird Gelegenheit haben zu bemerken, wie Wohlklang und Eleganz in holländischen Namen wetteifern, vorzüglich in den Namen der Bauergüter z. B. Wegluizkraal (Wanzenkraal), Dasspissvontein (Kaninchenurinquelle), Brandwynsgat (Branntweinloch) ꝛc.

Doch wir wenden uns wieder zum Branntwein. Alles was nur Frucht ist, es sei Weintraube, Apfel, Birne, Pflaume, Pfirsig, Feige, türkische Sauerfeige (die Frucht des gigantischen Cactus, mit seinen stachligen dicken Blättern, womit die Booren ihre Gärten zu umpflanzen pflegen), Quitte, Granatapfel, Aprikose, vorzüglich die verdorbene und halbverrottete Qualität, die

für andere Benutzung untauglich geworden, allerlei Fruchtschalen und Knollengewächse, wie rothe Rüben, Möhren, Kartoffeln, Zwiebeln — Alles geht in den Maischbottich und dann in den Destillirkolben. Der Branntwein ist gut genug, aber enthält so viel Fuselöl, daß selbst rectificirter Spiritus immer noch nach Fusel riecht.

Bier ist ein kostspieliges Ding, mit Ausnahme eines schmacklosen Gebräues aus Malz und einer unmäßigen Quantität Aloe, belegt mit dem hochtrabenden Namen von Cape-Ale und in der Kapstadt fabricirt. Eine Flasche Ale oder Porter von London importirt, kostet 10 bis 15 Ngr. Wein und Branntwein sind ihrer niedrigen Preise halber, in eines Jeden Bereiche und daher das tägliche Getränk. Nahe der Kapstadt, dem Mittelpunkte der bedeutendsten Weingärten, kann man für ungefähr 6 preußische Thaler 90 Flaschen eines sehr guten Weines, Cape-Sherry oder Cape-Madeira erhalten; für das Doppelte, den besten Wein, welchen die Colonie liefert, dem gegenüber Rheinwein wie dünner kalter Essig schmeckt. Bei dem hohen Preise des Bieres und bei dem Mangel an anderen Getränken und den niedrigen Preisen des Weines selbst, zumal in einem heißen Klima, wo Wein und scharfe Gewürze eine durchaus nothwendige Zuthat zu den täglichen Genüssen sind, wird vorzugsweise Wein in einer außerordentlich großen Quantität verbraucht. Dennoch hört man wenig von Trunkenheit, ausgenommen unter den Farbigen, welche die Gewohnheit haben, ihre ganze Habe in Eimern Weines auf einmal zu versaufen und dann zu darben, bis sie wieder einige Deute zusammengescharrt.

Ein Nebenproduct der Weingärtner sind solche große Quantitäten Rosinen, daß man sie nach dem Scheffel

zu verkaufen pflegt. Diese Rosinen würden den besten Smyrnaer Rosinen nicht nachstehen, erlaubte man den Trauben hinlängliche Reife. Aber hier, so wie beim Keltern, werden die Trauben zu früh geschnitten und die Rosinen haben natürlich nur wenig Zuckergehalt, so daß ausländische Rosinen in dieses Land der Trauben gesandt werden und troß der hohen Preise einen schnellen Absatz finden.

Daraus geht wohl zur Genüge hervor, daß die Weingärten in bessere Hände kommen sollten. Meist sind sie in Besitz alter holländischen Familien, und die zähe Hartnäckigkeit am Alten zu kleben, mit feindseligem Vorurtheil gegen alle Neuerung, wodurch die holländische Nation so ganz besonders charakterisirt ist, beeinträchtigt einen Zweig der Industrie, welcher unter den Mitteln zum Wohlstande der Colonie einen wichtigen Rang einzunehmen ohne Zweifel bestimmt ist.

Die Weinlese ist zuweilen so außerordentlich ergiebig, daß es an Fässern gebricht. Die Fässer werden in diesem holzarmen Lande meist alle importirt, weil das Holz der größern Bäume in der Colonie, des Kuyaten, Geelhout und der Ceder, wegen ihres aromatischen Oelgehaltes für Weinfässer unbrauchbar ist. In einem solchen Jahre des Ueberflusses schütten die Weinbooren, um ihre Fässer zu leeren, alten Wein von geringer Qualität in Gruben und geben ihn preis. Das farbige Volk, deren Keiner nach unserm besten Wissen zu den Temperantisten gehört, ist dann in seinem Elemente und das Tanzen, Fiedeln und Saufen nimmt kein Ende, bis daß der Boden der Grube sichtbar wird.

Die Weingärten sind hier größeren Zufälligkeiten ausgesetzt als die Weinberge Europas. Oft geschieht es, daß inmitten der heißen Jahreszeit des Nachts ein un-

gewöhnlich schneidender Wind weht und am folgenden Morgen findet man Blätter und Trauben braun und welk, als wären sie mit siedendem Wasser übergossen. Dennoch ist der Kältegrad eines solchen Windes keineswegs unter dem Gefrierpunkte, so daß derselbe wohl eher als giftiger Hauch oder Mehlthau anzusehen ist.

Ein bedeutender Uebelstand ist es, wenn durch große Hitze und andauernde Dürre die Quelle eines Weinplatzes so schwach wird, daß ihr Strahl zur Bewässerung nicht mehr zureicht. Die Sonnengluth welkt dann nicht allein die Weinstöcke, sondern brennt sie buchstäblich zu morschem, braunem Pulver.

Diesen zwei Unfälle ist nicht vorzubeugen. Andere scheinen leichter abwendbar, sind aber in der That fast ebenso unwiderstehlich, als die zwei genannten; nämlich:

Die Verheerungen, welche Hunde anzurichten pflegen, sind außerordentlich nachtheilig. Diese schlauen Thiere fressen während der Traubenzeit fast gar nichts von ihrer gewöhnlichen Kost; schlafen den ganzen Tag und verbringen die Nacht in den Weingärten, wo sie eine erstaunliche Menge Trauben verzehren.

Ebenso lästig sind die Affen. Listiger noch die Vögel, denen es in diesem trocknen Lande so an Nahrung gebricht, daß sie schon eine große Menge grüner saurer Trauben zerstören. Weder Vogelscheuchen, noch Lärmen und Schießen verscheuchen die armen Thiere, welche entschlossen sind, ihren Theil der Weinlese zu verzehren.

Doch die größten Verheerungen richten die Farbigen an. Nicht daß sie sich vollfressen und in Körben und Säcken noch wegtragen, so viel sie können: das wäre eine Kleinigkeit bei solchem Ueberfluß der Trauben; nein,

es sind häufig Fälle zur Verhandlung vor die Behörden gekommen, daß schwarze Industrie-Ritter gleichzeitig mit dem Boor gekeltert und Rosinen getrocknet hatten, so zu sagen, vor der Nase des Dienstherrn.

Trotz aller solcher Widerwärtigkeiten versieht die jährliche Ernte jedoch die Colonisten mit einer größeren Quantität „Drank“ d. i. Wein und Branntwein, als sie, tränken sie auch wie Fische, und Viele trinken nicht minder, möglicher Weise consumiren könnten. Ist auch das Capland nicht das Land der Milch, so ist es doch sicher das des Honigs, des Weines und der Zoopies.

Um dem Durst der großen Menge zu begegnen, giebt es eine Legion Branntwein- und Weinhäuser — Kanteenen. In jedem kleinen Orte von einigen hundert Einwohnern findet man immer 5 bis 6 solcher Kanteenen, ja in einigen Orten ist jedes vierte oder sechste Haus eine Kanteen. Eine Menge anderer sind über das Land in isolirten Häusern verstreut, entweder concessionirte Branntweinkneipen oder Schmuggelhöhlen.

Meist Alle, welche Kanteenen halten, scharren in kurzer Zeit ein gutes Sümmchen Geld zusammen; aber ein nicht geringes Odium klebt solchen Personen an, theils weil Einige unter ihnen nicht gerade zu der ehenwerthesten Classe gehören; theils weil solche Oerter ihre vorzüglichsten Kunden unter dem Pöbel haben. Freilich ist die Kanteen, die ultima Thule socialer Achtbarkeit und die letzte Hoffnung aller derer, welche auf der Lebensreise Schiffbruch gelitten; eine Kloake, aus welcher der giftige Strom schlechter Weine und Branntweine in die Kehlen Ihrer Majestät Unterthanen fließt. „Wenn der Wein nicht halb verrückt macht,“ sagte Einer der Ganymede, „will der Schwarze ihn nicht kaufen.“ Eine Kanteen ist ein Ort des Abscheues, denn obwohl das

Gouvernement an diesen Orten zu große Zusammenrottungen von halbnackten Wilden, denen gute Sitten böhmische Dörfer sind, dadurch zu verhindern sucht, daß der Kanteen-Keeper nicht unter 2 Gallons (10 Flaschen) verkaufen darf, so ist durch diese Beschränkung der Gräuel nur an einen andern Ort verlegt worden. Die Schwarzen schießen zusammen; kaufen „Drank" in Eimern und trinken so lange in ihren Bontokken, bis sie halb verrückt und mehr als halb nackt durch die Straßen rennen oder wie das Vieh umherliegen.

Um den scheußlichen Excessen, welche eine tägliche Erscheinung unter den Schwarzen in afrikanischen Dörfern sind, zu steuern, scheinen die localen Behörden weder die Macht noch die Neigung zu haben, denn man behauptet, daß der verderbliche Einfluß der Philanthropen sich in geheimen Instructionen auf die Obrigkeiten erstrecke, Vergehen gegen die Moral soviel als immer möglich zu übersehen, oder als Bagatellen zu betrachten, die man von den Wilden nicht anders erwarten dürfe. Auf alle Fälle wird wenig Notiz von solchen, Ekel erregenden Excessen der Schwarzen genommen. Das Gouvernement weiß sehr wohl, zu welchen Resultaten seine liberalen Branntwein-Concessionen führen, allein man denkt wie hie und da in Europa: quel bruit pour une omelette! Es fließt ja eine bedeutende Summe jährlich in die Schatzkammer!

Nichtsdestoweniger sollten diese Gräuelscenen die besondere Aufmerksamkeit der Behörden auf sich ziehen, denn der Schwarze wird nicht trunken, wie der Weiße: je mehr er trinkt, desto heftiger, scandalöser, obscöner wird er (oder sie, denn das Saufen ist durchaus keine Prärogative des starken Geschlechtes), bis er in eine Berserkerwuth gerathen, den letzten Fetzen von seinem

unschönen Leibe reißt und adamitisch mit den abscheulichsten Attitüden einen milden „Mock" durch die Straßen taumelt, zur Aergerniß Aller, die das Unglück haben nicht zum Pöbel zu gehören und des Vorschubs der Philanthropen zu entbehren.

So eingefleischt ist der Hang zur Trunksucht unter den Schwarzen, daß die Zufuhr von spirituösen Getränken zu den Kanteenen aus einiger Entfernung, niemals schwarzer Dienerschaft allein überlassen wird, sondern immer ein Weißer den Branntwein-Convoi begleitet, „denn," sagen die Colonisten, „man reite auf dem Fasse den ganzen Weg, und sitze auf dem Spundloche, und dennoch wird es der Schwarze anzapfen."

Tochtgänger.

Sie sind eine Classe Menschen, für welche eine Parallele in Europa nicht zu finden ist; gewöhnlich auch unter dem Namen Smause bekannt, wahrscheinlich weil jüdischer Schachergeist ihre Cardinaltugend zu sein scheint, oder weil wirklich eine große Anzahl Juden sich unter ihnen befindet. Sie sind reisende Handelsleute oder vielmehr Hausirer, denn gewöhnlich verstehen sie vom Handel kaum mehr, als die Namen solcher Artikel, welche sie unter den Booren verschachern können. Ein Jeder, der keine Beschäftigung hat, oder geregelter Beschäftigung abgeneigt ist; der für Geld oder Credit eine Wagenfracht Waaren erhalten kann — was niemals schwer fällt, da das Kapland immerwährend durch eine Masse heillos schlechter Artikel, ausdrücklich für Exportation gefertigt, überschwemmt wird, welche der Kaufmann entweder sofort versteigern läßt, oder um jeden Preis und auf jede Gefahr hin auf Credit von selbst mehreren Jahren los zu werden trachtet; — der durch

Geld oder „knappe" Kunstgriffe einen Wagen und ein Gespann Ochsen zu erlangen versteht, geht, wie die Phrase ist, auf den Tocht, d. h. zieht mit einer Fracht Güter in's Innere; verschachert die Fracht gegen Geld oder meist gegen Vieh und Landesproducte; kehrt heim; verschachert das Eingeschacherte und beginnt einen neuen Tocht.

Es ist leicht zu begreifen, daß in einem so weitläufigen Lande, wo die Bauerngüter stundenweit und die Dörfer, in denen Waarenläden sich befinden, oft viele Tagereisen von einander entfernt liegen, diese Tochtgänger, welche Bedürfnisse vor die Thüre des einsamen Bauernhofes bringen, nützliche Glieder in der menschlichen Gesellschaft des Kaplandes bilden. Dennoch hat sich die Zahl dieser Hausirer in neuerer Zeit sehr vermindert, da Speculanten, welche die Sündfluth britischer Manufacturen in alle möglichen Kanäle zu leiten bemüht sind, eine große Zahl Niederlagen nöthiger Artikel allenthalben errichtet haben, woher der Boor, der früher nur durch eine lange Reise Einkäufe machen konnte, oder auf die Willkür des Smauses angewiesen war, jetzt mit Leichtigkeit das Erforderliche bezieht. An solchen Niederlagen gebricht es noch im Innern und dorthin geht jetzt der Zug der meisten Tochtgänger; „dort, unter den Wilden, ist noch etwas zu machen," pflegen sie zu sagen.

Der Tocht-Wagen ist ein schwerfälliger Planenwagen, der in der Länge mit Noah's Arche wetteifert; äußerst solid gebaut, so daß er gewaltige Stöße an großen Steinen und grobem Gerölle, womit die schlechtbefahrenen und wenig geebneten Straßen besäet sind, ohne Schaden aushalte. Diese gewöhnlich ziegelroth angestrichene Maschine ist mit besonders starken zähen

Achsen versehen — eine löbliche Vorsicht, denn sie hat 3 bis 5 Fuß hohe Steinbänke in den Gebirgspässen auszuhalten, wo jedes andere Fahrzeug zerschmettern würde; auch sind allenthalben die Wege mit tiefen Furchen durchschnitten, welche Sturzbäche in den tiefen Thon oder groben Sand gewühlt und den nackten Fels darunter blosgespült haben, in welche der schwere Wagen mit plötzlichem Stoße hineinkracht und sich dehnend und reckend mit kreischenden Rädern wieder herausarbeitet. Zuweilen sinkt der ambulante Krämerladen in so tiefen Sand oder nassen Thon, daß die trotzige Anstrengung von 7 Paar gewaltigen Ochsen ihn nicht weiter zu ziehen vermag. Schonungslos knallt die gewaltige Peitsche und zeichnet blutige Streifen auf die gepeinigten Rinder: ein mächtiger Ruck folgt, aber der Wagen bewegt sich nicht; erschöpft stürzt hier und da ein Rind: drauf fällt die dicke Peitsche oder der Achter-ossen-Sambock, der daumsdicke acht Fuß lange Streifen der hornigen Rhinoceroshaut, aber Alles vergeblich; das Thier ist erschöpft und stößt nur bei jedem Hiebe ein klägliches Gestöhn und kurzes Gebrüll aus. Sofort wird ein anderes Folterinstrument angewendet — ein Bambus, an welchem ein bewegliches Rad mit scharfen Stacheln befestigt ist, welches mit Rohheit auf die empfindlichsten Theile des armen Thieres losgestoßen wird. Der Ochse rafft sich empor, aber umsonst, der Wagen bleibt festgefahren. „Laßt sie verschnaufen," befiehlt endlich der Smaus seinem „Volk." „Alle müssen zugleich ziehen," und der Athem strömt wie dicker Dampf aus den Nasen der Thiere. „Drauf nun!" und auf das Gespann regnet es Peitschen, Samboke, Stücken Holz, Steine, Erdklöse und Stachelrad und unter einem fürchterlichen Geschrei von Hui und Hallo erfolgt ein anderer

mächtiger Ruck, aber der Wagen bleibt fest. Spaten und Beil wird dann zur Hand genommen, um die Hindernisse zu beseitigen. Diese zwei nothwendigen Artikel sind immer an der Seite des Wagens festgebunden. Viele Stunden vergehen oft unter solchen Bemühungen; die Ochsen werden gewechselt; der Wagen wird rückwärts, vorwärts und seitwärts geschoben, und, wenn Alles nichts hilft, spannt der Smaus mit philosophischer Gleichgültigkeit aus und wartet, bis die Ochsen sich dick gefressen, d. h. durch Ruhe und Weide sich ein wenig erholt haben.

Gewöhnlich wird eine solche Verzögerung nur als eine unvermeidliche Kleinigkeit einer afrikanischen Reise betrachtet, wird jedoch eine Sache von Bedeutung, wenn, wie es oft geschieht, der Wagen in dem tiefen Sande trokkener Flußbetten zwischen gewaltigen Steinen stecken bleibt. Hier eine Zeit zu verweilen, ist gefährlich; denn ohne daß es im Gesichtskreise geregnet hatte, erscheint plötzlich eine jähe Sturzfluth und reißt Wagen und Ochsen hinweg. Es ist vorgekommen, daß eine Heerde Schafe in einem solchen trocknen Flußbette übernachtete und daß beim unerwarteten Erscheinen der Sturzfluth alle Mühe angewandt wurde, die Heerde schleunig aus der Tiefe zu jagen, aber dennoch wurden einige tausend Schafe hinweggerissen.

Das Gespann Ochsen zieht an einem fast armdicken Tau, von Streifen roher Rinderhaut geflochten — Trektouw — dessen Haltbarkeit noch oft durch eine lange Kette gesichert ist. Der Zug erklimmt oft so steile Höhen, daß ein Seil von derselben Dicke zerreißen würde.

Der Zug bewegt sich natürlich sehr langsam. Vier Stunden ist die gewöhnliche Distanz, welche jeden Tag zurückgelegt wird; zwei Stunden am frühen Morgen und zwei Stunden am späten Abend; den größten Theil

des Tages hält der Zug der Hitze halber. Außer den Gütern, deren Gewicht allein sich oft auf 6 bis 7000 Pfund beläuft — gewiß keine Kleinigkeit in einem so monströsen Wagen, welcher Tagelang durch tiefen Sand mühsam hindurch pflügt oder hohe Gebirgspässe auf fabelhaft schlechten Pfaden zu übersteigen hat — ist der Wagen noch mit den nothwendigsten Utensilien und Lebensmitteln beladen, welche für die Reise erforderlich sein dürften. Daher sieht man um den Wagen herum Stücken Fleisch hängen und ein paar kleine Wasserfässer auf der kühlen Seite; Peitschenstöcke; einige Nothsparren 2c. Küchengeräthe, nämlich ein Rost und Theekessel, sind nur für den Smaus; das „Volk" — mindestens zwei Knechte sind für einen Ochsenwagen nöthig, der Eine, um dem Gespann vorauszugehen und die Frontochsen an einem Riemen zu leiten, der Andere, die Ochsen mit Wort und Hieb zu harmonischer Anstrengung anzutreiben — das Volk, sagten wir, ist gleichgültig gegen Kochluxus; steckt ein Stück Fleisch an ein Holz und brät es über dem Feuer; oder scharrt es in heiße Asche, welche zugleich als Salz dient. Außer solchen Vorräthen ist gewöhnlich noch ein Faß Cape Smoke auf dem Wagen: ein durchaus nothwendiger Artikel, denn der erste Austausch von Höflichkeit und der Cement für weitere Freundschaft zwischen Boor und Smaus, besteht in einem Zoopie — Schnaps — welches ad libitum, denn der Boor ist unter keiner Verpflichtung zu Pater Matthew, mit solchem Succeß wiederholt wird, daß sich das rostige Schloß des Geldkastens des Booren bei dem Gebrauche jenes wunderbaren Oeles sehr leicht öffnet, ein Handel gemacht wird und der liebevolle Smaus nicht umhin kann, mit seinem theuren Neef oder Oom, ja wohl selbst mit der Tante, noch ein

Zoopie zu nehmen, ehe er weiter zieht. Zum Finale werden noch alle Pfeifen aus dem pro-bono-publico-Tabaksbeutel des Smauses gestopft, die Tanten und Nichten auf die Wange geküßt und mit Tag Oom, Tag Neef, geht es weiter. „Es ist ein freundlicher Mann, die Smaus," bemerkt ein ältlicher Boor zu einem Jüngern, „nicht wahr, Neef?" „Ja, Oom, und gute Gut hat die Kerl" (meinend, daß der Branntwein stark gewesen und wenig vermuthend, daß er rectificirten Spiritus getrunken).

Diese Tochtgänger haben immer genaue Information, welchen Cours einer ihrer Brüderschaft genommen und vermeiden diese Richtung, weil sie natürlich Concurrenz und wenig Absatz zu erwarten haben. Jeder will daher gern der Erste sein, und sobald sich Einer fertig macht um auszuziehen, treffen viele Andere schleunige Vorbereitungen, um einander zuvorzukommen und durch solche Landstriche, wo kein Absatz ist, passiren sie in einem förmlichen Wettrennen.

Um diesen Uebelstand, auf einen bereits betretenen Cours zu kommen, möglichst zu vermeiden, vereinigen sich die Smause in eine Karavane von 20, 30 Wagen und oft mehr, reisen bis zu einem gewissen Punkte in's Innere und gehen dann nach verschiedenen Richtungen aus einander. Das Wunderlichste bei einer solchen Karavane ist das Einspannen der Zugochsen: es kommt ein dichter Trupp Rinder heran, die gewaltigen Hörner an einander klappernd, und in unglaublich kurzer Zeit hat ein Jeder, ohne allen Irrthum, seine eigenen Ochsen, und jeden Ochsen gerade an der Stelle, wo er zu ziehen gewohnt ist, eingespannt, obgleich ein Ausländer unter 50 braunen Ochsen kaum einen auffälligen Unterschied zu gewahren vermag.

Der gewinnreichste Handel ist jenseit der Grenze unter den ausgewanderten Booren und den farbigen Eingebornen, welche durch zu große Entfernung verhindert werden, Märkte zu besuchen. Freilich sind Reisen in's Innere mit nicht geringer Schwierigkeit und oft bedeutendem Verluste verknüpft, zumal nach langer Trockenheit; und der größere Theil des Jahres ist trocken und Regen immer eine seltene Erscheinung. Der Wind fegt den feinen Staub und Sand vom scharfen steinigen Grunde, auf welchem ein Rind sehr bald das Horn seiner Füße durchläuft; mit blutenden, eiternden Füßen hinkt der arme Krüppel einher, aber er muß ziehen, bis er stürzt; dann wird er ausgespannt und an der Wegseite gelassen, wo er seine schmerzlichen Füße kaum fortsetzen kann, um Weide zu suchen und weil er das nächste Wasser nicht erreichen kann, vielleicht vor Durst umkommt.

Oder seine Klauen werden durch Entzündung und Eiterung so zerstört, daß sie abfallen — eine oft epidemisch grassirende Krankheit, die Klaauwziekte — und der Ochs bleibt ein nutzloser Krüppel oder stirbt. — Oder das dürre Holz vertrockneter Büsche, worin nur allzu oft seine ganze Nahrung besteht, spottet seiner Verdauungskraft, und enorm aufgeblasen verscheidet er am Wege. Oder er stirbt aus wirklicher Erschöpfung, aus Mangel an Nahrung, ein hautbekleidetes Skelett, ein Skelett schon lange vor seinem Tode.

Zu beiden Seiten der großen Wege, die in's Innere führen, bezeichnen gebleichte Skelette den Zug der Tochtgänger und ihre Lage so nahe bei der Wegseite bezeugt, wie groß die Erschöpfung des armen Thiers gewesen sein muß, denn wo man es ausspannte, fiel es und starb. In den meisten Fällen, wenn ruchlose Peitschenhiebe den erlöschenden Lebensfunken nicht mehr anzu-

fachen vermögen, stößt man das erschöpfte Thier aus dem Joche, und schiebt es aus dem Wege: dort fällt es und endet meist unter den Krallen der Geier und sein gebleichtes Gebein bedeckt die Ebene als ein Denkmal seiner Dienstbarkeit und beispielloser Mißhandlung.

Bisweilen geschieht es, daß giftige Weide den Verlust des ganzen Gespanns verursacht, besonders der Genuß eines Gewächses, wodurch die Harnabsonderung total unterdrückt und der Tod fast immer herbeigeführt wird. Auch Bitterwässer, wie wir ausführlicher andern Ortes erzählen werden, sind zuweilen die Ursache großen Verlustes, wenn der Smaus nicht hinlängliche Ortskenntniß besitzt. Nicht selten fällt ein Ochse in Folge eines Schlangenbisses, denn Schlangen halten sich immer in der Nähe der Quellen auf und gerade dorthin eilen die Ochsen, sobald sie ausgespannt sind.

Auf einen eigenthümlichen Instinct der Ochsen machen wir aufmerksam. Sehr oft geschieht es, daß der Reisende nach einem langsamen heißen Zuge endlich bei einer Quelle ankommt und sie vertrocknet findet. Eine andere mühsame Tagereise wird angetreten und dasselbe Mißgeschick wiederholt sich. Das ist ein bedenklicher Umstand, denn der Ochse kann lange hungern und unter Mangel und steter Arbeit schrumpft er zum Skelette; aber Durst macht ihn ohnmächtig. Durch Peitschenhiebe in seine traurige Existenz zurückgerufen, wird er wieder eingespannt, denn es wird eine Sache von Leben und Tod, die nächste Quelle zu erreichen. Aber auch diese ist vielleicht versiecht und die Besorgniß wird ernster für Menschen und Vieh. Sobald man nun von den Ochsen ein leises Brüllen und ein eigenthümliches Geräusch, ähnlich dem Schnalzen der Fische, vernimmt, heißt es, der Ochse wittert Wasser; augenblicklich wird ausge-

spannt; die Rinder strecken ihre Nasen in die Luft und hinweg geht es in scharfem Trab nach einer bestimmten Richtung, welche unfehlbar nach Wasser führt, obwohl oft in großer Entfernung. Der Reisende ist so überzeugt von der Untrüglichkeit solchen Instinctes, daß immer Jemand den Ochsen nachläuft mit einem Wasserfäßchen, um auch dieses zu füllen.

Die meisten Tochtgänger haben eine Fracht von allerlei Artikeln, welche der Boor möglicher Weise bedürfen könnte. Andere laden nur Rollen-Tabak, der in der Colonie selbst gebaut, und unter besserer Behandlung ein vorzüglicheres Blatt sein würde. Andere führen Branntwein und Wein: Artikel, welche der Boor mit solcher Begierde sucht, daß zumal der Nomade, jenseits der Grenze für eine Spanne Tabak oder für eine Flasche entsetzlichen Cape Smoke einen fetten Hammel zu geben pflegt; — gewiß ein recht netter lucrativer Handel. Pulverhandel ist zuweilen untersagt, bisweilen nur unter großer Einschränkung gestattet, ist jedoch der gewinnreichste Handel von Allem.

Ist der Smaus besonders glücklich, so verhandelt er nicht allein Fracht, Wagen, Ochsen, Peitschen und jeglichen Artikel, welchen er mitgenommen, sondern oft auch den entbehrlichsten Theil seiner Garderobe; kehrt dürftig bekleidet auf einer alten Krake zurück, die er auch noch jeder Zeit zu verschachern bereit ist und folgt endlich, ähnlich Robinson Crusoe in seiner Erscheinung, einem Truppe Vieh, welches er eingesammelt, denn der Boor bezahlt meist in Vieh.

Der Smaus hat oft ziemlich werthvolle Frachten, von 3—6000 pr. Thlr.; führt zuweilen selbst kostbare Artikel, welche der Boor nicht zögert zu kaufen, da seine isolirte Lebensweise nur selten Gelegenheit bietet, unge-

wöhnliche Ausgaben für Luxusartikel zu machen; auch ist es alle Jahre nur ein Mal „und er hat ja auch das Geld dazu." Man darf sich daher nicht wundern, Boorfrauen, oft recht dürftig gekleidet, in einen großen, schweren, echten, chinesischen Seidenshawl gehüllt zu sehen, mit einer goldnen Uhr an dicker Erbsenkette um den Hals.

Der Smaus ist dem Boor immer eine willkommene Erscheinung: theils hat der Boor Gelegenheit einen Theil seines Viehs loszuschlagen; theils alle Neuigkeiten der großen Welt, und einen Haufen Lügen, die er als Evangelium verschlingt, von dieser ambulanten Zeitung zu hören. Der Smaus ist außerdem eine Art Geschäftsträger, der allerlei kleine Commissionen von den Booren übernimmt, so daß man ihm oft mit neugieriger, ungeduldiger Erwartung entgegensieht.

Die Tochtgänger, welche mit Manufacturen handeln, sind gewöhnlich ausländische Abenteurer, die ohne alles Betriebscapital beginnen; ein Bündel Güter auf Credit nehmen; diese in einem Gütersacke hinter dem Sattel auf einen alten Gaul binden, den sie durch Mittel erlangt, welche den scharfsinnigsten Philosophen irre machen würden; und in das Land hinein reiten, entschlossen, sich weder durch verächtliche Behandlung abweisen, noch durch Mühe und Entbehrung abschrecken zu lassen und ihr Pack zu verhandeln. Und sie reüssiren; eine tüchtige Dosis jüdischer Unverschämtheit; ein scandalöses Fluchen auf alle Engländer und eine Lebensweise en canaille, und das Ding geht: die Basis für künftige größere Handelsoperationen ist gelegt. Der kleine Kram wird von der Hand gesetzt; der Profit wird auf den Ankauf eines zweiten Pferdes verwandt, welches mit einem zweiten enormen Quersack bepackt wird und eine

neue Reise angetreten. Zur dritten Reise wird eine Karre angeschafft und die zwei Reitpferde davor gespannt, ob sie ziehen wollen oder nicht — ziehen müssen sie, und mit Schlagen, Ziehen und Schieben geht die zweiräderige Reiseequipage ein Stück fort und bleibt dann wieder stehen. Aber unverzagt! drauf mit der Peitsche und die Schulter an's Rad und — vogue la galère — die Maschine ist wieder in Gang gebracht. Das Ding hat nun bereits einen respectabeln Anstrich bekommen und wird mit größerm Nachdruck betrieben. Alles, Fracht, Karre, Pferde rc. wird verschachert und mühsam, aber unverdrossen, trabt der Smaus hinter einem kleinen Trupp Vieh nach einem der größern Plätze, um ohne Zögerung zu verkaufen und eine neue Reise zu beginnen.

Unermüdlich klimmt der Smaus von Stufe zu Stufe: aus der Karre wird ein Wagen, aus den hochbeinigen Kraken ein Spann guter Ochsen; sein Credit erweitert sich: er nimmt größere Quantitäten Güter, ohne jedes Mal in Geld oder in natura Zahlung zu leisten. Die Art seiner speculativen Unternehmungen ändert sich gleichfalls: früher suchte er die fettesten Hammel und feistesten Rinder in Austausch zu bekommen, um sie sogleich verkaufen zu können; jetzt kauft er das allermagerste, allerbilligste Vieh auf, und hält seine Heerde auf einem gemietheten Weideplatze, bis sie durch günstige Jahreszeit in guten Stand gekommen ist. Dann bringt er sie zum Verkauf.

Es giebt mehrere große Kaufleute im Kaplande, welche auf solche Weise begonnen und mit klugem Unternehmungsgeiste und großer Ausdauer sich so viele Mittel sammelten, daß sie später in großartige Handelsunternehmungen sich einlassen durften. Wir kennen jüdische Kaufleute, welche vor nicht gar langen Jahren ihr De-

büt in der Kapstadt als Stallknechte und Schuhwichser machten: einer der Brüder wohnt in London und macht Einkäufe für den afrikanischen Markt; ein zweiter steht einem Handelshause in der Kapstadt vor; der dritte einer großen Niederlage an der Grenze, und ein nicht minder großes Etablissement im Innern, auch ihnen zugehörig, wird durch Commis geleitet.

Solche glänzende Resultate krönen jedoch nicht immer die Ausdauer und Klugheit des Unternehmens, denn hier wie in andern Carrieren hängt viel vom Glücke und vom Zufalle ab, was außer der Controlle des menschlichen Witzes liegt. Ueberdem erfordert gerade diese Carriere eine eiserne Constitution; Entsagung der Gemächlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens; oft — gemäß dem alten Rathe — mit den Wölfen zu heulen: Aufopferung allzustrenger Principien, um das Mindeste von der Moral der Tochtgänger zu sagen; und eine römische Tugend unter Verlusten durch Seuche oder Bankerotte, die ihn nicht selten in seine ursprüngliche und absolute Armuth zurückwerfen.

Eine vornehmere Classe Tochtgänger, und nicht eigentgentlich Smause, sind die Weinbooren der südlichen Spitze der Colonie, welche jährlich einen Tocht machen, um eine Masse schlechten Weins oder Branntweins gegen ihren jährlichen Bedarf an Schlachtvieh zu verhandeln.

Flüsse, Quellen und Mineralwässer.

Betrachtet man die Karte Südafrikas und zumal der Kap-Colonie, so sollte man, nach der großen Zahl Flüsse urtheilend, welche man darauf verzeichnet findet, meinen, daß Südafrika ein wohlbewässertes und daher von der Natur begünstigtes Land sei. Daß dem nicht so sei, wird der Leser aus dem Vorgängigen bereits ersehen

haben. Wohl ist dies südliche Vorland keine Wüste, wie man sich die Sahara vorzustellen pflegte, aber große Landesstrecken sind doch auch nicht viel besser, so daß in regenlosen Jahren alle Vegetation so gänzlich erstirbt, daß das Zuchtvieh nicht bei Hunderten, sondern oft vielen Tausenden aus Hunger umkommt. Mit Ausnahme des großen Gariep zwischen dem 28—30° südl. Breite, des einzigen Stromes Südafrikas, und einiger kleineren Flüsse, die nur eine kurze Strecke von ihren Mündungen zu wirklich tiefen Flüssen werden, die aber in ihren übrigen Laufe meist so seicht sind, daß man durchwaten, oder auf den in ihnen zerstreut liegenden Felsentrümmern sie trokkenen Fußes passiren kann, sind alle andern sogenannten Flüsse nur trockene Flußbetten oder felsige Kanäle, durch die zur Regenzeit eine ungestüme trübe Fluth hindurchbraust, wo weder zuvor, noch wenige Tage nachher eine Spur von Wasser zu finden ist, mit Ausnahme einiger tiefen Löcher, Zeekoegate genannt, welche früher die Aufenthaltsörter der Rhinoceros, Zeekoe der Colonisten, waren und zum Theil noch sind. Alle diese Flüsse stürzen entweder durch tiefe Schluchten oder sind von hohen Ufern so eingefaßt, daß Ausleitung ihrer Gewässer auf die umliegenden dürren Ebenen nicht möglich ist.

Die Regenzeit ist in jenen Graden keineswegs etwas Periodisches und wie in den Tropen Bestimmtes: der Landmann kann nur solchen Boden bestellen, welcher durch das Wasser der Flüsse oder Quellen bewässert werden kann. Versuchsweise auf die trügerische Hoffnung hin, daß es regnen könnte, bestellt der Boor wohl ein Stück Land, das auf die gewöhnliche Weise nicht bewässert werden kann, allein ein solcher Versuch stellte sich meist als eine unglückliche Speculation heraus und das Gesäete verdorrt. Und obwohl die Ländereien eines

südafrikanischen Bauergutes von ungeheuerem Umfange sind von 6—15000 Morgen, ist der Bewohner eines solchen kleinen Fürstenthums vielleicht auf eine einzige kleine Quelle beschränkt, womit er nur spärlich einige Aecker bewässern kann und cultivirt daher auch nur eine Handvoll Grund von seiner großen Besitzung, welche als der einzige fruchtbare Punkt, eine Oase in der Wüste, erscheint.

Trotz der vielen Flüsse, wie auf der Karte verzeichnet, kann man viele Meilen, ja Tage reisen; kann ein Dutzend Flüsse passiren, ohne einen Tropfen Wasser anzutreffen und endlich in einem Flußbette verschmachten; man sollte sie nie als Flüsse bezeichnen, um alle Täuschung über die Eigenthümlichkeit dieses Landes zu vermeiden. Auch selbst Flüsse, die nimmer austrocknen, sind für den Landwirth unbrauchbar, wenn ihr Gewässer in einer engen Kluft von hohen Felsenwänden umgeben, in einer Tiefe von einigen hundert Fuß dahinrauscht; und Jeder begreift, welcher kolossalen Werke es bedürfte, um solche tiefe Gewässer auf die Hochebene zu bringen. Zuverlässiger ist das Wasser der Quellen; sie sind gar oft sehr dürftig, versiechen wohl auch im Sommer; sind oft so winzig, daß der Ausländer über sie hinwegwandeln könnte, ohne es zu wissen, allein sie sind die Conditio sine qua non einer Landwirthschaft, welche beständig auf e i n e m Orte betrieben und nicht nach Art der Nomaden von einem günstigen Orte nach dem andern verlegt wird. Wo ein Bauerhof ist, befindet sich auch eine Quelle, und Q u e l l e n, nicht Flüsse, machen die dürftige Bevölkerung jener Landesstrecken möglich.

Oft ist das Wasser eines solchen Quellchens nur zureichend für Trinkwasser, und selbst der Verbrauch des köstlichen Elementes für andere Zwecke, zum Waschen ꝛc.

kann nicht gestattet werden, geschweige das Vieh an ihm zu tränken. Um solchem Mangel abzuhelfen, nimmt der Boor seine Zuflucht zu verschiedenen Mitteln: Er wirft Dämme auf unterhalb der Quelle und mit der Länge der Zeit sammelt sich dahinter genug Wasser, um eine Heerde zu tränken, obwohl nur ausnahmsweise. Aber Dammwasser und Quellwasser versiecht in trocknen Jahren, und der Boor ist genöthigt, seinen „Plaats" zu verlassen und mit dem Vieh zu „trekken" (fortzuziehen). Andere wagen sich an kolossalere Bauten; werfen Dämme quer über Klüfte, wo zwar keine Quelle ist, aber wo bei starkem Regen eine Sündfluth von den umliegenden Höhen herabströmt und in einen kleinen See sich sammelt. Dieser Vorrath hält wenigstens einige Zeit aus. Doch nicht selten stürzt sich eine so ungestüme Fluth durch die Kluft, daß das mühevolle Werk geraumer Zeit schon andern Tags spurlos verschwunden ist, obschon es aus gewaltigen Felsentrümmern aufgethürmt war, welche Titanenkraft aneinander gefügt zu haben schien. Ueberall, wo etwas Wasser sich sammeln kann, wirft man Dämme auf: das Wasser wird schon nach kurzer Zeit ein dünner grüner Schlamm, aber es ist doch immer besser als gar kein Wasser.

Viele Quellen laufen nur einige Fuß und versinken dann in den Grund, so daß man oft nur einen Pfuhl von einigen Fuß im Durchschnitt findet, dessen stagnirendes, mit Schleim bedecktes Wasser von Myriaden kleiner Thierchen wimmelt. Obschon halb verschmachtet, wendet sich der Reisende voll Ekel von solchem Wasser; aber der Durst treibt ihn wieder zur Quelle; er schließt die Augen und trinkt, oder breitet ein Tuch über das Wasser und saugt durch dasselbe.

Andere Quellen, vorzüglich solche, die zwischen Gestein liegen, erscheinen als eine kleine Wasserfläche von kaum einem halben Quadratfuß, und fließen scheinbar nie. Sie behalten immer dasselbe Niveau. Oft sind sie so versteckt, daß nur wenige Eingeborne sie kennen. Ein Fremder kann auf dem heißen, kahlen Gestein verschmachten, ohne in seiner unmittelbaren Nähe Wasser zu vermuthen. Diese Quellen sind oft so versteckt, daß man nur ein Loch sieht, groß genug um den Kopf dort hineinzuschieben. Dahinein zwängt man den Kopf, bis die Lippen das Wasser berühren, und trinkt ohne zu sehen, was man vor dem Munde hat.

Anderwärts gräbt man in trocknen, sandigen Flußbetten so tief, bis man feuchten Sand bekommt; glückt der Versuch, so gräbt man tiefer und wartet einige Zeit: Wasser filtrirt langsam in das Loch. An den meisten Stellen ist es ein bloßer Versuch; nichts rechtfertigt in der Erscheinung der dürren Sandesfläche die Hoffnung darunter Wasser zu finden. An andern Stellen hat man wenigstens einige Anzeichen: ein Stückchen trocknes Schilf oder einige kümmerliche Pflanzen des wilden Baldrians lassen fast immer mit Sicherheit auf verborgenes Wasser schließen, oder wenigstens auf feuchte Erde, wovon eine Handvoll in den Mund genommen oft die Stelle anderer Labung vertreten muß.

Endlich sind weiter im dürren Innern Quellen, die man „Saugplätze" nennt, wo dem Wasser nicht anders beizukommen ist, als daß man durch eine enge Felsenspalte ein Schilfrohr senkt und durch dieses das Wasser saugt. Auch diese Plätze erfordern ungemeine Localkenntniß, wie sie nur die farbigen Eingebornen besitzen. Ein Fremdling könnte auf solchen Quellen sitzen und verdürsten, ohne zu ahnen, daß das, was ihn vom

Tode erretten könnte, sich wirklich unter seinem Körper befindet.

Meist findet man in dürren Landesstrichen den einzigen Wasservorrath in Löchern vertrockneter Flußbetten. Solches Wasser hat vielleicht lange schon über Sumpf und verfaulten animalischen Substanzen stagnirt, allein das darf nicht kümmern, denn es ist zweifelhaft, ob man während der nächsten Tagereise selbst solches Wasser finden werde. Findet man ein todtes Thier darin liegen, wie es gar häufig vorkommt, denn das erschöpfte Thier wendet den Rest seiner Kraft an, um bis zum Wasser zu gelangen, und stirbt in der Labung, die ihm zur Rettung dienen sollte, so trinkt man am entfernten Ende der Kuile, des Kolkes, um den faulen Schleim und den Haufen Würmer nicht zu beunruhigen. Vielleicht hat das Wasser das Aussehen eines Pfuhles im Viehhofe und einen widrigen urinösen Geruch; was hilft's: anderes Wasser ist nicht zu haben, und man trinkt, obschon mit Ekel.

Traurige Fälle ereignen sich zuweilen in diesen wasserarmen Gegenden. Wir erinnern uns des folgenden, welcher sich unter unsern eigenen Augen zutrug.

Ein Boor, in Begleitung seines achtjährigen Sohnes und eines Schwarzen, kehrte zu Pferde aus dem Buschmannlande zurück nach der Colonie. Eine kleine Calabasse, welche ungefähr eine Bouteille Wasser enthielt, das durch die Gluth der Sonne fast untrinkbar geworden, war während zweier Tage, unter einer glühenden Sonne, die einzige Labung des Knaben gewesen, denn der Boor und der Schwarze hatten zum Besten des Knaben dem Wasser entsagt, da sie alle Quellen vertrocknet fanden und hofften, am zweiten Tage Abends Wasser zu erreichen. Die Calabasse war leer, die Luft wie geschmolzenes Erz; der Knabe leidend; die ersehnte

Quelle vertrocknet. Es wurde einige Stunden der Nacht abgesattelt, um die Pferde zu erfrischen: hielten die Pferde nicht aus, waren alle Drei rettungslos verloren. In der Kühle des folgenden Morgens ging es weiter: fern lagen die blauen Hügel des Buschmannlandes hinter ihnen und in endlosem Galopp ging es der Colonial-Grenze zu. Wieder kamen sie bei einer Quelle an, aber auch diese war vertrocknet. Ein heißer, verzehrender Wind wehte; die Augen der Männer waren mit Blut unterlaufen; der Knabe hing wie eine Leiche über den Sattel des Vaters, die Augen geschlossen; fiebrisch athmend und einen grauen Staubanflug auf den geborstenen Lippen. Immer hielten noch jene wunderbaren Thiere aus, die afrikanischen, kleinen, häßlichen Pferde. Vier deutsche Meilen noch bis zum nächsten Bauernhofe: da stürzte der Schwarze mit seinem Pferde. Alle Mühe, das Pferd wieder empor zu bringen, war vergeblich. Der Schwarze bestieg des Knaben Pferd und einige hundert Schritt ging es weiter. Da standen beide Pferde, triefend und bebend: die Pferde waren erschöpft und man mußte ihnen eine Erholung gönnen und absatteln, unter einer glühenden Sonne, gegen deren sengende Strahlen kein Busch, kein Stein einigen Schatten bot. Der Knabe sank mehr und mehr. Nach kurzer Rast ging es weiter, und als die Sonne sich gen Westen neigte, ritten die zum Tode erschöpften Reiter dem Bauernhofe zu. Noch lebte der Knabe, aber als man ihn vom Sattel hob, hauchte er noch einmal und war nicht mehr.

Die meisten Quellen des südlichen Vorlandes sind Mineralwässer; gewöhnlich ist ihr Mineralgehalt jedoch so schwach, daß das Wasser nur hart, brack ist. Dieser Umstand möchte eher als ein Vortheil zu betrachten sein, denn eine geringere Quantität hartes Wasser löscht den

Durst bei weitem besser als weiches. Und da Laugensalze zur Befruchtung dürftigen Bodens viel beitragen, dürfte man brackes Wasser als das geeignetste zur Bewässerung dieser dürren Länder ansehen.

Die meisten stärkern Mineralquellen sind kalte Schwefelwässer, deren Geruch Gehalt an Hydrothionsäure, und deren gelbgrauer, grünlicher, stinkender Niederschlag Schwefelleber genügend darthun. Der Aehnlichkeit des Geruches halber mit abgebranntem Schießpulver nennen die Colonisten solche Wasser Kruidbade — Pulverbäder. Sie gebrauchen solche Quellen häufig, doch ohne ärztliche Vorschrift, gegen alle Krankheiten; sammeln das Wasser in Löchern; erhitzen es mit glühenden Steinen und gebrauchen es als Bad mit gutem Erfolge, vorzüglich gegen das dort einheimische, hartnäckige, rheumatische Fieber, genannt Zinkenkoorts.

Der Strahl dieser Quellen ist immer sehr schwach: einige geben kaum ein paar Maß Wasser in 24 Stunden, andere ungefähr eine Badewanne voll.

An verschiedenen Orten in der Colonie, doch besonders jenseits der Grenze giebt es heiße Quellen, welche bei weitem ergiebiger sind, als die Schwefelquellen; mehrere steigen einige Fuß im Durchmesser aus einem schnurgeraden, bodenlosen Schafte mit bedeutender Gewalt in die Höhe. Einer chemischen Analyse sind weder jene noch diese bisher unterworfen worden, doch scheinen die heißen Quellen eine geringe Quantität Eisen zu enthalten. Auch diese Quellen werden fleißig von den Colonisten besucht, unbekümmert gegen welche Krankheiten, da sie glauben, daß, wo der Arzt nichts mehr thun könne, das warme Bad noch helfen müsse. Und darin theilen sie doch wohl auch die Gefühle des europäischen Publikums und der Aerzte selbst.

Daß das Quellwasser gewöhnlich brack ist, darf nicht auffallen, denn allenthalben findet man gewaltige Salzpfannen (große Salzablagerungen), von denen wir andern Orts sprechen werden, und überall ist der Boden so mit Salpeter geschwängert, daß, wo Wasser fließt oder eine Zeitlang gestanden hat und verdunstet ist, dicke weiße Schichten Salpeter hervorwittern. Eher zu verwundern wäre es, daß keine reichhaltige Stahlquelle vorhanden ist, da doch die ganze Colonie mit schwerem Eisengestein bedeckt ist. Ja einige Theile der Gebirge enthalten so viel Eisen, daß, abgesehen von dem großen Gewicht und dem Metallstriche, welche das Eisen schon verrathen, manche Steinklumpen wie schön gestimmte Glokken klingen.

Einst rieth man uns an, einen Tanzsalon der Buschmänner zu besuchen, nahe dem Landgute eines Grenzboors, von wo her Musik erschallte, ähnlich harmonischem Glockengeläute oder den Tönen einer gigantischen Glasharmonika. Wir fanden eine Buschmanngesellschaft, welche in den Koppies (Felsenklumpen) eine Orgie abhielten. Sie tanzten auf einer großen Abplattung, ringsumher von Felsentrümmern umringt, an welche einige Buschmänner mit faustgroßen Steinen schlugen und ihnen Klänge entlockten, die an Reinheit und Stärke Glockentönen nichts nachgaben; das Gestein schien granitartig, aber hatte einen dunkeln Eisenglanz. Alle Felsenmassen umher, ja die ganze Gebirgskette schien von derselben Beschaffenheit. An diesen Felsenstücken bemerkte man Stellen, wo Kugeln angeschlagen hatten und vorbeigestreift waren: diese hatten einen größern Glanz, fast Politur. Es waren dies die Wahrzeichen einer jener nicht gar seltenen Begebenheiten, wo die Grenzbooren das Wiedervergeltungsrecht mit rücksichts-

loser Strenge geübt, die diebischen Eingebornen in nächtlicher Orgie überrascht und wie Hunde niedergeschossen hatten.

Unter den Krankheiten, welche in der Colonie am häufigsten vorkommen, finden wir vorzugsweise Krankheiten mit neuer Bildung, als Harngries und die höhern Stufen der Steinerzeugung im uropoëtischen Systeme; Gicht; Drüsenverhärtungen im Unterleib und anderwärts 2c. Die außerordentlich häufige Erscheinung solcher Krankheiten, weder veranlaßt durch klimatische Einflüsse, noch erzeugt durch diätetische Eigenthümlichkeiten, abgesehen von der erblichen Anlage, die ohne Zweifel in folgenden Generationen eine bedeutende Rolle spielt, läßt eine Ursache voraussetzen, die allgemein in der Colonie verbreitet sein muß, und das brack Wasser wird gewöhnlich als diese allgemeine Ursache angesehen, — mit welchem Rechte, wagen wir nicht näher zu bestimmen.

Auf alle Fälle hat sich das Quellwasser am Kap im Allgemeinen als untauglich zu hydropathischen Curen bewährt. Colonisten, deren Quellen besonders brack sind, stimmen alle in dem Glauben überein, daß sie in ihrer Gesundheit durch den Genuß solchen Wassers Nachtheil erlitten haben; weshalb man fast allgemein nur abgekochtes Wasser genießt, dem man eine kleine Quantität Theeaufguß beimengt.

Daher findet man auch nur wenig Quellen mit üppiger Vegetation umgeben; meist sieht man den kahlen Grund mit weißen Schichten Salpeters ausgeschlagen, oder ein dürftig grobes Gras in kümmerlicher Existenz auf solchem salzigen Boden.

Erfahrung hat dem Boor gelehrt, daß das weiche Regenwasser der Gesundheit seines Viehs und zumal der Schafe mehr zusage, als das harte Quellwasser, und er

zieht vor, selbst wenn seine Quelle ergiebig ist, seine Schafe in Cisternen zu tränken, in denen er Regenwasser auffängt. Bei Schafen und Ziegen verursacht solch brackes Wasser einen krätzigen Ausschlag, welcher sich zu gewissen Zeiten so allgemein über die Colonie verbreitet, daß man geneigt ist, ihn für eine Epidemie anzusehen. Die Brandziekte macht aber ihre Erscheinung nur bei lang andauernder Dürre, wo alle Quellen schwächer werden, aber zehn Mal bracker zu werden scheinen, und die Krankheit verschwindet nach dem ersten tüchtigen Regen. Das weiche Regenwasser scheint das Specificum gegen diese Krankheit.

Einige wenige Quellen giebt es in der Colonie, die außerordentlich reich an schwefelsaurer Magnesia sind. Sie sind daher unter dem Namen „Bitterwässer" bekannt. Zu Heilzwecken haben die Colonisten von ihnen bisher noch keinen Gebrauch gemacht, vielmehr fürchten sie diese Gewässer, deren starkwirkende Eigenschaft schon manchen schweren Verlust unter dem Vieh veranlaßt hat. Diese Quellen sind alle in sehr wasserarmen Gegenden, und die Thiere trinken begierig aus ihnen, trotz des widerlichen Geschmackes. Bedenkt man, daß ein sehr durstiges Pferd zwei große Eimer Wasser trinkt, ein Ochs wohl drei, so wird man sich nicht wundern, daß diese Thiere unter dem heftigsten Purgiren sehr bald erschöpft niederfallen und an den weiteren Folgen einer so gewaltigen Dosis endlich sterben. Oft sind Ochsen und Pferde durch Mangel an hinreichender Nahrung und durch übermäßige Arbeit schon so entkräftet, daß es zu einer Ursache des Todes nur noch einer geringen Veranlassung bedarf und daß die Bitterwässer vollkommen dazu genügen, bezeugen die weißen Skelette, welche in der Umgebung solcher Quellen gleichsam als Wahrzeichen liegen.

Auch uns traf einst ein Mißgeschick bei einer solchen Quelle. Sechs und dreißig Stunden hatten wir eine öde, dürre Gegend durchzogen, ohne Wasser zu bekommen. Der Wind wehte glühend heiß: es war im Januar. Wir ritten dem Wagen eine kleine Distanz voraus und stiegen jetzt in eine Schlucht, durch welche der Pfad sich wie ein weißer Streifen zog. Die ganze Gegend bestand aus kahlem Gestein. Da entdeckten wir zu unserer Ueberraschung eine krystallne Quelle. Sogleich wurde abgesattelt, um uns und unsre Pferde an dieser unverhofften Labung zu erfrischen. Aber fast gleichzeitig erscholl der ferne Ruf: „Baas, Baas, haltet die Pferde!" Auf der Höhe erschien unser Wagen, und Einer der schwarzen Diener brüllte aus Leibeskräften und machte heftige Gesticulationen. Wir konnten anfänglich seine Absicht nicht begreifen; doch als ein neues Gebrüll „Bitterwater!" durch seine hohlen Hände erscholl, begriffen wir sie nur zu wohl und eilten mit Besorgniß die Pferde von der Quelle zu treiben, wo diese begierig sogen. Allein die Vorsicht kam zu spät: der Effect des Bitterwassers war so gewaltig, daß wir eine Stunde nachher die Pferde ihrem Schicksale überließen und auch später nichts mehr von ihnen vernehmen konnten. Wahrscheinlich ein paar Skelette mehr in der Nähe dieser verderblichen Quelle.

Fata Morgana.

Diese optischen Täuschungen sind in heißen Ländern eine fast tägliche Erscheinung und sind auch am Kap etwas ganz Gewöhnliches. Berücksichtigt man die Beschaffenheit des Bodens, jene dürren, glühenden Sandebenen; jene erhitzten, nackten Steinflächen; jene Bergrücken, die dieses Vorland durchziehen, von denen oft eine

schneidend kalte Luft gegen die erhitzten niedern Luftschichten andrängt; berücksichtigt man den eignen Standpunkt, von welchem entfernte Objecte gesehen werden, so wird man sich nicht leicht durch solche Illusionen täuschen lassen und das Wunderbare verschwindet vor der Einfachheit optischer Gesetze.

Dennoch erzeugt sich oft ein Luftbild mit solcher Bestimmtheit der Umrisse und der einzelnen in ihm enthaltenen Gegenstände, daß man selbst bei aufmerksamer Betrachtung in Zweifel geräth, ob, was man sieht, ein bloßes Phänomen, oder ein wirklicher Theil der Landschaft sei; und selbst diejenigen, welche solche Luftbilder tausend Male gesehen, können bisweilen von ihnen getäuscht werden, wenn sie nicht durch vorgängige Kenntniß der Localität einer Gegend jene als Illusion erkennen.

Ein Bild des Landes in seiner dürren Nacktheit haben wir bereits verschiedene Male dem Auge des Lesers vorgehalten und er wird begreifen, wie sehr sich der schmachtende Reisende oft nach einem Trunke Wasser sehnt, zumal im tiefern Binnenlande, wo selbst nach langer mühevoller Tagereise es zweifelhaft bleibt, ob er wirklich Wasser finden werde; wie endlich Gedanken und Wünsche sich alle auf Wasser concentriren und keinem andern Gedanken mehr Raum geben, und mit welchem Entzücken er endlich eine Fläche Wasser erspäht, mit hohen Bäumen und üppigem Gebüsch umgürtet. Dorthin eilt er nun, so schnell als es seine Erschöpfung gestattet. Da fällt ihm ein, daß er doch von einer so großen Masse Wasser, die ihm wie ein kleiner See vorkommt, gehört haben müsse, und es drängt sich ihm die niederschlagende Vermuthung auf, daß er doch vielleicht einer Illusion nachjage. Er zaudert; betrachtet nochmals aufmerksam den ersehnten Ort und zweifelt nicht mehr: schlanke

Bäume und dickes hohes Gebüsch umschatten die langen Ufer; er sieht das Spiel des Lichtes und Windes auf dem schimmernden bewegten Wasserspiegel; er sieht den schattigen Reflex der Bäume und Ufer im Wasser. Aber er erreicht den ersehnten Ort nie; — die Nacht überfällt ihn; und wenn der Blick des Erschöpften am folgenden Morgen die traurige Ebene überfliegt, ehe eine heißere Sonne neue verführerische Bilder heraufgezaubert, erkennt er seinen Irrthum.

Die Meisten dieser Fata Morgana haben das Eigenthümliche, daß sie nicht, wie oft bei uns, hoch in der Luft und wohl gar umgekehrt sich zeigen, sondern entweder kaum über den sichtbaren Horizont erhaben, oder selbst noch innerhalb desselben erscheinen, was die Täuschung natürlich im hohen Grade vermehrt.

Besonders bitter ist dieselbe durch diese Luftbilder in solch dürrem Lande, weil gerade das fast immer erscheint, wonach man sich am meisten sehnt — Wasser; selbst wellenartige Bewegung fehlt diesen Wasserphantomen nicht, da die Wellenbewegung der dichtern, heißern Luftschicht unter dem Bilde sichtbar wird.

Außer solchen Trugbildern giebt es noch andere Phantasmen, erzeugt durch die eigenthümliche Erscheinung fester Körper, welche der unerfahrene Reisende nicht zögern wird, für wirkliches Wasser zu halten. Wir nennen: Abgeglättete Steinflächen von Quarz und Glimmer, welche die Sonnenstrahlen wie Glas oder Wasser reflectiren. Sie sind außerordentlich täuschend und nur genaue Localkenntniß kann über die wahre Natur solcher Wassererscheinung Aufschluß geben. Bisweilen meint man eine glänzende Wasserfläche auf einem Gebirge zu sehen, von welchem ein glänzender Streifen sich dem Abhange entlang in die Tiefe zieht. Die genaueste Be-

trachtung liefert kein andres Resultat, als daß von jener Wassermasse dort oben ein Strahl cascadenähnlich herabstürze. Aber kommt man näher, so findet man wohl Steine aber kein Wasser: eine schimmernde Quarzader verursachte die Täuschung.

Wir erwähnen ferner der Caroos. Dies sind große sterile Flächen, wo oft keine Spur von Vegetation zu sehen ist. Der Grund ist an vielen Stellen mit einem glatten Thon oder einem feinen, glänzenden, verhärteten Schleime überzogen, welcher die Sonnenstrahlen reflectirt. Man glaubt einen Teich oder kleinen See vor sich zu haben, und selbst in geringer Entfernung von solchen Stellen dauert die Illusion fort.

Wir erwähnen endlich noch der Salzpfannen. So nennt man einigermaßen hohle weite Flächen, deren Boden so mit Salz durchdrungen ist, daß Regenwasser, welches sich in ihnen sammelt, zur stärksten Sole wird. Die Verdunstung des Wassers geht unter der großen Sonnenhitze außerordentlich schnell von Statten und man findet dann eine dicke Schicht schönes krystallisirtes Salz. Diese Kruste ist oft mehrere Fuß dick. Unreines mit Erde vermischtes Salz findet man, zu welcher Tiefe man auch grabe. Diese Salzpfannen sind daher nichts Anderes als die Oberfläche mächtiger Salzsäulen, welche tief in die Erde zu gehen scheinen. Von diesen Salzpfannen wird die ganze Colonie mit Salz versehen. Wenn sie ausgetrocknet sind, bieten dieselben von fern immer den Anblick eines Sees.

Einheimische Arzneien der Colonisten und südlichen Stämme.

Heilmittel aus dem Pflanzenreiche.

Menschen, die entweder noch auf tiefer Stufe der Cultur stehen, oder außer dem Bereiche eines Arztes wohnen, nehmen gewöhnlich ihre Zuflucht zu Heilmitteln aus dem Pflanzenreiche. Die Materia medica der Eingebornen wilder Länder umfaßt viele Pflanzenstoffe, mit denen unser Arzneischatz bereichert worden ist und noch mehr bereichert werden wird, obgleich die roheste Empirie meist ihren ursprünglichen Gebrauch einleitete. Dies bezieht sich gleichfalls auf den Süden Afrika's. Der sterile Charakter des Landes, seine dürren Ebenen, seine nackten Berge, seine heißen Sandwüsten erlauben nur eine dünne Bevölkerung, weit von einander über einen großen Flächenraum zerstreut. Bei den Weißen macht große Entfernung, bei den Schwarzen meist Mangel an allem Eigenthum, ärztliche Pflege oft unmöglich, und es ist daher sehr natürlich, daß unter solchen Umständen der Gebrauch empirischer, volksthümlicher Mittel noch sehr allgemein ist. Die meisten Mittel werden hier, wie wahrscheinlich immer unter ähnlichen Verhältnissen, dem Pflanzenreiche entnommen und mehrere sind selbst officinell geworden, allein es stellte sich bald heraus, daß

die getrocknete Pflanze nicht dieselbe Heilkraft wie die frische bewährte, und dieselben Pflanzenstoffe, mit denen man in der Colonie Heilungen ausführte, wurden auf dem Trockenboden europäischer Apotheker wirkungsloses Zeug. Das ist wohl auch der Grund, warum viele der unten verzeichneten Pflanzen nicht in den europäischen Arzneischatz aufgenommen worden sind.

Die nachstehende Liste von Pflanzen, wovon ein Theil im J. 1847 von L. Pappe in der medicinischen Zeitung der Kapstadt nach De Candolle zuerst geordnet erschien, enthält die populären Mittel der Colonisten und farbigen Eingebornen.

Ranunculaceae.

Knowltonia vesicatoria. Sims. Holl. Brandbladen, dtsch. Brennblätter, wird nur äußerlich als Irritans angewandt. Wenn zerquetscht auf die Haut gelegt, ziehen die Blätter in einer halben Stunde Zeit Blasen. Die Wurzeln pflegt man gegen Kopfschmerz in Scheiben geschnitten auf die Schläfe zu binden. Ueberhaupt wird sie in allen rheumatischen und neuralgischen Affecten mit gleicher Wirkung gebraucht, als Senf- oder Zugpflaster. Sie ist in allen feuchten Orten über die ganze Colonie anzutreffen.

Ranunculus pubescens. Thunbg. Holl. Kankerbladen, dtsch. Krebsblätter. Der ausgedrückte Saft oder die zerquetschte Pflanze wird auf krebsige Geschwüre gelegt, jedoch, so viel uns bekannt ist, mit keinem besondern Erfolge. Sie wächst an allen feuchten Orten der Colonie.

Menispermae.

Cissampelos Capensis. Lin. Holl. Davidjes, dtsch. Davidchen. Ein Strauch, der in allen

gebirgigen Gegenden anzutreffen ist. Seine Wurzeln werden als Brech- und Purgirmittel gebraucht: dem dünnen Ende zugeschabt, erregen sie Purgiren, umgekehrt Erbrechen.

Polygalae.

Polygala Serpentaria. Eckl. et Z. Holl. Kaffir-Slangenwortel, dtsch. Kaffirschlangenwurzel. Wird in Caffraria gefunden und von den Kaffern als Gegengift für Schlangenbiß angesehen. Gehört zu dem Genus der Polygala Senega; auch sind die Wurzeln beider einander ähnlich.

Mundtia spinosa. De Cand. Holl. Schildpadbesjes, dtsch. Schildkrötenbeeren. Wächst auf sandigen, dürren Flächen, besonders nahe der Küste. Die Enden der Zweige werden als Decoct bei ermattenden Zuständen benutzt.

Sapindaceae.

Sapindus Capensis. Hochst. Holl. Wilde Pruimen, dtsch. Wilde Pflaumen. Dieser Strauch wächst überall im nordöstlichen Theile der Colonie. Auch in Caffraria wird er häufig angetroffen. Das Fleisch der Frucht, welche der Pflaume etwas ähnelt, ist von angenehm säuerlich weinigem Geschmacke. Der Kern enthält ein Oel, welches in therapeutischer Wirksamkeit dem Ol. ricini gleich steht. Aeußerlich gebraucht man es gegen Tinea capitis und Alopecea.

Dondonia Thunbergiana. Eckl. et Z. Holl. Zandolyf, dtsch. Sandolive. Ein strauchartiges Gewächs in den sandigen Strecken der westlichen Küstenländer. Ein Decoct von seiner Frucht wird als Purgativ gebraucht.

Geraniaceae.

Monsonia ovata. Cuv. Hottentottisch: Keita. Wird äußerlich und innerlich gegen Abgespanntheit gebraucht: gegen Durchfälle, Ruhren, laxe Geschwüre. Wächst überall auf rothem Caroo-Boden.

Polyactium triste. De Cand. Die rothe Wurzel dieses Pelargoniums ist gelind verstopfend. Getrocknet und gepulvert nimmt man es in Diarrhoe, Ruhr 2c. Es wächst in allen Theilen der Colonie an Bergabhängen und verwittertem Geklüfte.

Jenkinsonia antidysenterica. Eckl. et Z. Bosjeman. te Namie. Gebraucht gegen Laxität der Gedärme. Es ist ein großes Knollengewächs, oft von der Größe eines Kinderkopfes und wächst häufig im Namaqualande und in dem Buschmannlande.

Peristera anceps. De Cand. Malay. Rabassan. Ein gewöhnliches Mittel der Malayen zur Erleichterung der Catamenien und des Geburtsgeschäftes. Wächst ziemlich allgemein verbreitet an feuchten Stellen und Wassergräben.

Pelargonium cucullatum. Ait. Dieses schöne Pelargonium findet man häufig am Tafelgebirge. Man nimmt es in Decoct gegen Kolik, Nierenstein und Störungen in der Urinsecretion. Man hält es für ein gutes Erweichungsmittel. Diese Pflanze wurde früher nach Holland exportirt unter dem Namen Herba Altheae. Cf. N. L. Burmanni. Specimen botanicum de Geraniis. Lugd. B. 1759. 4. pag. 35.

Zygophylleae.

Melianthus major. Lin. Holl. Truitje-roer-my-niet. Aehnlich der Myrrhe wird es äußerlich da angewandt, wo Laxität oder faulige Beschaffenheit von

Geschwüren und Mangel an Granulation einen Reiz erfordern. Es wächst auf jedem Boden, auf Sand, Stein und Erde.

Diosmae.

Borosma crenata. Eckl. et Z. Bucco. Die Buchu blätter sind seit geraumer Zeit bereits nach Europa exportirt worden, und so wohlbekannt, daß es fast überflüssig erscheinen möchte, über ihre arzneilichen Kräfte etwas beizufügen. In Europa beschränkt man ihre Anwendung auf Krankheiten des uropoëtischen Systemes; in Südafrika dehnt man seine Anwendung auf viele andere Krankheiten aus, und mit vorzüglichem Erfolge. Es ist ein solches Universalmittel, daß man auf jeder Farm Buccoblätter mit Essig oder Branntwein abgezogen vorräthig hält. Beide sind für äußere Anwendung bei Contusionen, Quetschungen ꝛc. unvergleichlich. Mit gleichem Erfolge pflegt man es in der Form des Bades gegen neuralgische und rheumatische Affectionen anzuwenden. Auch in Wassersucht ist es gewiß ein höchst beachtungswerthes Mittel.

Der therapeutische Werth dieser Pflanze ist in Europa bisweilen erkannt, bisweilen leichtsinnig verworfen worden, je nachdem man wahrscheinlich die wahre Borosma crenata oder die substituirte B. seratifolia Willd. oder das Empleurum serrulatum Sol. erhielt, welche der crenata wohl ähnlich sind, aber in therapeutischer Hinsicht durchaus nicht nahe stehen; oder was noch wahrscheinlicher, man erhielt alten verlegenen, gänzlich ausgetrockneten Bucco.

Was Thunberg fabelte über den Gebrauch des Bucco unter den Hottentotten, werden wir in dem Abschnitte über diesen Stamm andeuten.

Die B. crenata ist allenthalben auf den Gebirgsketten, welche das Vorgebirge durchkreuzen, in ziemlich großen Massen zu finden. Sie ist so reichhaltig an aromatischem campherartigen Oele, daß, wenn man sie in Papiersäcken aufbewahrt, das Papier ganz feucht und mit Oel durchdrungen erscheint. Wo der Bucco zu alt und trocken kein Oel mehr abgiebt, ist er unbrauchbar. Sollte daher der Bucco denselben therapeutischen Werth in Europa haben, welchen er in Afrika hat, so müßte er fest verpackt in wohlverlötheten Blechkasten versandt werden.

Daß in seinem campherartig aromatischen Oele seine Heilkraft liege, unterliegt keinem Zweifel, und es erhellt daher, daß man bei seinem Gebrauche, sowohl äußerlich als innerlich keine andere Form als die Auflösung mit Essig oder Spiritus wählen sollte, wenn man sich seiner Heilkraft versichert halten will.

Xanthoxyleae.

Fagara capensis. Thunbg. Holl. Wilde Cardamom. Die Frucht, eine aromatische Beere, ist den Cardamomen ähnlich, und wird wie sie in Blähsucht, Lähmung und überhaupt da gebraucht, wo ein Reiz erforderlich scheint. Wächst in den Waldungen der östlichen Küste.

Terebinthinaceae.

Roemeria argentea. Holl. Klipgum, dtsch. Steinharz. Ihr Harz ist über die ganze Colonie in Gebrauch zu heilenden Pflastern.

Amyridaceae.

Methyscophyllum glaucum. Eckl. et Z. Holl. Bosjemanthee. Die Blätter dieses Busches sind

im allgemeinen Gebrauch als ein Ersatz für Thee und werden auch zeitweilig viel gebraucht gegen Asthma, chronischen Katarrh und Brustkrankheiten im Allgemeinen. Wächst in allen Theilen der Colonie, am häufigsten aber am schwarzen Kei.

Leguminosae.

Cyclopia genistoides. Vent. Holl. Honigthee. Ein süßlich zusammenziehender Thee wird von den Blättern bereitet und wie der Vorige bei Brustaffectionen gebraucht. Ist allgemein verbreitet.

Borbonia cordata. Lin. Holl. Stekelthee, dtsch. Erstickungsthee. Der Name ergiebt bereits, daß man sie in Krankheiten, welche mit Athmungsbeschwerden verbunden sind, vorzugsweise anwende, wie Asthma, Hydrothorax, und, wie es scheint, mit ziemlich gutem Erfolge. Seine Wirkung ist harntreibend. Wächst auf dem Tafelberge und andern hohen Gebirgen.

Vascoa amplexicaulis. De Cand. Holl. Zoute-hout-bosje, dtsch. Süßholzbusch. Ein schöner Busch, meistens auf sandigen Gebirgen wachsend, dessen Wurzeln viel Aehnlichkeit mit den der Glyzyrrhyza glabra haben. Eine Abkochung wird in Lungenaffectionen gebraucht.

Vascoa perfoliata. De Cand. Ein concentrirtes Decoct wirkt als starkes Diureticum, und wird daher mit Effect in Wassersuchten gegeben. Wächst in den Bergen von Hottentots-Holland.

Sutherlandia frutescens. R. Br. Ihrer schönen scharlachrothen Blumen wegen eine beliebte Zierpflanze der Gärten. Wächst wild in allen Gebirgen der Colonie. Thunberg (Reisen Bd. 1. S. 148) berichtet, daß Wurzeln und Blätter gepulvert in Augenkrank-

heiten gebraucht würden. Scheint jetzt in Vergessenheit gerathen zu sein.

Acacia horrida. Willd. Holl. Doornboom, dtsch. Dornbaum. Das Gummi dieses zierlichen Baumes steht dem arabischen nicht nach, wird auch in bedeutenden Massen ausgeführt. Findet seine Anwendung als Besänftigungsmittel. An den dünnen Zweigen der Mimose findet man es in großen, durchaus krystallklaren Massen; an den Stämmen ist es braunroth, von brenzlichem zusammenziehenden Geschmacke, wahrscheinlich gemengt mit dem eigenthümlichen Adstringens der gröbern Rinde. Es wird von den Eingebornen als Nahrungsmittel häufig benutzt.

Rosaceae.

Cliffordia illicifolia. Lin. Holl. Doornthee. Ihre stacheligen Blätter sind in Gebrauch zu Brustthee. Wächst in Uitenhaag und vielen trocknen Hochebenen.

Onagrariae.

Epilobium billosum. Thunbg. Wird nur äußerlich angewandt. Zerquetscht auf üble Wunden gelegt, reinigt es sie und ruft thätigere Granulation hervor.

Cucurbitaceae.

Citrillus amarus. Schrad. Holl. Bitterappel oder Wilde Watermelon. Gleicht in Blättern und Frucht der kleinen Sorte Wassermelonen. Die Frucht erreicht meist die Größe eines Kinderkopfes. Sein Fleisch ist ein heftiges Drasticum und würde zum Extract eingedickt dem der Coloquinten in therapeutischem Werthe

keineswegs nachstehen. Wächst auf allen dürren Sandflächen. Wunderbar — gerade auf dürrem Sande, wo die Vegetation eines dürftigen Grasblättchens unmöglich scheint, wächst diese saftige Frucht.

Crassulaceae.

Crassula tetragona. Lin. Die Rinde dieser saftigen adstringirenden Pflanze pflegt man in Milch zu kochen und gegen Diarrhoe zu geben.

Crassula portulacea. Lam. Hottent. T'karkay. Auf gleiche Weise in ähnlichen Fällen gebraucht. Wird in den sandigen Gegenden und Caroos des Innern häufig gefunden.

Cotyledon orbiculata. Lin. Holl. Varkensooren, dtsch. Schweineohren. Die dicken Blätter dieser saftigen Pflanzen, nach ihrer Gestalt mit obigem Namen bezeichnet, wachsen in allen gebirgigen Gegenden der Colonie. Sie werden als ein vorzügliches Mittel gegen Hühneraugen angesehen. Man legt ein Blatt, dessen Oberhaut auf der obern Seite entfernt worden ist, auf das Hühnerauge und nimmt es dann erst ab, wenn es welk geworden, gewöhnlich nach 12—24 Stunden, und findet dann alle verhärteten Theile so weich, daß sie mit Leichtigkeit entfernt werden können.

Ficoideae.

Mesembryanthemum acinaciforme. Lin. Holl. Paardenvygen, dtsch. Pferdefeigen und

Mesembryanthemum edule. Lin. Holl. Zuurvygen, dtsch. Sauerfeigen, werden beide unter vielfältigen Umständen sehr allgemein gebraucht. Sie sind mit Ausnahme der Citrillen die eigentlichen Bewohner des dürren Sandes, wo kein anderes Gewächs fortzukom-

men scheint. Sie sind von säuerlichem, salzigem, adstringirendem Geschmacke. Der ausgepreßte Saft ihrer dicken, saftigen Blätter wird innerlich und äußerlich genommen. Als ein leicht blutstillendes, harntreibendes Mittel wird es mit ausgezeichnetem Erfolge angewandt. Als Gurgelwasser ist es ein herrliches Mittel gegen Schwämmchen, Vereiterungen in der Kehle, heftige Speichelabsonderung 2c. In Phthisis laryngea verhindert es das Fortschreiten der Krankheit auf eine so kräftige, entschiedene Weise, daß man manchmal fast an Heilung zu glauben geneigt wird; und obschon entfleischte Stellen unter seinem Gebrauche nicht heilen, wird ihre Ausbreitung doch auf lange Zeit beschränkt. Mit diesen Zuurvygen hat man eine merkwürdige Probe gemacht. Nahe der Kapstadt gen Westen, befindet sich ein großes Sandmeer, dessen ewig unsteter rollender Sand alle Versuche zum Anbau vereitelte und selbst einige Häuser begrub, die man auf günstigern Stellen angelegt hatte. Durch dieses tiefe Sandmeer geht die Hauptstraße des westlichen Landes und der Transport von Gütern durch diese Dünen war daher mit unbeschreiblichen Mühen verknüpft. Mit großen Kosten wurde eine hohe breite Straße von hartem Eisenstein hindurch geführt und zu beiden Seiten legte man Plantagen von Zuurvygen an, als das einzigste Mittel den rollenden Boden zu fesseln. Allenthalben stehen in diesen merkwürdigen Pflanzungen die kleinen Häuschen der Aufseher, denen die Pflege und Anpflanzung der Zuurvygen anvertraut ist. Das Experiment ist geglückt und die Ueberschüttung der Straße von wehendem Sande verhindert worden.

Mesembryanthemum crystallinum. Lin. Holl. Yzplant, dtsch. Eispflanze. Aehnlich dem Vorigen enthält es eine bei weitem größere Menge

Aepfelsäure. Wird gleichfalls in allen obigen Fällen angewandt, doch ist es von specifischer Wirksamkeit in Enuresis spasmodica. Auch dieses Gewächs ist ein Bewohner des Sandes, meistens in der Nähe der See, da seine Structur größere Feuchtigkeit zu erfordern scheint.

Umbelliferae.

Hydrocotyle bupleurifolia. Rich. Holl. Bergsgras, dtsch. Ruhrgras. Der Name bezeichnet die Anwendung. Aus Wurzel und Kraut bereitet man ein zusammenziehendes Decoct, welches bei Ruhr und zumal chronischer Diarrhoe mit Vortheil genommen wird. Wächst allenthalben im Umkreise der Kapstadt in großer Menge.

Hydrocotyle plantaginea. Spr. Wie die Vorige sehr häufig angetroffen und zu denselben Heilzwecken benutzt.

Bubon Galbanum. Lin. Holl. Wilde Seldery, dtsch. Wilder Sellerie. Dieses Doldengewächs erreicht eine Höhe von 6—8 Fuß und wächst überall in Schluchten und feuchten Orten. Man gebraucht es als Diureticum, und lobt seine Heilkräfte gegen Harngries. Aus seinen Stengeln schwitzt eine weiße harzartige Masse, welche jedoch nichts gemein hat mit dem Gummi Galbanum.

Arctopus echinatus. Lin. Holl. Platdoorn, dtsch. Flachdorn. Er wächst in allen Theilen der Colonie und ist als ein harntreibendes, milderndes Mittel von den ältesten Zeiten her in Gebrauch gewesen. In therapeutischer Hinsicht steht er der Sarsaparilla sehr nahe und findet wie diese ihre Anwendung in Seuchen, Krätze, chronischen Hautübeln 2c. Es ist bekannt, daß die Wurzel ein eigenthümliches Alcaloid enthält, welches mit Säuren Neutralsalze bildet, wie z. B. das Arctopium sulphu-

ricum in weißen Krystallschuppen, wovon ein halber Gran schon den Speichel gerinnen läßt. Durch Einschnitte in die Wurzel erhält man ein eigenthümliches Harz.

Es ist das hauptsächlichste Mittel der Schwarzen gegen Syphilis, mit welcher Krankheit immer viele Farbige behaftet sind. Im Jahre 1830, wenn wir nicht irren, gewann diese ekelhafte Seuche eine solche Ausbreitung, daß sich das Gouvernement genöthigt sah, Hospitäler, ausschließlich für solche Kranke, im Lande zu errichten. Auch im J. 1839 gab es wieder eine solche Anzahl Syphilitischer, daß die Weißen nur mit Besorgniß einen schwarzen Domestiken in's Haus nahmen und das Gouvernement eine Generalinspection anordnete. Viele entflohen aus Furcht vor dem Mercur und dem Hospitale nach den Gebirgen und heilten sich durch den Arctopus echinatus, wenigstens zeitweilig; Andere kamen elend um.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß ebensowenig als die Sarsaparilla der Arctopus echinatus die Syphilis heilen werde und daß die Curen nur eine Dämpfung sind. Dennoch verdient es die Aufmerksamkeit der Aerzte ebenso sehr als die kostspielige Sarsa.

Loranthaceae.

Viscum capense. Lin. Holl. Vogelend, dtsch. Vögelpfropfreiser — durch Vögel okulirt, nach der Meinung der Colonisten. Dieser Schmarotzerstrauch mit seinen schönen feuerrothen Blumen wächst an den Stämmen mehrerer Sorten Rhus und Euclea und ist der europäischen Mistel ähnlich. Man macht von diesen Parasiten Gebrauch in Pulverform und Decoct in krampfartigen Uebeln, vorzüglich in Epilepsie, Veitstanz, Asthma 2c.

Valerianae.

Valeriana capensis. Thbg. Holl. Kattekruid, dtsch. Katzenkraut. Bekanntlich haben die Katzen eine besondere Vorliebe für Baldrian und wälzen sich auf ihm mit Wollust. Auch gleicht der Geruch des Baldrians dem widrigen Gestanke der Urin- und Seminalsecretion der Katzen und daher ohne Zweifel der coloniale Name. Die Val. capensis ist zwar nicht so kräftig als die officinalis, jedoch in therapeutischer Hinsicht fast ebenso gut. In volksthümlicher Praxis wird sie in eben den Fällen gebraucht als in der ärztlichen. Diese Pflanze wächst überall an feuchten Stellen und ist Reisenden in den dürren Orten des Landes eine willkommene Erscheinung, weil immer unter solchem Boden wenn nicht Wasser, doch wenigstens feuchte Erde gefunden wird, von welcher ein Ball in den Mund gehalten eine oft sehnlich und vergeblich erspähte Labung ist.

Compositae.

Matricaria capensis. Lin. Holl. Wilde Kamille. Diese Pflanze, welche oft große Flächen überwächst, hat nicht die Anerkennung, welche sie verdient. Es herrscht das allgemeine Vorurtheil, daß sie obschon eine Kamille, doch nur wenig mit dem arzneilichen Werthe der wahren Kamille gemein habe. Dennoch steht sie nicht nur der Matricaria Chamomilla und Anthemis nobilis gleich, sondern übertrifft sie sogar noch. Die Pflanze ist von bitterem aromatischen Geschmacke und enthält sehr viel Oel, woraus erhellt, daß ihre arzneilichen Kräfte vielseitige Anwendung erlauben werden. Sie wird vielfältig in rheumatischen und weiblichen Krankheiten in Dampfbädern mit vorzüglichem Erfolge angewandt.

Garuleum bipinnatum. Less. Holl. Slangenwortel. Seine Wurzel gleicht der Radix Senegae, ist von scharfem bittern Geschmacke und enthält wie jene eine große Quantität harzigen Stoffes. Man gebraucht sie in denselben Fällen wie die der Senega und kann dieser füglich substituirt werden. Die Art der Anwendung bei Schlangenbiß verdient Bemerkung. Man giebt innerlich ein concentrirtes Decoct und läßt mit solchem die Wunde waschen. Doch wenn Umstände die Bereitung des Decoctes nicht erlauben, legt man ein Stück der Wurzel auf die Bißwunde, bis es naß wird. Man sagt dann, es ziehe das Gift an. Dann entfernt man es und legt ein frisches Stück darauf und fährt so fort, bis keine Feuchtigkeit mehr angezogen wird, wonach man es nicht für länger nöthig erachtet, weitere Sorgfalt auf die Wunde zu verwenden. Zur Vorsicht jedoch kauen Einige während der äußern Anwendung ein Stück der Wurzel. Wächst allenthalben — in den Caroos der östlichen Provinz und in den wüsten Gegenden des Binnenlandes.

Cotula multifida. De Cand. Ein Hottentotten-Mittel gegen Rheuma, Verbrennungen und Hautausschläge. Wächst im Kreise Uitenhaag.

Artemisia afra. Jacq. Holl. Wilde Alsem. Die ganze Pflanze hat einen balsamischen Geruch, und einen bittern, aromatischen, doch widerlichen Geschmack. Sie ist sonach spannend und anregend und leistet bei langwierigen Unterleibsübeln sehr gute Dienste. Man nimmt sie innerlich als Decoct oder Tinctur; gebraucht sie ferner auch zu trocknen Räucherungen und Bädern bei Rheuma, Oedem, Blutunterlaufungen, zusammengezogenen Sehnen ꝛc. Sie bewährt sich ferner als ein gutes Wurmmittel. Wächst allenthalben in der ganzen Colonie in großer Menge.

Tanacetum multiflorum. Thbg. Holl. Wormkruid, dtsch. Wurmkraut. Diese Art, wie alle, die zu derselben Gattung gehören, enthält viel Harzstoff und ein eigenthümlich ätherisches Oel von starkem und besonderm Geruche. Es hat einen aromatisch bittern, scharfen Geschmack und wird als ein spannendes, krampfstillendes und wurmtreibendes Mittel gebraucht; vorzüglich bei Blähsucht, Amenorrhoe, Gicht, Wassersucht — meistens in der Form des Aufgusses. Man gebraucht es ferner zu Einspritzungen und Bähungen. Große Strecken sind allenthalben damit bewachsen.

Eriocephalus africanus. Lin. Holl. Wilde Rosmaryn. Aehnelt dem Rosmarin. Ist nach Thunberg harntreibend und wird bei Wassersucht gegeben. Man trifft es auf den meisten Gebirgen der Colonie.

Heliochrysum nudifolium. Less. Holl. Kafferthee. Von dieser Pflanze wird ein besänftigender Aufguß bereitet, welcher mit gutem Erfolg in katarrhalischen Beschwerden genommen wird. Auf allen Gebirgen zu finden.

Heliochrysum serpyllifolium. Less. Holl. Hottentotsthee. Man bedient sich dieser Pflanze wie der vorhergehenden.

Heliochrysum auriculatum. Less. Geht unter gleichem Namen für gleiche Zwecke. Auch diese Art ist sehr allgemein verbreitet.

Stoebe Rhinocerotis. Lin. Holl. Rhinosterbosjes, dtsch. Rhinocerosbüsche — keineswegs etwa so benannt, weil sie ein besonderes Nahrungsmittel des Rhinoceros wären. Dieser Busch bedeckt ungeheuere Strecken wüstes Land im Westen der Colonie. Jeder Theil des Strauches ist bitter und harzig. Man pflegt die grünen Aeste der Zweige mit Wein oder Spiritus

auflösen zu lassen und bei Verdauungsstörungen zu gebrauchen; auch pflegt man sie bei Schlaffheit der Gedärme gepulvert zu nehmen. Es ist ein vortreffliches Mittel.

Leyssera gnaphaloides. Lin. Holl. Geele Blommetjes-thee, dtsch. Gelbblumenthee. Benutzt als Thee bei katarrhalischen Affectionen. Der Thee ist süß und besänftigend und von angenehmem Geruche.

Osmites Bellidiastrum. Lin. (Bellis). Diese Pflanze enthält sehr viel aromatisches Oel, welches dem Cajeputöl ähnlich ist. Wird als Aufguß bei Brustbeschwerden und Verdauungsleiden gebraucht. Mit Spiritus aufgelöst (Spiritus Bellidis) ist sie von außerordentlichem Nutzen gegen Lähmung. Wächst allenthalben auf den Gebirgen und in großer Menge auf dem Tafelgebirge.

Euryops multisidus. De Cand. Ein kleiner Busch, von dessen Stämmen und Zweigen ein gelblich durchscheinendes Harz schwitzt, welches dem Mastix in jeder Hinsicht gleicht. Wächst an den sandigen Ufern des Elephanten-Flusses in der westlichen Provinz der Colonie.

Stobaea heterophylla. Thunb. Holl. Graveelwortel, dtsch. Harngrieswurzel. Der Name deutet auf ihren Gebrauch hin und man behauptet, daß eine Tinctur von ihren zerquetschten Wurzeln außerordentlich wirksam sei. Wächst auf sandigem Haidegrunde der Südspitze.

Campanulaceae.

Lobelia pinifolia. Lin. Die harzige Wurzel dieses kleinen Strauches ist anregend und schweißtreibend. Man braucht das Decoct bei Hautkrankheiten, Rheuma

und Gicht. Wächst überall in dem gebirgigen Westen der Colonie.

Asclepiadeae.

Gomphocarpus undulatus. R. Br. Holl. Bitterwortel. Seine scharfe, bittere Wurzel, früher den holländischen Apothekern als Radix ascelepiadis crispae bekannt, wird als Absud oder Aufguß bei Wassersuchten und als Tinctur bei Colik, wie man sagt, mit gutem Erfolge gebraucht. Er wächst auf den Hochländern der westlichen Provinz.

Solanaceae.

Solanum giganteum. Jacq. Holl. Geneesbladen, dtsch. Heilblätter. Man legt die Blätter auf Geschwüre: die wollige Seite legt man erst auf zur Reinigung eines üblen Geschwüres und applicirt dann die glatte Seite zur schnellen Heilung desselben.

Datura Stramonium. Juss. Holl. Stinkbladen. Die Blätter des Stechapfels sind das vorzüglichste Mittel gegen die großen Schmerzen des einheimischen Zinkenkoorts. Sie werden auf die gebräuchliche Weise angewandt: erwärmt auf den schmerzhaften Theil gelegt, bis Schweiß folgt, oder man gebraucht den Dampf eines Aufgusses zum Bade. Für Zertheilung krebsartiger Geschwülste hält man sie für ein schätzbares Mittel.

Scrophulariaceae.

Lyperia atropurpurea. Benth. Holl. Geele Blommetjes, dtsch. Gelbblümchen. Die arzeneilichen Kräfte dieses Strauches scheinen nicht genug gewürdigt. Bisher hat man die gelbbraunen Blumen nur in Aufguß bei Verzuckungen kleiner Kinder mit demsel-

den Erfolge gegeben, als den Safran. Außerdem färben die Malayen ihre Tücher damit in ein tiefes Orangengelb. Die Blumen der Lyperia crocea erfüllen gleiche Zwecke als Arznei und Färbestoff. Sie wachsen auf den Hochländern da am üppigsten, wo der Boden mit Eisenocker durchdrungen erscheint.

Labiatae.

Mentha lavendulacea. Jacq. Holl. Kruizemint. Sie enthält, wie die andern Münzen, ein ätherisches Oel von bitterm, scharfem Geschmacke; wird daher in solchen Unterleibskrankheiten genommen, welche einer Anregung bedürfen, wie Blähsucht, Verhärtung der Eingeweidedrüsen 2c. Wächst üppig an allen feuchten Orten.

Leonotis Leonurus und L. ovata R. Br. Holl. Wilde Dagga, dtsch. Wilder Hanf. Wird gebraucht als Emenagogum und Purgans. Getrocknet lieben es die Hottentotten und Buschmänner als Tabak zu rauchen, obschon es von höchst ekelhaftem Geruche ist. Beide sind betäubend und erzeugen einen dauernderen Stumpfsinn als das Opium. Wächst allenthalben, wo der Grund einigermaßen fett ist.

Laurineae.

Cassytha filiformis. Lin. Holl. Vrouwenhaar. Dieser blattlose Parasite wächst überall. Man gebraucht einen Absud gegen Kopfläuse und glaubt, daß auch das Wachsthum der Haare befördert werde.

Proteaceae.

Protea mellifera. Lin. Holl. Zuikerbos, dtsch. Zuckerbusch. Die Hüllen der prächtigen Blu=

men dieses schönen Busches sind mit einer süßen wässerigen Feuchtigkeit gefüllt, die sehr viel Zuckerstoff enthält. Durch Eindickung derselben bereitet man einen köstlichen Syrup — Syrupus Proteae (Bosjes Stroop) — ein ausgezeichnetes Mittel gegen Katarrh. Auch Protea Lepidocarpon, R. Br. und andere Proteen enthalten diese honigartige Feuchtigkeit.

Euphorbiaceae.

Ricinus lividus. Jacq. Holl. Olieboom. Ist zu bekannt, um viel hierüber beizufügen. Im frischen Zustande ist das Oel sehr angenehm und gleicht einem feinen Mandelöle. Es ist dann auch wirksamer. Die Eingebornen pflegen den Samen zu essen, allein sehr vorsichtig, denn schon wenige Körner verursachen heftigen Durchfall. Auf feuchtem Grunde gedeiht der Ricinus überall und erreicht oft eine Höhe von 20 Fuß.

Hyaenanche globosa. Lamb. Holl. Wolveboom. Die Frucht dieses Busches ist sehr giftig. Mit dem Pulver der vierzelligen Nüsse pflegen die Colonisten Hyänen und andere wilde Thiere zu vergiften. Es scheint Strychnia zu enthalten. Es wächst dieser gefährliche Busch am Elephantenflusse und auf den Maskamma-Bergen.

Urticaceae.

Gunnera perpensa. L. Holl. Wilde Ramanas, dtsch. Wilder Rettich. Wächst überall auf feuchten Stellen. Die Wurzel in Absud gebraucht man gegen Verdauungsbeschwerden; die Tinctur gegen Harngries; die Blätter in Aufguß gegen Katarrh; die frischen Blätter äußerlich angewendet zur Reinigung von Wunden und Geschwüren.

Piperaceae.

Piper capense. Lin. Holl. Boschpeper, dtsch. Buschpfeffer. Wächst in den dichten Waldungen der östlichen Küstenländer. Seine Beeren, welche aromatischen Geruches und beißenden Geschmackes sind, pflegt man, mit Spiritus aufgelöst, bei Verdauungsbeschwerden zu gebrauchen. Sie sehen aus wie Cubeben, haben ähnlichen Geschmack und dürften vielleicht ähnliche Heilkräfte besitzen.

Coniferae.

Callitris Echlonii. Schrad. s. Schubertia capensis, Spr. Holl. Cederboom. Von den Zweigen und Zapfen dieses Baumes schwitzt ein Harz, welches bald an der Luft verhärtet, gelb wird und vom Sandarac wenig verschieden ist. Mit diesem Harze macht man Räucherungen bei Rheuma, Gicht und Oedem, und verwendet es auch zu Pflastern. Wächst in großer Anzahl auf den Cederbergen bei Clanwilliam.

Amaryllidae.

Haemanthus coccineus. Lin. Holl. Veldschoenbladen. dtsch. Sandelblätter. Die frischen Blätter pflegt man auf Geschwüre zu legen. Die Zwiebel in Scheiben geschnitten weicht man in Essig ein, setzt dann Honig hinzu und kocht ein Oxymel, welches in Wassersucht ein vorzüglich harntreibendes Mittel sein soll.

Gethyllis spiralis. L. Buschmännisch Kukumakranka. Die fleischige Frucht dieser Pflanze setzt man auf Spiritus und gebraucht diesen als ein stärkendes Mitttel. Diese Frucht hat den lieblichen Geruch der Ananas.

Asphodeleae.

Aloë. Drei Arten sind am Kap einheimisch: Aloë ferox — die beste; Aloë africana Mill., minder bitter und minder drastisch; und die Aloë plicatilis Mill., mild wie die Aloe von Barbadoes. Aloe wird von den Colonisten nur selten als ein drastisches Mittel gebraucht. Es wird jedoch viel Aloe ausgeführt, obgleich tausend Mal mehr ausgeführt werden könnte, da im Inlande große Gebirgsketten dicht mit Aloepflanzen bewachsen sind.

Drimia altissima. Jacq. Holl. Zee-Ajuin. Aus der ziemlich festen Substanz dieses Zwiebelgewächses wird ein Oxymel bereitet, indem man die in Scheiben geschnittene Zwiebel in Essig einweicht, mit Honig vermengt und eindickt. Ihre arzneilichen Kräfte gleichen denen der Scilla und finden gleiche Anwendung.

Tulbaghia alliacea und T. cepacea. Thunbg. Holl. Wilde Knoffel, s. Knoflook. Dies Zwiebelgewächs gleicht dem Knoblauch und wird vorzüglich als wurmtreibendes Mittel am Kap angewendet. In Milch gekocht empfiehlt man es bei Lungenschwindsucht.

Eriospermum latifolium. Jacq. Holl. Baviaansooren. Seine dunkelrothen Knollen legt man zerquetscht auf beschädigte Hautstellen und Geschwüre. Mohamedaner gebrauchen einen Absud gegen Amenorrhöe. Wächst auf Gebirgen.

Filices.

Mohria thurifraga. Sw. Holl. Brandbosjes. Von Geruch ähnlich dem Olibanum. Gepulvert und mit Fett gemengt als kühlende Salbe bei Verbrennungen. Wächst in den Hochländern.

Fucoideae.

Diese sind außerordentlich zahlreich und wie immer unter heißen Himmelsstrichen, oft von gigantischer Größe, wie Ecklonia buccinalis, Sargassa, Laminariae, Macrocystis pyrifera, Desmarestia herbacea etc., und viele Andere, welche ohne Zweifel sehr reich an Jodin sind. Selbst kleine Algen, wie z. B. Botryocarpa prolifera, wenn nur kurze Zeit in frisches Wasser getaucht, färben es dunkel-orangefarben.

Fungi.

Lycoperdon carcinomale. Lin. Ein länglich-runder Pilz, dessen schwarzer Samenstaub äußerlich gebraucht, nämlich auf krebsige Geschwüre gelegt wird. Wächst in großer Menge auf den Ameisenhaufen.

Bokkemist.

Diesen Mitteln fügen wir noch bei ein unter den holländischen Colonisten und farbigen Eingebornen sehr geschätztes, nämlich Bokkemist — die Excremente der schönen, bunten, afrikanischen Ziege, welche, wie andern Orts erwähnt, der Boor theils als Schlachtvieh, theils für seinen täglichen Milchbedarf unterhält. Der berühmte Bockmist ist daher immer bei der Hand. Man bereitet von einer Tasse Mistes einen Aufguß mit heißem Wasser, welcher in Geruch und Geschmack einem aromatischen Kräuteraufgusse gleicht. Ein solcher Trank hat weder einen widerlichen Geschmack, noch unangenehmen Geruch, da diese Thiere nicht von Gras, sondern von aromatischen Büschen leben, und ihre Excremente, ja selbst das Fleisch, Geruch und Geschmack der Büsche annehmen. Man giebt einen solchen Trank in Fiebern, die sich zu keiner Krise neigen, gewöhnlich in verzweifelten Fällen.

Schon auf die erste Gabe folgt gewöhnlich reichlicher Schweiß oder Milderung gefährlicher Symptome.

Aeußerlich wendet man gegen Entzündungen, Quetschungen, Blutunterlaufungen den Inhalt des Magens einer solchen Ziege als aromatischen Umschlag an; gewöhnlich in Fällen, wo man Brand fürchtet, oder derselbe bereits begonnen. Sobald Zeichen des kalten Brandes erscheinen, wird dann ohne Verzug eine Ziege geschlachtet und der Inhalt ihres Magens, seiner animalischen Wärme noch nicht beraubt, über den kranken Theil geschlagen. Man schlachtet wohl mehrere Ziegen, eine nach der andern, um mit dem Umschlag längere Zeit fortfahren zu können, und der Erfolg, es kann nicht länger geläugnet werden, ist oft wunderbar.

An der Wirksamkeit solcher Erweichungsmittel wird man nicht zweifeln, wenn man berücksichtigt, daß die meisten Büsche, welche die Ebenen und Berge Afrika's bedecken, höchst aromatisch sind. Des Morgens und Abends, wenn die Atmosphäre feuchter und mit dem flüchtigen Aroma jener Pflanzen stark geschwängert ist; oder nach Regen, wenn die balsamischen Düfte sich freier zu verbreiten vermögen, wird man oft durch Kopfschmerz, erzeugt durch das Einathmen dieser gewürzigen Luft, an die arzneilichen Kräfte der Büsche erinnert.

Frischer Kuhmist, gemengt mit warmem Essig, wird häufig als erweichender Umschlag benutzt. Es ist ein ausgezeichnetes Mittel und in Abwesenheit der gewöhnlichen Kräuter zu einem Umschlag durchaus nicht zu verachten.

Beide Mittel sind unästhetisch, aber an Ort und Stelle sollten sie unbedingt dem alten, getrockneten, officinellen Heu vorgezogen werden.

Kama-Honig.

In günstigen Jahren, wenn unter dem belebenden Einflusse häufiger Regen die dürren Flächen mit Myriaden herrlicher Blumen sich bedecken, sind die Bienennester oft so ergiebig, daß aus den engen Felsenspalten und Höhlen, welche mit den Waben ausgekleidet sind, der Honig nicht selten in einem trägen breiten Strome herabfließt. Die Eingebornen haben eine wunderbare Geschicklichkeit die ungefähre Lage der Nester nach dem Fluge der Bienen oder deren Verfolgers, des Bienenspechtes, zu bestimmen und sieht man Rauchsäulen von Bergeshöhen oder unzugänglichen Abgründen aufsteigen, kann man immer annehmen, daß Bienenjäger mit dem Ausnehmen von Nestern beschäftigt sind. Der Honig wird in Lederschläuchen, nicht immer in dem reinlichsten Zustande, zu Markte gebracht. Bisweilen wird eine Sorte Honig feil geboten, welche sich in Aussehen vom besten Honig nicht unterscheidet, welcher jedoch einen bittern, ekeligen Geschmack hat. Er wird Kamahonig genannt und für giftig gehalten. In der That verursacht der Genuß schon einer sehr kleinen Quantität heftige Colikschmerzen, choleraähnliche Zufälle und Stumpfsinn, wie nach dem Genusse einer narkotischen Substanz. Die Eingebornen trinken viel Meth, welcher ein angenehmes, doch ziemlich berauschendes Getränke ist. Wenn jedoch der Meth von solchem Kamahonig bereitet und reichlich genossen wurde, verursacht er Raserei und langdauernden Stumpfsinn. Wenn die Eingebornen von solchem Meth trunken geworden, gerathen sie erst in die tollste Bacchantenwuth, die man sich denken kann; ihr Gleichgewicht ist dabei nie gestört, wie bei anderer Trunken-

heit; allmälig geht dieser Zustand in tolle Raserei über, und diese endlich in einen tiefen Stumpfsinn, in welchem jene elenden Trunkenbolde wohl einige Tage und Nächte schlaflos vor sich hinstarren und während dieser Zeit ungemein abmagern. Es ist Volksglaube, daß Bienen nicht an giftigen Gewächsen saugten: daß dies ein Irrthum ist, dürfte überflüssig sein beizufügen. Von welchen Gewächsen jedoch der Kamahonig seine schädliche Eigenschaft erhält, ist natürlich nur Vermuthung: das häufige Vorkommen der einen oder andern Sorte giftiger Pflanzen an besondern Orten, ist immer ein gewichtiger Grund Honig von dorther zu verdächtigen. Durch Sieden und Klären solchen Honigs wird durchaus nichts von dessen Schädlichkeit entfernt, sondern diese sogar noch vermehrt; dennoch wendet man diesen Kamahonig gegen allerlei Uebel an, ohne recht eigentlich zu wissen, welche Heilungen er bewirken solle.

Arzneien aus dem Thierreiche.

Hyraceum, Urin des **Hyrax capensis**. Die holländischen Colonisten bezeichnen dies Secret des Harn erzeugenden Systems mit dem sehr prosaischen Namen Dasjespis. Man findet nämlich an Felsen häufig eine schwarze, bald klebrige, bald harte Substanz, welche das Ansehen hat, als ob sie aus dem Felsen hervorgequollen, aber verdickt oder verhärtet sei, ehe sie abgeflossen. Thunberg und Andere hielten sie für eine Art Erdharz. Wohl nannte man es in damaliger Zeit schon Dasjespis und fand es nur an Felsen, welche von Hyrax-Familien bewohnt wurden; allein selbst bei genauester Section dieser Thiere konnte man kein Organ entdecken, das eine solche Substanz abzuscheiden bestimmt schien.

Zoologen verwarfen es daher als ein Secretionsproduct des Hyrax. Jetzt ist man überzeugt, daß es Urin ist, welcher bei diesen Thieren, wie bei vielen andern, die selten trinken, nicht aus einer dünnflüssigen Feuchtigkeit, sondern aus einer dicken klebrigen Masse besteht. Nach eigenthümlichem Instinct uriniren diese Thiere immer auf demselben Orte und dadurch entsteht die Anhäufung der schwarzen Massen. Die wenigen wässerigen Theile des Urins verdunsten schnell und die Masse erstarrt bald zu solcher Härte, daß man Blättchen von glänzendem Bruche losschlagen kann. Der frische Urin ist röthlicher Farbe, was früher Veranlassung zu der Meinung gab, daß es ein Menstruationsproduct sei.

In Geruch, Geschmack und heilender Kraft ist das Hyraceum dem Bibergail ähnlich und wird daher auch wie das Letztere vielfältig in Krankheiten des Nervensystems benutzt: in Hysterie, Epilepsie, Veitstanz ꝛc.

Der Hyrax ist dem Kaninchen sehr ähnlich, doch hat er kleine, kurze und sehr spitze Ohren. Sein Pelz ist kurz und sammetartig von grauer oder schwarzbräunlicher Farbe. In dem neuesten in England am Allgemeinsten verbreiteten Schulbuche: Rudiments of knowledge. Chambers educational course — findet man S. 76 die folgende Stelle: ... it (Hyrax) is little else than a r h i n o c e r o s in miniature, without a horn!!

Es ist eine bekannte Sache, daß Engländer in allgemeinen Kenntnissen über Alles, was England nicht unmittelbar angeht, äußerst klägliche Mängel verrathen. Vor funfzig Jahren, sagen die Spötter, glaubte die große Masse der Engländer noch, daß Berlin ein kleines Dorf eine halbe Stunde hinter Petersburg sei. Selbstgenügsamkeit bildet einen großen Bestandtheil des Engländers; er begnügt sich gewöhnlich mit sehr oberfläch-

licher Kenntniß über Alles, was nicht englisch ist, und läßt sich selten durch einen Zweifel über die Richtigkeit seiner vorgefaßten Meinungen beunruhigen. Die allerlächerlichsten Meinungen über Deutschland zumal sind unter den Engländern noch gangbare Münze. So z. B. nennen sie holländisch Dutch, deutsch Highdutch; aber nun existirt noch in ihrer Phantasie german — gleichfalls deutsch — als eine besondere Sprache, und alle Bemühungen sie über solchen Irrthum aufzuklären, scheitern an vorgefaßter und hartnäckig festgehaltener Meinung. Aehnliche wunderliche Begriffe haben sie über Deutschland selbst: Oesterreich und Preußen sind weder Deutschland noch ein Theil desselben; Deutschland besteht aus den kleinern Staaten und Fürstenthümern, woher Prinz Albert gekommen. Und diese Mängel gehören keineswegs nur der niedern, unwissenden Classe an: wir sprechen von jener, die alle Vorzüge guter Erziehung genoß.

Jackalslever, die getrocknete Leber des Kapfuchses. Man giebt sie in Pulverform von 5 bis 10 Gran Kindern bei Krämpfen. Ihre Heilkraft scheint in solchen Fällen mehr als zweifelhaft. Bei Darrsucht der Kinder bewährt sie sich besser. In jener Periode, welche dem Tode vorauszugehen pflegt, wo der kleine Patient zu einem jämmerlichen Greisenskelett abgemagert ist und unzählige ekelhaft riechende Stühle den Rest der Kraft erschöpfen, und unaufhaltsam dem Tode zueilend die Krankheit aller ärztlichen Kunst spottet, bewirkt jenes seltsame Mittel alle 4 Stunden zu 5 bis 10 Gran gereicht gerade die Veränderungen in den Verdauungswerkzeugen, welche allein nur der endlichen Erschöpfung Einhalt thun können.

Der Arzt wird immer auf ein solches einfältiges

Mittel mit mehr als Mißtrauen hinblicken, allein man ist gerechtfertigt, jedem volksthümlichen Mittel Aufmerksamkeit zu schenken, welches bewirkt, was die sorgsamste Pflege und der ganze Arzneischatz nicht zu vermögen scheinen.

Straussmagen. So nennt man die innere gelbe Haut, die Tunica mucosa des Straußmagens, welche man trocknet, pulvert und zu circa 15 Gran in einem Eßlöffel Wasser giebt, mit welchem es eine gallertige Masse bildet. Man reicht es Kindern bei Diarrhoe mit gutem Erfolge.

Läuse nehmen die Farbigen mit Erfolg gegen Gelbsucht ein. Die Cur beruht wahrscheinlich auf Umstimmung der Nerven durch Ekel.

Geraspeltes Horn wird als das vorzüglichste Mittel gegen Blutfluß eingenommen. Man zieht das Hirschhorn der Messergriffe und das Horn der dort einheimischen Antilopen dem Horne der Rinder und Ziegen vor. Man giebt nach Umständen alle halbe bis vier Stunden einen Theelöffel Pulver entweder mit kaltem Wasser gemengt oder mit heißem Wasser aufgegossen.

Außer den genannten Mitteln machen Colonisten und Eingeborene noch häufigen Gebrauch von dem gepulverten Koth wilder Pfaue, einem weißlich-grünen Pulver von moschusähnlichem Geruche gegen große Schwäche; von Schlangenfett gegen rheumatische Affecte, von Löwenfett gegen Lähmungen und von einer Menge anderer Dinge, mit deren Aufzählung wir den Leser verschonen wollen.

Die Felle der rothen wilden Katzen hält man für das beste Mittel gegen veraltete chronische Rheumatismen und Gicht. Man wickelt sie um Füße, deren Schweiß weggeblieben und peitscht mit ihnen das Kreuz,

bei Blutandrang nach dem Kopfe, welcher aus Hämorrhoiden entstanden.

Ameisen gebraucht man nach gewöhnlicher Weise in Bähungen und in Tinktur. Außerdem durchsticht man große Ameisenhaufen und legt gelähmte Glieder in die Oeffnung, wie man sagt, mit ausgezeichnetem Erfolg.

Von dem versuchsweisen Gebrauche des Guano werden wir weiter unten sprechen.

Hausapotheke.

Die isolirte Stellung des Boors macht es nöthig, einige Hausmittel vorräthig zu halten; denn es ist oft zu fern zum Arzte; oft zweifelhaft, ob derselbe überhaupt kommen oder zeitig genug kommen werde, um noch von Nutzen zu sein; oder es fehlt an Pferden, oder diese sind zu mager für einen schnellen Ritt von vielleicht ein paar Tagen; oder es fehlt am Hauptsächlichsten, dem Gelde, denn solche entfernte ärztliche Besuche verursachen dem Kranken nicht geringe Unkosten. Der Boor besitzt daher immer einen kleinen Arzneivorrath, eine Hausapotheke, nämlich einen Blechkasten, grün lackirt, mit „Huis-Apotheek" darauf geschnörkelt und mit einer Legion halbunziger Fläschchen gefüllt, deren einige die Fabrikate des Halleschen Waisenhaus-Laboratoriums sind, obsolete Gebräue und Gemenge; andere sogenannte Patentmedicinen; und wieder andere neuausgebrüteter pharmaceutischer Quark, die wunderlichen Mißgeburten der lebhaften Phantasie eines Apothekers am Kap und anderwärts. Mit diesen pharmaceutischen Wundern wird ein äußerst einerträglicher Handel getrieben, denn kein Tochtgänger geht in's Land, ohne eine Menge solchen Plun-

ders mitzunehmen und abzusetzen; und kein Krämerladen im Inlande ist gehörig ausgestattet ohne ein langes Gestell, dessen zahlreiche Fächer mit gold- und silberbekappten Fläschlein, Büchsen rc. vollgepfropft sind. Der niedrigste Preis eines Fläschchens der billigsten Sorte ist $1/2$, 1 bis 2 preußische Thaler und dieser steigt noch mit der Entfernung von der Kapstadt; gewiß ein recht hübscher Preis für eine halbe Unze schlechter Absynthtinctur. Dieser große Profit (wir sind aus glaubwürdiger Quelle versichert, daß der Gewinn, selbst der billigsten Fabrikate, circa 700 Procent beträgt) hat eine Sündfluth nachgemachter Artikel veranlaßt, dem originalen Plunder zwar ähnlich, deren pharmaceutischer Werth aber am besten beleuchtet wird, wenn wir erwähnen, daß das Roode Poeder (Pulv. antispasm. ruber) oft nur Staub gebrannter Ziegeln war.

Ein deutscher Apotheker in der Kapstadt hat, sagt er, vom Halleschen Waisenhause das Privilegium, diese kostbaren Dinge zu verschachern; hat es in Gestalt eines Dinges nicht unähnlich einem türkischen Firman der gaffenden Bewunderung der Plebejer ausgehangen und so viel tausendfältige Copieen davon in das Land geschickt, daß selbst obscure Gemächer damit tapezirt sind. Dieser privilegirte Glückssohn nun verschachert nur „de opregte Medecynen," das heißt: den wahren Jacob, und schiebt nie sein eigen Fabrikat unter, denn der Mann ist im Geruche der Heiligkeit, fügt aber noch allerlei wunderbare Dinge dem Halleschen Thesaurus medicinalis bei, mit denen sein erfinderischer Geist von Zeit zu Zeit niederkommt, z. B. Sonnenessenz, Lebenstrank, Mondscheinpulver gegen Verhaltung der Menses und wie das Zeug noch Alles heißen mag, mit welchem dieser Wundermann in bescheidner Stille den Arzneischatz bereichert

und die Menschheit beglückt. Auch diese Zusätze überfluthen das Land und haben ihren Platz in der Huis-Apotheek, „denn Alles," sagt der Boor, was von die Mann kommt, muß gut sein, denn er verkauft nur opregte Medecynen."

Es würde von wenig Interesse sein, den Inhalt eines solchen Wunderkastens aufzuzählen: theils sind es Dinge, welche die Aerzte längst vergessen; theils solche, die sie erst noch von dem erfinderischen Geiste dieses Arznei-Apostels zu lernen haben. Der ganze Kram möchte 12 Neugroschen werth sein, obwohl der Preis einer Huis-Apotheek 3 Pfund Sterling (circa 20 preuß. Thaler) ist. Armer Boor!

Jeder Huis-Apotheek ist eine kurze Heilkunde beigegeben, in Folge welcher erstlich Alles, was des Apothekers Namenszeichnung und Stempel trägt, opregt ist und natürlich unfehlbar. Dann wird darin der kluge Rath ertheilt, immer je zwei oder drei Mittel zu mengen: ob die Wirksamkeit der einzelnen Mittel durch solches Gemengsel erhöht oder nur ein schnellerer Verbrauch befördert werde, überlassen wir dem Urtheile der Consumenten. Auf alle Fälle sind die Quantitäten, welche der unglückliche Patient, sei es Kind oder erwachsene Person, verschlingen muß, wirklich schreckenerregend und zur bessern Verständlichkeit wollen wir ein paar Skizzen aus dem gewöhnlichen Leben anfügen.

„Nichtje," quakt ein altes Weib, „dein Kind hat viel Koorts (Fieber); bring die Huis-Apotheek und des Doctersboek" (das besagte Pamphlet, welches dieser Pandorabüchse beiliegt).

Sofort wird der Kasten des Heils geöffnet und ein paar Theelöffel aus verschiedenen Fläschchen gereicht, woran das Kind beinahe erstickt.

„Richtje," quakt der alte Fettklumpen wieder, „das kleine Schepsel (Creatur) wird Steupe (Convulsion) bekommen; siehst du, wir müssen noch von den Steupe-Druppels geben." Und hinein geht noch ein Theelöffel Steupe-Druppels. Natürlich wird der kleine gefolterte Patient sofort trunken und immer schlechter und noch mehr Medicin (der Herr vergeb' uns unsere Sünde) wird hineingefüllt.

„Tante muß noch von dem Pulvis vitalis geben, das Kind wird schlechter," krächzt eine andere alte Drohne.

„Ja, Tante," kräht eine Jüngere, „aber das Doctersboek sagt: halb Solaris und halb Vitalis." Und hinein muß halb und halb.

„Und hier steht es geschrieben, Richtje, daß noch Lebensessenz beigemengt werden muß," bemerkt die Alte wieder, welche unterdessen mit einer Brille auf der Nase das Doctersboek studirt hat. Und man filtrirt Lebensessenz hinein.

Fast so schnell als immer nur das arme Wesen schlucken kann, wird Trank und Pulver und Gemengsel eingeflößt; und wenn nur ein Wunder den Patienten noch vom Tode erretten kann, läßt das Doctersboek noch nicht verlegen, denn, sagt es, man gebe dann „Wonderessenz," bis man sich wundert, daß trotz Wunderessenz und Doctorbuch der Kranke doch verscheidet.

Und dieser gräuliche Unfug wird weder vom Gouvernement verhindert, noch vom ärztlichen Stande gerügt.

Erzählen wir einen andern Fall.

„Neef Piet, Neef Jan, Oom Clas," schreit ein Mann, eilig aus der Hausthür tretend, einigen Männern zu, welche in kleiner Entfernung von dem Hause in einem Garten arbeiteten, „kommt schnell, ruft Oom

Dirk und Neef Andries. Kommt alle, hastig! Tante Letje hat die Benaauwdheid (Hysterischer Zufall)!"

Mit großer Hast eilen sechs Männer dem Hause zu, um die Benaauwdheid abzudrücken.

Um diesen Proceß dem Leser verständlich zu machen, führen wir ihn in die Stube, wo Tante Letje liegt und auf bekannte Weise unter dieser Nervenstörung leidet. Da stürzen die sechs Männer mit Gepolter herein. Der Eine kniet auf die Brust; der Andere auf den Unterleib; ein Dritter zieht an den Füßen; die Andern fassen an, wo sie nur können; und Alle drücken mit Knieen und Fäusten, als ob sie einen Teig aus der unglücklichen Kranken zu machen beabsichtigten. „Hier ist er (der hysterische Teufel)," schreit der Eine; „jetzt habe ich ihn," ein Anderer; „drück, drück!" singt der ganze Chor, und wieder wird mit Knieen und Fäusten geknetet. Neue Exclamationen folgen. „Er ist weg — hier hab' ich ihn wieder — drück Oom — halt ihn fest — reib Neef — zieh — such!" —

Alle sind außer Athem und schwitzen und drücken und reiben und ziehen und kneten unaufhörlich, bis das Weib wieder zur Besinnung kommt. „Dann die Huis-Apotheek her!" und nun muß sie schlucken; Löffel auf Löffel fließt in den elenden Magen: Roode Lavendel, Witte Dulcis, Benaauwdheids-Druppels, Kramp-Druppels ꝛc. (Hallesche Fabrikate oder Kapsche Erfindung), meist alle durcheinander gemengt, denn so räth das Doctorbuch, die Ergießung des besagten Apotheker-Genies.

In der That ist der Boor so überzeugt, daß diese Mittel allein wirkliche Medicinen sind, denn der zweideutige Firman des besagten Genies bestärkt ihn in seinem Glauben, daß er in den meisten Fällen dieses Zeug ärztlicher Hülfe vorzieht, und sollte der Ausgang

der Krankheit dennoch unglücklich sein, so verdächtigt er keineswegs die Mittel, sondern giebt sich mit türkischem Fatalismus zufrieden, daß es so bestimmt gewesen sei — daß der Herr es so gewollt habe. Dem praktischen Arzte auf dem Kap ist eine genaue Kenntniß dieser Mittel unerläßlich, denn so unerschütterlich ist des Boors Glaube an die Vortrefflichkeit derselben, daß er jeden Arzt, welcher mit diesen voornaamen (vortrefflichen) Medicamenten unbekannt sein möchte, als Ignoranten betrachten wird. Politik veranlaßt daher leider mehrere Aerzte zugleich Händler mit jenem Zeuge zu werden.

Jener Wundermann hat rücksichtsvoll für jeden möglichen Fall die nöthigen Mittel dem halleschen Wuste noch hinzugesetzt und immer noch erscheint ein neues Resultat tiefer Forschung aus diesem unerschöpflichen Genie, denn überall entdeckt er noch Lücken, welche seine edelmüthigen Bestrebungen noch auszufüllen haben. Und so ist er in neuerer Zeit niedergekommen mit Stuipe- (Epilepsie), Kraam- (Accouchment), Kramp- (Convulsion), Benaauwdheids- (Hysterie) Druppels, Borstdruppels, Bloedstillende Druppels, Goldtinctur ꝛc.

In Pflastern, welche der Boor besonders liebt, ist er außerordentlich stark: er hat Geneezplyster, Verdween (zertheilende) roode, groene etc. Plyster und eine Legion mehr, deren Namen wenigstens beweisen, daß der Mann nicht um eine Benennung in Verlegenheit geräth. Und nun noch die Kräuter — doch wir haben ein menschlich Herz und wollen des Lesers Magen nicht überladen.

Der Aussatz.

Einige Tagereisen von der Kapstadt liegt von allen Seiten durch hohe Gebirge eingeschlossen ein einsamer Ort, genannt Hemel en Aarde (wahrscheinlich so benannt, weil alle Aussicht auf die umliegende Gegend verhindert ist), dessen Bewohner von allem Verkehre mit der Welt abgeschlossen sind. Dieser traurige Ort ist das Asyl für Aussätzige.

Die Meisten, welche die Colonie bereist und selbst fern in's Inland gedrungen, sind mit der Ausbreitung des Aussatzes ebenso unbekannt, als mit diesem Asyl, welches doch auch eher von Jedem gemieden als besucht wird.

Obgleich der Aussatz für unheilbar angesehen wird, hat die Humanität der Engländer doch alles Mögliche für die Pflege dieser Unglücklichen gethan. Das Asyl hat, außer einem Hausarzte, das gewöhnliche Dienstpersonal solcher öffentlichen Anstalten. Auf Wohnung, Kleidung und Speise wird die höchste Sorgfalt verwendet und insofern Pflege irgend einer Art das Schicksal solcher Unglücklichen erleichtern kann, ist hier nichts zu wünschen übrig gelassen. Die meisten Hospitäler im Inlande sind solche erbärmliche Anstalten, daß sie gar nicht den Namen von Krankenhäusern verdienen und

man wird daher durch dieses wohleingerichtete und wohlgeleitete Asyl nicht wenig überrascht.

Mit reinlichen Linnenzeugen eigenthümlicher Färbung, ähnlich der Kleidung der Sträflinge in deutschen Zuchthäusern, ruhten die Aussätzigen vor den Thüren des langen Gebäudes, behaglich in Sonnenschein oder saßen in Gruppen in fröhlichem Gespräche. Man erblickte da Greise, Männer, junge Frauen mit Säuglingen, Kinder, kurz Personen, jedem Lebensalter angehörend: die ganze Gesellschaft glich einer fröhlichen Familie. Daß solche entsetzliche Krankheit auf diesen Gruppen hafte, eine Krankheit, die einem langsamen Absterben, einer stückweisen Vernichtung gleicht, würde Manchem auf den ersten Anblick unwahrscheinlich erscheinen. Allein siehe, der Eine erhebt seine Hand: an ihr sind keine Finger; der Andere streckt den Arm aus: die Hand fehlt daran; ein Dritter erhebt sich mühsam: eine dünne glänzende Haut ist über den Knöchel gespannt und der Fuß ist verschwunden. Nur die jüngeren Kinder sind noch von Verstümmelung frei; doch Erblichkeit hat auch auf sie den Keim des schrecklichen Uebels bereits verpflanzt und diese fröhlichen sorglosen Kindergestalten werden über kurz oder lang auch jenen hülflosen Krüppeln gleichen. Wohl sollte man meinen, daß solche traurige Heimsuchung jedes Gemüth in tiefste Melancholie beugen müsse: dem ist nicht so. Wir haben gerade unter diesen Umständen einen beständigen Gleichmuth, eine Fröhlichkeit bemerkt, die mit der Größe des Unglücks im grellsten Widerspruche steht und darum eben um so auffälliger ist. Man sollte gleichfalls meinen, daß unter einer Krankheit, die solche gewaltsame Eingriffe in den Organismus macht, die Gesundheit leiden müsse und kein hohes Alter erreicht werden könne: auch dem ist nicht so; denn

während dem jahrelangen, allmäligen Fortschreiten der Krankheit bleiben alle Verrichtungen in ziemlich thätiger Regelmäßigkeit und außer den Hautflecken und der Verstümmelung der Gliedmaßen erscheint der ganze Organismus in ziemlich guter Beschaffenheit. Unter solchen ungünstigen Umständen wird daher ein hohes Alter nicht selten erreicht und unter den Personen, die wir selbst von Zeit zu Zeit nach Hemel en Aarde gesandt haben, waren Männer von 50—60 Jahren, obgleich der frühste, offenbare Ausbruch der Krankheit schon in den zwanziger Jahren stattgefunden hatte.

Dies gilt für die größere Anzahl der Fälle und der Aussatz im südlichen Afrika ist daher im Allgemeinen eine weit mildere Form als der Aussatz des Morgenlandes. Freilich fehlt es auch nicht an Fällen, wo die Lepra mosaica in vollkommener Originalität sich zeigt. Solche Unglückliche sind ohne Zweifel die bedauernswürdigsten, entmenschten Creaturen, die man sich denken kann. Ein eigenthümlich runder, großer Kopf, dessen aufgedunsene Haut mit kleinen Geschwülsten übersäet zu sein scheint, hat sich, nach rückwärts gebogen, gleichsam auf die Schultern eingesenkt, aus welchen ein paar wässernde, verschmitzte oder wohl auch große glotzende, dumme Augen hervorschauen. Die Auflockerung der obern Maxillarknochen giebt dem Gesichte gewöhnlich einen widrig schmunzelnden Ausdruck, obgleich die Gemüthsstimmung des Unglücklichen jedem andern, nicht auf solche Weise entstellten, Gesichte die Zeichen tiefen Grames aufprägen würde. Die Brust ist abgemagert, wie auch die Gliedmaßen. Dann folgt ein unförmlich großer Bauch; das Ganze getragen von zwei verbogenen, abgezehrten Beinen, und nur mit Mühe und gleichsam stoßweise fortbewegt. Der unheimliche Eindruck, welchen das Mißverhältniß der

einzelnen Theile macht, wird noch durch die verschiedene Färbung der Haut vermehrt, denn während die Farbe des Gesichtes ein bläuliches Roth wie mit feinem Mehle überpudert erscheint, ist ein Stück der Brust gegerbtem Leder ähnlich und ein anderes Stück wie altes, weißes Pergament; hier ein Bein mit feiner, silberglänzender Haut überspannt, dort ein anderes, dessen braune Grundfarbe mit weißen thalergroßen Flecken bedeckt ist. Faule Geschwüre verbreiten um den Unglücklichen eine höchst widrige Atmosphäre von urinösem Geruche. Doch wir unterlassen die weitere Ausführung dieses Bildes, welches uns leider überzeugt, daß der Mensch geistig und körperlich weit unter das Thier herabsinken kann.

Glücklicherweise gehören Fälle letzterer Art zu den seltneren; seltener unter den Weißen als unter den Schwarzen.

Wie oben bemerkt, ist wohl Niemand sanguinisch genug, an die Heilbarkeit des Aussatzes zu glauben. Dennoch machte vor mehrern Jahren ein französischer Zahnarzt die außerordentliche Entdeckung, daß der Guano ein specifisches Mittel gegen den Aussatz sei. Das englische Gouvernement gab ihm alle mögliche Unterstützung und stellte eine kleine Zahl Aussätziger auf verschiedenen Stufen der Krankheit unter seine Behandlung. Täglich erschienen Bulletins über die Art seiner Behandlung und die Erfolge, die er zu beobachten meinte. Man sah dem verheißenen Resultate natürlich mit großer Spannung entgegen. Wie leicht vorauszusehen, die zahnärztliche Entdeckung that sich dar als frommer Wunsch; die Aussätzigen kehrten in demselben Zustande, in welchem sie es verlassen hatten, zum Asyl zurück und die ganze Geschichte war gar bald wieder vergessen.

Die Lepra zeigt sich in Südafrika in zwei bestimmten Formen; die eine giebt sich kund durch die Facies leprosa und andre Symptome folgen nicht. Man kann nicht annehmen, daß dies nur ein Grad, eine Uebergangsstufe sei, worauf die vollkommnere Ausbildung des Aussatzes nothwendig erfolgen müsse oder könne. Es ist vielmehr eine mildere Form, hervorgegangen aus erblicher, auf andre Geschlechter übergetragener, Anlage. Denn wir haben Familien gekannt, unter denen die Existenz des Aussatzes als Erbkrankheit sehr wohl bekannt war, welche aber außer den leprischen Gesichtern selbst nach vieler Jahre Zeit keine weitern Symptome zeigten, und die dennoch unter Umständen lebten, von denen wir weiter unten sprechen werden, welche den schnellen Ausbruch der Krankheit im hohen Grade begünstigt haben würden. Von Solchen nimmt die Sanitätsbehörde keine Notiz. Diese Form wird vorzugsweise unter den Weißen wahrgenommen.

Elephantiasis kommt höchst selten vor und auch dieses — man möchte sagen — Localübel scheint vorzugsweise den Weißen zu befallen.

Die zweite Form ist unbezweifelt die Lepra alba, die, wie wir zuvor angedeutet, in ihrer höchsten Ausbildung nur selten beobachtet wird. Progressiv fortschreitend, mit öftern langen interimistischen Pausen, bleibt diese Form der Krankheit auf der zufällig berührten Stufe bisweilen Jahrelang stehen, woher sich erklärt, daß solche Aussätzige selbst ein hohes Alter erreichen können. Der Verlauf der Krankheit und die Reihenfolge der Symptome ist durchaus unregelmäßig. Bald erscheinen zuerst nässende, juckende Risse an irgend einem Gelenke, vorzugsweise an den Händen, welche in die Tiefe fressen; fast ebenso schnell als das Geschwür nach innen sich aus-

breitet, genes't der äußere Rand desselben und bedeckt sich mit jener eigenthümlichen, dünnen, glänzenden Haut, welche man überall an solchen Stellen bemerkt, die früher eine Zerstörung erlitten haben. Endlich fällt das Glied ab, doch kaum abgefallen, ist auch jene glänzende Haut sofort über der Wunde erzeugt, und meistens ohne alle Narbe, so daß ein solches verstümmeltes Glied mehr einer angebornen Mißbildung gleicht, als der Vernarbung einer durch Krankheit erzeugten Zerstörung. Bald erscheinen die Aussatzflecke zuerst und die Krankheit bleibt vielleicht während vieler Jahre auf dieser Stufe stehen. Dann verschwindet in kurzer Zeit das Glied eines Fingers und die Krankheit macht darauf eine neue Pause, ohne daß während dieser Zeit weder der Organismus zu leiden scheint, noch anderweitige Symptome die Anwesenheit der Krankheit darthun. Andere Fälle beobachtet man, wo bereits bedeutende Verstümmelungen an Händen und Füßen stattfanden, und dennoch durchaus keine Spur der Mäler zu finden ist. Man beobachtet immer, daß, so lange die Mäler trocken bleiben und neue Haut sich schnell über die wunden Flächen gelös'ter Glieder erzeugt, das Allgemeinbefinden nur wenig gestört ist. Nur dann erst, wenn um die Mäler sich geschwürige Ränder bilden, beginnt das Allgemeinbefinden bedeutend zu leiden; Geschwüre brechen hervor am After, an der Nase, dem Munde 2c. 2c., und die Krankheit schreitet schnell ihrer schrecklichen Entwickelung entgegen.

Ueber jene Umstände, welche die Erzeugung der Krankheit und ihre Fortpflanzung als Erbübel begünstigen und ihre Entwickelung zu höhern Graden beschleunigen, bemerken wir Folgendes:

Die Facies leprosa kommt nicht vor unter den englischen Colonisten, sondern scheint ausschließlich den Ab-

kömmlingen der alten holländischen Colonisten anzugehören. Dies läßt eine besondere Eigenthümlichkeit in deren Lebensweise vermuthen und solche Eigenthümlichkeit besteht auch in der That.

Die holländischen Colonisten haben ausnahmsweise erst in den jüngsten Jahren begonnen, das Vorurtheil bei Seite zu werfen, welches sie gegen Verheirathungen mit Engländern und überhaupt gegen alle andere Ausländer stets hatten. In dieser Hinsicht bestand und besteht noch eine strenge Abgeschlossenheit unter den Familien und die allerwunderlichsten Heirathen unter den nächsten Blutsverwandten wurden und werden noch geschlossen. Geben wir ein Beispiel von solchen Durcheinander-Heirathen, wie es noch jetzt am Kap häufig vorkommt.

Abraham und Isaak, beide Brüder, sind mit zwei Schwestern verheirathet. Abraham hat zwei Töchter, Isaak zwei Söhne. Abraham stirbt und Isaak's Frau stirbt. Darauf heirathet Isaak sen. die eine Tochter Abrahams und ein Isaak jun. heirathet die andere. Isaak sen. hat in dieser zweiten Ehe einen Sohn, der später seine Großtante, Abraham's Wittwe, heirathet, und der eine Isaak jun. hat eine Tochter, welche sich verehelicht mit ihrem Onkel, dem unverheiratheten Bruder ihres Vaters, und so fort in's Unendliche, daß man am Ende gar nicht mehr weiß, welchen Namen man solchen Verwandtschaften geben soll. Die Kinder solcher Eltern stehen in geistiger und körperlicher Hinsicht auf einer sehr niedern Stufe; sie sind Hautkrankheiten unterworfen, Skropheln 2c., überhaupt Krankheiten neuer Bildung, unter denen fast jedes Familienmitglied leidet. Als höhere Uebergangsstufe der Säfteverschlechterung muß man den Krebs ansehen, der sehr häufig unter ihnen vorkommt,

und zu dessen Ausbruche die leichtesten Contusionen, die einfachsten Geschwülste oft hinreichen.

Es ist allgemein bekannt, daß Schafzüchter alle zwei bis höchstens drei Jahre ihre Widder wechseln müssen, wenn sie verhindern wollen, daß die Heerde sich verschlechtere. Aehnlicher Wechsel ist in den Stutereien nöthig. Wird solcher Wechsel bei den Schafen unbeachtet gelassen, so stirbt die größere Zahl der Lämmer; bleiben sie am Leben, so gedeihen sie nicht; sind schlechter in Fleisch und Wolle und erreichen nicht die volle Größe. Sie sind außerdem häufig schorfigen Hautkrankheiten unterworfen.

Es bedarf jedoch nicht dieser lehrreichen Analogie; das moralische Gefühl belehrt uns genügend über das Unzuläßliche solcher unnatürlichen Verbindungen, und was mit der Moral im Widerspruche steht, wird einen nachtheiligen Einfluß in irgend einer Weise auf Geist und Körper äußern.

Jene blutsverwandtschaftlichen Verbindungen nehmen wir an als die Hauptursache des Lazarus; die erbliche Anlage gestaltet sich zur mildern Form durch eheliche Vermischung.

Berücksichtigt man die Stellung und Lebensweise der holländisch-afrikanischen Booren, und ebenso der Buschmänner, Hottentotten, Griquas und Betschuanas und anderer in jenen großen, unfruchtbaren, sandigen Caroos jenseit der Colonie zerstreut liegenden Stämme, unter denen der Aussatz häufig vorkommt, während er unter den zahlreichen Stämmen der östlichen Länder wenig oder gar nicht bemerkt wird, so findet man eine schlagende Aehnlichkeit mit den Völkern des Morgenlandes, unter denen der Aussatz bekanntlich sich ursprünglich verbreitete. Unter ihnen bestanden dieselben Ursachen, wie jetzt unter den isolirten Bewohnern des unfruchtbaren West-

landes Südafrika's. Selbst die Geschichte wirft ein Licht auf diesen Gegenstand. So lange die alte Ordnung der Dinge dauerte, blieb der Lazarus unverändert in Intensität und Ausbreitung. Er milderte sich jedoch und verschwand zum großen Theil während der großen Völkerbewegungen, deren Schauplatz der Orient war und durch welche die engen Grenzen, in welchen Stämme, Secten und kleine Communen sich Jahrhunderte bewegt hatten, gebrochen und prädisponirende Ursachen in Constitution und socialen Verhältnissen nach und nach getilgt wurden.

Die sociale Gestaltung des Menschengeschlechtes bedingt das Erscheinen und Verschwinden gewisser Krankheiten und die Annahme, daß die Epidemie des schwarzen Todes im vierzehnten Jahrhundert auf der nördlichen Halbkugel den Aussatz getilgt, ist ebenso unwahrscheinlich als unnöthig, da die Erzeugung einer neuen Krankheit nicht zur Tilgung einer alten erfordert wird. Wohl verbreitete sich der Aussatz über Europa durch jene Völkerbewegungen und begleitete die Römer und Araber in ihren Eroberungen; allein er artete sehr bald in mildere Formen aus und verschwand bis auf wenig Fälle, die sich meistens auf Elephantiasis beschränkten, endlich gänzlich, nur nicht aus solchen Landstrichen, wo geographische Eigenthümlichkeit und Lebensweise der Bewohner, ähnlich der oben angegebenen, zur Fortdauer der Krankheit beitrugen, wie z. B. im Taurus, in Scandinavien und den einsamen Thälern Spaniens.

Wir zweifeln, daß es ein anderes Land giebt, in welchem unter einer gleich großen Anzahl Bewohner ebenso viel Fälle von Syphilis, Krebs und Aussatz vorkommen als in dem westlichen Theile der Colonie, und in den nordwestlichen Ländern jenseits der Grenze. Setzen

wir Syphilis als etwas Zufälliges bei Seite, so zwingt uns doch das häufige Vorkommen des Krebses und Aussatzes gewiß zu der Annahme, daß etwas diesen Ländern, diesen Menschen Eigenthümliches vorhanden sein müsse, was die häufige Erzeugung dieser Krankheiten begünstigt, sollte man abgeneigt sein, unserer früher ausgesprochenen Meinung beizupflichten. Den meisten Reisenden, wenn sie nicht zufälligerweise Aerzte sind, bleibt das außerordentlich häufige Vorkommen beider Krankheiten natürlich unbekannt, vorzüglich aber die Ausbreitung des Aussatzes, weil sehr viele Aussätzige geheim gehalten werden; denn eine Familie isolirt lieber einen mit Aussatz Behafteten, als ihn unter der seltsamen Gesellschaft von Aussätzigen in Hemel und Aarde ausgeschlossen und ihnen für immer unzugänglich zu wissen. Solche Unglückliche werden zuweilen mit unsäglicher Besorgniß vor aller Welt verborgen gehalten, denn käme ein solcher Fall zu den Ohren der Behörde, so müßte der Aussätzige dennoch sogleich nach dem Asyl. Wir erinnern uns folgenden Falles: Ein Boor wurde vom Aussatze heimgesucht; sobald sein Unglück keinen Zweifel mehr zuließ, baute er sich einige Hundert Schritte von seinem Bauerhofe eine Hütte. Diese bewohnte er für immer abgesondert von seiner Familie. Ungefähr Hundert Schritte von der Hütte war ein Stein, wo Nahrung, Holz und andere Bedürfnisse niedergelegt wurden, die er sich dort abholte. Er hatte der Familie unter der feierlichsten Warnung verboten, sich nie über diesen Stein seiner Hütte zu nähern. Morgens und Abends winkte er seiner Familie Grüße zu. Man kann sich nichts Traurigeres, nichts Melancholischeres denken, als diesen Fall. So lebte er vierzehn Jahre, ehe der Tod diese heroische Selbstverbannung beendigte.

Der Giftdoctor.

Unter diesem Namen üben Eingeborne eine seltsame Praxis aus, welche auf Heilung von Vergiftungen durch den Biß giftiger Thiere und überhaupt durch animalische und vegetabilische Gifte, die in jenen Ländern vorkommen, ausschließlich beschränkt ist.

Bekanntlich sind mehrere Sorten giftiger Schlangen und eine Unzahl Scorpionen, Spinnen und Scolopenders am Kap der guten Hoffnung und noch mehr in den nördlich liegenden, angrenzenden Ländern einheimisch, deren Biß oder Stich man aus Erfahrung als tödtlich kennt.

Die ausgezeichnete, man möchte sagen specifische, Wirkung des kaustischen Ammoniums hat als Gegengift für solche Fälle unter den mehr civilisirten Bewohnern des Kaplandes verdiente Anerkennung gefunden; allein in jenen öden Küstenländern, die westlich theils noch zur Colonie gehören, theils weiter in die dürre Wüste Afrika's sich erstrecken, wie Namaqualand und die traurigen Oeden des Bosjemenreiches ist kaustisches Ammonium natürlich unbekannt und der Giftdoctor das Factotum, das personificirte Tout ensemble der ganzen Pharmacopöa. Jene unfruchtbaren Strecken, nur dürftig versehen mit armseligen Quellen, die im heißen Sommer meist ganz versiechen; nur selten erquickt durch leichten Regen, sind, außer von wenigen Eingebornen, auch nur spärlich von weißen Männern bewohnt; und da auch diesen Abkömmlingen der alten holländischen Colonisten in ihrer patriarchalischen Einfalt und tiefen Unwissenheit Civilisation fast ebenso fremd als den Wilden, ist auch unter ihnen noch das gebräuchliche und unfehlbare Gegen-

mittel in Vergiftungsfällen obiger Art der Schweiß und Harn des Giftdoctors.

Wie lächerlich dies auch auf den ersten Blick erscheinen mag, dürften die weiter unten angeführten Bemerkungen doch verdienen, mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden.

Vieles ist bereits über den Zauber berichtet worden, welchen die Aegypter, Hindoos, Cingalesen ꝛc. über Schlangen zu besitzen behaupten. Im Allgemeinen hat man, der Erleuchtung des jetzigen Jahrhunderts gemäß, diesen Gegenstand schnell mit Spott abgefertigt und den Zauber als Betrug erklärt. Plinius' Meinung setzen wir als bekannt voraus; ebenso die Mittheilungen, welche Bruce über denselben Gegenstand macht. Bruce erscheint in allen seinen Berichten als ein aufmerksamer und vorsichtiger Beobachter und dennoch glaubt er sich überzeugt halten zu müssen, daß jener Zauber wirklich auf dem Besitz gewisser Geheimmittel beruhe.

Anstatt unsere eigene Meinung über diese wunderliche Sache vorauszuschicken, wollen wir über jene seltsame und mysteriöse Praxis des Giftdoctors lieber einige Beispiele geben, deren Zuverlässigkeit wir verbürgen können, da die unten aufgeführten Fälle sich unter unsern eigenen Augen zutrugen.

Ein Hottentot ward von einer Hornschlange (Vipera cornuta) in den Vorderarm gebissen. Die Zeichen der Vergiftung und ein schnelles Sinken der Kräfte ließen einen tödtlichen Ausgang kaum in Zweifel. Trotz der Verbände, die man fest ober- und unterhalb der Wunde sogleich angelegt hatte, schwoll schnell der Arm bedeutend bis zur Achselhöhle; fast gleichzeitig erschienen grünlich graue Flecken, welche bald in schiefergraue Streifen verschmolzen; die Sprache des Verwundeten wurde

lallend und unverständlich; sein Athem beschwerlich. Der Giftdoctor, ein alter Mozambiker, der nur einige Hundert Schritte von der Hütte entfernt wohnte, wo der dem Tode augenscheinlich verfallene Hottentot lag, trat jetzt ein. Die Gefahr schien mit jeder Minute drohender zu werden. Der Hottentot, dessen gelbgraue Farbe sich in eine schmutzig weiße Tinte verändert hatte, lag regungslos mit geöffneten Augen, doch unbeweglicher Pupille; sein Athem wurde kürzer, beschwerlicher, rasselnd; seine Haut war kalt, klebrig. Ein einziger Blick schien den Giftdoctor hinlänglich über des Kranken Zustand belehrt zu haben. Er rieb sich mit der Hand unter seiner Achselhöhle und strich die mit seinem Schweiße befeuchteten Finger dem Kranken unter die Nase. Ein Zusammenschrecken, ähnlich dem erzeugt durch einen electrischen Funken, war die augenblickliche Wirkung, doch nur von weniger Secunden Dauer. Der Giftdoctor nahm nun seine rothe wollne Mütze von höchst unsauberm Aussehen und knetete ein Stück derselben in einigen Löffeln Wassers, bis dieses mit stinkendem Schmutze hinlänglich durchdrungen erschien. Wieder führte er die frühere Anwendung des Schweißes aus, jedoch ohne die Hand wieder abzuziehen. Jenes Aufschrecken wurde nun andauernder, gewann an Heftigkeit und glich bald leichten Convulsionen; endlich raffte sich der Kranke gleichsam mit außerordentlicher Anstrengung aus großer Schwäche empor, saß auf, blickte wild und verstört umher und bemühte sich zu sprechen. Schnell reichte der Giftdoctor das schmutzige Wasser, welches der Kranke, dessen Kopf man zurückgebogen, um ihm die Mischung bequemer in die Kehle schütten zu können, auch, obwohl mit Beschwerde, schluckte. Darauf sank der Kranke wieder in seinen vorigen Stumpfsinn; die Augen waren jedoch

geschlossen; der fadenförmige Puls hob sich und die Haut gewann an Wärme. Nach ungefähr 15 Minuten reichte der Mozambiker einen zweiten Trank, welchen der Kranke mechanisch, wie im Schlafe, schlürfte. Eine halbe Stunde später sprach der Kranke deutlich und bei vollkommener Besinnung; schwitzte reichlich; fühlte sich sehr ermattet und klagte über Wüstheit des Kopfes und Uebelkeit. Alles dies verminderte sich ohne weitere Anwendung der Mütze, und am darauf folgenden Tage war der Hottentot ganz wohl. Die zwei Punkturen durch die Giftzähne waren genesen und erschienen noch als zwei lichtgraue Punkte.

In einem andern Falle wurde der Giftdoctor selbst verwundet, obgleich es scheint, daß sogar gereizte Schlangen durchaus abgeneigt sind, solche privilegirte Menschen zu beißen. Einer dieser Giftdoctoren wollte eine Puffadder (Cerastes caudalis) fangen. Diese Schlangen werden als die giftigsten der Kapschlangen angesehen, weil der Tod nach ihrem Bisse ungemein schnell erfolgt; auch sind sie bei weitem mehr als andere gefürchtet, weil sie, nicht wie andere Schlangen, nach dem Bisse augenblicklich entfliehen, sondern hartnäckig einbeißen und nur schwer von dem verwundeten Theile zu lösen sind, alles Gift daher stets in die Wunde einfließen kann. Die Cerastes schnellte sich rücklings — die eigenthümliche Weise, in welcher solche Schlangen sich auf ihr Opfer werfen — aus einer Entfernung von mehr als zehn Fuß auf diesen Menschen und hing festgebissen am Ballen des Daumens. Mit Mühe zog er sie ab; der eine Giftzahn jedoch brach aus und blieb in der Wunde hängen; der andere verursachte einen Riß in der Haut, welchen ein zähes, lichtgrünliches Gift bedeckte. Dieser Mensch entfernte den Giftzahn, doch ließ er das Gift

eintrocknen; blieb unter Beobachtung fast einen ganzen Tag, wandte kein Mittel an und befand sich durchaus wohl. Tags darauf waren die Wunden fast genesen.

Erzählen wir einen andern Fall, der unser Interesse in bei weitem höhern Grade erregte.

An einem heißen Sommernachmittage erspähte man in einer kleinen Ansiedelung im Westlande eine große Naja (Cobra de Capello). Leute liefen von allen Seiten herzu: der Eine wollte sie niederschießen, der Andre steinigen. Da die Schlange sich an einer langen hohen Mauer befand und sich von allen Seiten eingeengt sah, erhob sie sich, nachdem sie vergeblich versucht in ein Loch zu schlüpfen, zur Manneshöhe, mit plattem Kopfe und aufgeblasenen Augen, dem Ausdrucke der Wuth. Ungefähr ein Hundert Schritte entfernt kam gerade in diesem Augenblicke ein Neger aus einem Hause, der allgemein als ein Giftdoctor bekannt war. „Apoll", schrieen Alle, „komm, fang die Copercapelle!" Apoll lächelte und kam näher, während die Schlange wiederholt aufbäumte und nach allen Seiten zischte, unentschlossen, allem Anscheine nach, in welcher Richtung sie hinwegschlüpfen solle. Da schien der Wind, vor dem Apoll sich befand, die Schlange zu treffen und augenblicklich sank sie zusammen und versuchte in unverkennbarer Unruhe sich in den Spalten der Mauer zu verbergen. Je näher Apoll kam, desto angstvoller wandte sich die Schlange; und als Apoll sich endlich über sie beugte, sank sie auf einen Haufen zusammen und wandte und flocht sich mühevoll, während Apoll seine Hand über sie bewegte, als ob er sie magnetisire. Der oberflächlichste Beobachter konnte bemerken, daß die Schlange sich einem gewissen Einflusse, den sie zu fürchten schien, zu entziehen versuchte. Apoll nahm hierauf den Schlangenknäuel auf und legte ihn

auf seinen Kopf. Die Schlange schlüpfte jedoch über Gesicht und Nacken des Negers in großer Hast herunter. Er fing sie von Neuem auf, ergriff sie unter dem Kopfe, öffnete das Gebiß und brach die Giftzähne aus, an deren hohler Wurzel ein licht-smaragdgrüner, klebriger, großer Tropfen Giftes hing, den er behaglich schlürfte. Außer einigen Bewegungen, die rein convulsivisch schienen, bot die Schlange keinen Widerstand. Er flocht sie dann in einen Zirkel und trug sie hinweg.

Gerade dieser letzte Umstand gab Einigen Veranlassung den Schlangenzauber zu bezweifeln und anzunehmen, daß diese Naja von dem Mozambiker abgerichtet gewesen sei, trotzdem daß er in Gegenwart Aller die Giftzähne der Schlange ausbrach. Der Zufall wollte, daß derselbe Apoll schon am nächsten Tage eine 7 Fuß lange Cobra fing, sie in seinen Busen steckte und sie so nach einem Hofe trug, wo ein Affe an einen langen Bambus gekettet war. Apoll warf die Schlange auf den Affen, der sich unter dem jämmerlichsten Gekreisch seines Erzfeindes zu entledigen suchte; allein die Schlange hatte bereits gebissen und nach funfzehn Minuten war der Affe todt. Apoll hatte die Cobra wieder gefangen und in seinen Busen gesteckt: er zeigte uns mehrmals die unversehrten Giftzähne.

Gefährlicher noch als die einfachen animalischen Gifte wie die der Schlangen 2c. sind die mit vegetabilischen Giften gemengten, deren sich die Buschmänner zur Vergiftung ihrer Pfeile bedienen. Große Geschwulst, Auflösung des verwundeten Theiles in eine graue, schmierige, brandige Masse, die Zeichen allgemeiner Vergiftung und Tod sind die sichern oft sehr schnellen Folgen. Unter solchen Umständen äußert das kaustische Ammonium nicht länger seine specifische Kraft und der

Schweiß und in verzweifelten Fällen der Urin des Giftdoctors leisten die erwünschten Dienste.

Während eines Streifzuges gegen die Buschmänner im Jahre 1845 wurden mehrere Colonisten durch Pfeile verwundet. Die Leichtverwundeten schnitten den Widerhaken mit einem Theile der nächsten Fleischumgebungen mit dem Taschenmesser ohne alles Säumen heraus, wodurch der Vergiftung zwar nicht gänzlich, aber doch der größern Gefahr vorgebeugt schien. Schwerverwundete, welche tiefeingedrungene Pfeile nicht entfernen konnten, befanden sich in mißlicher Lage. Einer war durch die Schulter geschossen und starb binnen vier Stunden. Ein Anderer fast gleichzeitig im Schenkel verwundet, war zu selbiger Zeit so hinfällig, daß auch er dem Tode verfallen schien. Befestigt zwischen zwei schnellen Pferden brachte man ihn nach der nächsten Station in der Colonie, wo ein sogenannter Giftdoctor seine Wohnung hatte, denn das Commando war weder mit Giftmütze noch Ammonium versehen. (Commando wird eine bewaffnete Macht von Colonisten genannt, welche einen Streifzug unter die Eingebornen machen. Sie tödten bei einer solchen Gelegenheit, verbrennen und verwüsten, was ihnen unter die Hände kommt: das Vergeltungsrecht wird oft mit großer, ja grausamer Rücksichtlosigkeit ausgeübt.) Der Verwundete war wie ein Todter bei seiner Ankunft: äußerst hinfällig, fast bewußtlos, kalt, der verwundete Schenkel geschwollen und grau marmorirt. Der Giftdoctor ließ ohne Zaudern und ohne Delicatesse seinen Urin in eine Tasse, welchen der verwundete Mann auch ohne Widerwillen trank, auch schien keiner der Anwesenden sich über die seltsame Medicin zu verwundern. Der Verwundete genaß.

In demselben Streifzuge wurde ein Bastard auch

am Schenkel verwundet, doch nur leicht. Dieser Mann kam unter ärztliche Behandlung und genoß die beste Pflege. Außer daß ein dünner Eiter aus der Wunde floß und der Schenkel einigermaßen geschwollen war, waren keine Symptome von irgend einer Bedeutung zu bemerken. Allein am dritten Tage hatte sich die Wunde, welche jetzt mit einem grauen Hof umgeben erschien, in eine dunkle, schmierige Masse verwandelt. Der Zustand des Bastards wurde bedenklich. Man verabschiedete den Arzt und ließ den Giftdoctor holen, welcher mit dem Absud seiner Mütze rc. den Verwundeten in wenig Tagen herstellte.

Diese Mützen stehen natürlich in bedeutendem Rufe unter den Colonisten der westlichen Provinz. Man zahlt gern für eine wohldurchschwitzte Mütze — je unsauberer sie ist, desto besser — einen holländischen Ducaten. Stücke der Mütze werden dann an solche Familienglieder und Freunde überlassen, welche durch die Dürre genöthigt, mit ihren Heerden im Inlande Weide suchen müssen, wo sie außer dem Bereich eines Giftdoctors sein möchten. Und man verwahrt solche Fetzen sorgfältiger als die köstlichen Medicinen der Huis-Apotheek.

Daß das Gift jener Thiere ganz dieselbe Wirkung auf Thiere wie auf Menschen äußere, haben viele Fälle außer Zweifel gesetzt. Pferde, Rinder, Schafe, Hunde rc. fallen ihnen häufig als Opfer. Hunde scheinen der Gefahr zuweilen zu entlaufen, wenn sie von einem gewissen Gegengift fressen können, denn man hat bemerkt, daß sie, nach solcher Verwundung, sogleich in das Feld laufen, an besondern Büschen kauen und dann mit Geschwulst und temporärer Lähmung davon kommen.

Der Eigenthümer eines Bauernhofes, dessen nächste Umgebung von einer großen Zahl Schlangen sehr be-

lästigt wurde, hielt eine Meute Bastard-Bullenbeißer, die jede Schlange wüthend angriffen und, unbekümmert um Verletzung, zerrissen. Die Hunde liefen nach dem ersten Angriff sogleich in das Feld und fraßen von gewissen Büschen. Sie schwollen dann und lagen einen halben Tag wie todt. Dann genasen sie langsam wieder. Später schienen sie sich um Verletzung gar nicht mehr zu bekümmern, noch ihre Zuflucht zu jenen vegetabilischen Gegengiften zu nehmen, noch überhaupt vom Bisse der Schlangen ferner zu leiden.

Welche Gegenmittel jene gewaltigen animalischen Gifte so vollkommen neutralisiren können, ist bisher reine Vermuthung geblieben. Auf der einen Seite ist man wenig geneigt, der seltsam klingenden Belehrung, die ein Eingeweihter (der Giftdoctor) zu geben bereit sein möchte, Glauben beizumessen; auf der andern Seite ist jenes Heilverfahren so wunderlich und so ekelhaft und widerstrebt unsern vorgefaßten Meinungen von altväterischen Recepten und homöopathischen Hieroglyphen so sehr, daß nur Wenige es der Beachtung oder wissenschaftlicher Forschung werth halten dürften.

Diese Giftdoctoren machen von ihrem Geheimnisse nur in Vergiftungsfällen Gebrauch und vermessen sich nicht andere Krankheiten heilen zu wollen; sie sind daher von den gewöhnlichen farbigen Doctoren und Zauberern zu unterscheiden. In ihrer äußern Erscheinung haben diese Menschen nur das Bemerkenswerthe, daß die Conjunctiva ihrer Augen und ihr Speichel immer gelblich erscheint, jedoch ohne deshalb krank zu sein. Sicher ist es, daß sie sich nach dem vorläufigen Gebrauche gewisser Mittel furchtlos und gefahrlos dem Bisse giftiger Thiere aussetzen und der europäische Stubengelehrte dürfte sich einer allzugroßen oberflächlichen

Uebereilung schuldig machen, wollte er die deutlichste Evidenz der oben erzählten Fälle dadurch abfertigen, daß er den Giftdoctor des Betruges oder der Täuschung beschuldigt.

Daß der Körper solcher Giftdoctoren von einem Etwas durchdrungen sei, welches nicht allein das Gift jener Thiere, in einen andern Organismus übergeführt, neutralisiren kann, sondern sogar auf jene Thiere dieselbe Wirkung zu äußern vermag, wie ihr eigenes Gift auf andere Körper, dürfte aus Folgendem sich ergeben.

Spinnen sind so außerordentlich zahlreich in jenen Ländern, daß keine Stroh- oder Binsenhütte, in welchen die meisten Farbigen noch leben, angetroffen wird, ohne von solcher unwillkommener Gesellschaft in großer Zahl bewohnt zu werden. Solch giftiges Gewürm pflegt die Hütten der Giftdoctoren unbesucht zu lassen.

Wir haben oft dem Versuche beigewohnt, einen Lappen von der Kleidung eines Giftdoctoren auf eine große giftige Spinne zu legen. Jeder andern Annäherung würde die Spinne mit schnellem Sprunge und Bisse zu begegnen gesucht haben, während sie bei Annäherung des stinkenden Lappens sich ängstlich wie gegen eine lähmende Kraft zu sträuben schien. Blieb der Lappen nur kurze Zeit auf ihr liegen, so wurde sie betäubt und regungslos; blieb er längere Zeit liegen, so starb die Spinne. Dieselben Experimente mit Schlangen angestellt ergaben ein ähnliches Resultat. Mit abgeplattetem Kopfe und funkelnden Augen begegneten die Schlangen jeder Annäherung, während sie vor der seltsamen Waffe eines schmuzigen Lappens von der Kleidung eines Giftdoctors in unverkennbare Angst geriethen, sich krümmten und eiligst zu entfliehen suchten.

Ueber die Studien eines solchen Giftdoctors ver-

mögen wir nur sehr Weniges und Unzuverlässiges mitzutheilen. Diese Herren gebrauchen die Schlangenwurzeln (Garuleum bipinnatum Less.) in frischem Zustande, doch in welcher Art der Anwendung können wir nicht sagen; häufiger gebrauchen sie ein großes zwiebelartiges Gewächs (vielleicht die Buphone toxicaria), mit dessen Safte sie ihren ganzen Körper einzureiben pflegen. Der Schleim dieses Knollens erzeugt eine rosenartige Röthe, welche jedoch bald wieder verschwindet. Innerlich nehmen sie auch den ausgedrückten Saft dieses Giftbollens, wie sie es nennen, jedoch nur in kleinen Quantitäten, weil größere einen Wechsel von Stupor und Raserei veranlassen, der schreckenerregend ist.

Während der Neophyt in die Mysterien eingeweiht wird, leidet seine Gesundheit unbezweifelt, doch nur sehr kurze Zeit. Sobald er für giftfest gehalten wird, muß er sich allerlei Proben unterwerfen. Man läßt ihn durch Spinnen und Scorpionen, deren Gift man als minder heftig in Erfahrung gebracht hat, anfänglich verwunden und geht nach und nach zu den giftigeren dieser Thiere über. Jedem üblen Effecte wird durch die vorgenannten Gegengifte begegnet, so daß der Neophyt keine Gefahr läuft, das Experiment mit dem Leben zu bezahlen. Immer wird dem Gifte jedoch die möglichst längste Zeit gelassen, um zu sehen, ob der Neophyt ohne das Gegenmittel durchkommen werde, und der Experimentalist ist dann oft in einem so hinfälligen Zustande, daß seine Wiederherstellung sehr fraglich erscheint. Denn nur bei der dringendsten Gefahr wird das Gegengift gereicht.

Als Curiosum fügen wir bei, daß solchen Thieren Tabak die widerlichste und gefährlichste Substanz zu sein scheint. Flößt man einer Schlange etwas Tabaksöl des Pfeifenschlauches, jene unreine Nicotine, in den Ra-

chen, so stirbt sie fast augenblicklich; streicht man es ihr äußerlich an, so fällt sie in Zuckungen und stirbt nach einiger Zeit. Gegen den Biß minder giftiger Thiere, der außer vorübergehender Uebelkeit und örtlicher, vielleicht heftiger Entzündung an der Stelle der Verwundung keine bedenklichen Folgen erregt, bedienen sich die Colonisten mit schnellem und sicherm Erfolge der gewärmten feuchten Tabaksblätter.

Folgende Anekdote, deren Glaubwürdigkeit keinem Zweifel unterliegt, wird die Wirksamkeit des Tabaks genügend darthun. Einige Bauern, die auf der Reise durch einen unbewohnten Landesstrich von der Nacht überfallen wurden, ehe sie einen jener weißen Nomaden erreichen konnten, welche ihr Zelt immer von einem Orte zum andern versetzen, wo etwas bessere Weide für ihre Heerde sich zeigt, hatten ihr Nachtquartier bei einigen Büschen an einer halbvertrockneten Pfütze aufgeschlagen, ein Ort, der den Reisenden nichts zu wünschen übrig ließ, denn sie hatten Wasser, obschon grün, urinös-stinkend und von Myriaden kleiner Würmchen belebt, und hatten Schutz gegen den kalten Nachtwind, welcher schneidend kalt sich schon in den heißen Dampf schob, der dem erhitzten Boden entstieg. Nach kurzem einfachen Abendbrod und einigen Pfeifen Tabak legten sich die Männer in ihre Capoten eingehüllt endlich schlafen. Auch ihre Pferde lagen nicht weit von ihnen in gleich süßer Ruhe und spitzten nur von Zeit zu Zeit das Ohr, wenn der weinerliche Schrei des Jakals über die einsame Ebene hallte. Der Morgen tagte und die Schläfer begannen sich zu rühren. Einer von ihnen saß auf und schaute um sich. „Oom Clas!" rief er einem alten Boor zu, der ihm gegenüber noch regungslos lag, „Oom Clas, der Tag bricht an, wir müssen aufsatteln."

„Neef Jan," erwiderte der Angerufene, seinen Kopf etwas erhebend, „Neef Jan, mach' keinen Spektakel; komm her und sieh', da ist mir im Schlafe ein artig (seltsam) Ding um den Leib gekrochen. Leise, Neef, leise!" Der junge Mann erhob sich. „Oom Clas träumt, ich seh' ja nichts."

„Neef Jan, es ist in der Hose hinaufgekrochen und hat sich um den Leib gewunden. Guter Gott, Neef, es ist eine Schlange, ich fühle jetzt, wie sie sich dreht."

Der alte Boor blieb todtstill liegen, während die andern Booren sich über die Art beriethen, in welcher sich die Schlange entfernen ließe, ohne den Alten der Wuth des dann gereizten Thieres auszusetzen. Plötzlich reichten sie Einem die Schläuche ihrer Pfeifen und dieser goß das Tabaksöl auf die Taille des alten Mannes aus. Sogleich bewegte sich die Schlange schnell und heftig, denn man konnte sie deutlich durch die emporgetriebene Hose des Boors erkennen; gleichzeitig riß einer der Booren mit einem gewaltigen Ruck die Hose von den Hüften des Alten und eine lange, große Gelbschlange fuhr hervor und beeilte sich zu entschlüpfen. Sie wurde jedoch gesteinigt; sie maß 8 Fuß.

Der alte Boor war unversehrt. Die Schlange hatte wahrscheinlich während der Kühle der Nacht einen warmen Ort gesucht, wie Schlangen es oft in Häusern zu thun pflegen, und war so um des Booren Leib gekrochen.

So geschieht es nicht selten, daß eine Schlange der Schlafgeselle eines Menschen wird. Eine geringe Bewegung des Schlafenden reizt vielleicht die Schlange zum Bisse und der Schläfer erwacht nicht mehr. Man denke sich das Entsetzen einer Frau, welche mit einem Säugling im Arme schlief und durch ein heftiges Säugen

an der Brust aufgeweckt wurde, aber anstatt ihres Säuglings eine große Gelbschlange an ihrer schon leer gesogenen Brust saugen fand. Es ist keineswegs eine Seltenheit, daß Schlangen die Brüste der Weiber aussaugen. Meist kommen die Schlangen, Mäusen nachspürend, durch Mäuselöcher in die Häuser und verfehlen nicht gar bald die Milch der Brüste zu entdecken, für welche sie eine besondere Vorliebe haben.

Kehren wir zur Nicotine zurück. — Einst besuchten wir einen Freund, der kürzlich nahe der Grenze eine wüste sandige Ebene für Schafweide gemiethet hatte, wo dieser Nomade in einem Zelte wohnte, das er der bessern Uebersicht halber auf einem Hügel aufgeschlagen hatte. Dieser Hügel war mit Steinen verschiedener Größe wie besäet und fast unter jedem Steine war das Nest einer Spinne, oder eines Scorpions. Der Hügel schien in der That ein Pandämonium scheußlichen Ungeziefers und als wir unser Erstaunen aussprachen, daß Jemand es wage, in solcher Localität zu leben, vorzüglich zu schlafen, erwiederte der Nomade mit Lächeln, daß er von dieser Gesellschaft nicht incommodirt werde, weil er ein starker Raucher sei und immer um sein Zelt umher seine Pfeife auszugießen pflege; daß er jedoch noch überdem die Vorsicht gebrauche, überall in seinem Bette kleine Stückchen Tabak umherzustecken und seinen Vorrath von Tabak immer unter dem Bette stehen lasse: eine Vorsicht, welche jeder Reisende, der unter freiem Himmel zu schlafen genöthigt sein möchte, nie unterlassen sollte. — Andere Pflanzengifte, wie der Schierling, der Stechapfel u. a. haben keineswegs ähnliche heftige Effecte auf Schlangen, wie der Tabak.

Arge Feinde alles giftigen Gewürmes sind der Secretär (Gypgeramus serpentarius) und der Fiskal, ein

weißer Vogel mit schwarzen Flügeln, kaum von der Größe einer jungen Taube, der nicht, wie der Secretär, solch Gewürm verspeist, sondern nur zerstört. Von einem hohen Steine oder Zweige überschaut der Fiskal sorgsam das Terrain, schießt plötzlich herab und wieder aufwärts und spießt an dem ersten besten Dorn Spinne, Eidechse, Wurm oder Schlange. Auf eine große Schlange stößt er zu wiederholten Malen, bis er sie an mehreren Orten so verwundet hat, daß sie ihm nicht länger gefährlich werden kann und schleppt dann das schwere Opfer, mit für seine Größe unglaublicher Kraftanstrengung, auf einen Busch und ruht nicht, bis daß er sie endlich sorgsam auf den Dornen aufgespießt. — Die Schlangen scheinen ihren Erbfeind sehr wohl zu kennen und fürchten ihn; aber nichts ist erbitterter als der Kampf zwischen beiden, in welchem die Schlange jedoch immer unterliegt.

Verwunderung muß die große Zahl giftigen Gewürmes in Südafrika erregen, eben weil das Land so dürr ist. In den ungesunden sumpfigen Gegenden anderer heißer Länder, z. B. in den Morästen des südlichen Amerika's, am Chagraflusse, an den Marschufern der Mündungen des Ganges; in den giftigen Niederungen Java's, in Loanga, Benguela und überhaupt östlich und westlich in den tropischen Küstenländern Afrika's, leben die giftigsten Thiere wohl in größter Zahl und gerade dieser Umstand dürfte uns eine Muthmaßung über den Zweck solcher Thiere in der großen Oekonomie der Natur erlauben. Erwägt man die Erscheinungen nach dem Bisse giftiger Thiere, findet man, daß, obgleich hier die Symptome plötzlicher Blutentmischung und schnellen Schwindens der Lebenskraft in einem außerordentlich kleinen Zeitraume aufeinander folgen, dennoch eine auf-

fallende Uebereinstimmung stattfindet zwischen diesen Erscheinungen und den Symptomen jener Krankheiten, welche aus den klimatischen Einflüssen ungesunder Gegenden entstehen und in den Tropenländern oft solche Verheerungen anrichten, daß man nicht mit Unrecht Java das Grab der Europäer nennt. Man dürfte sonach annehmen, daß ein enges Verhältniß zwischen den Krankheit erzeugenden Elementen in jenen verderblichen Gegenden und den Giften der Reptilien ꝛc. bestehe; daß jene Thiere der Reinigung der Atmosphäre in solchen ungünstigen Ländern vorstünden, jene giftigen Elemente in sich aufnähmen und verdichteten. Man übersehe nicht die große Zahl Muskiten und Fliegen in solchen Gegenden, deren Lebensprincip durch faulige, giftige Stoffe genährt zu werden scheint. Wie klein auch diese letztern Thiere sind, verstehen sie doch, wie Jeder sich durch tägliche Beobachtung überzeugen kann, eine erstaunliche Masse faulen Stoffes durch Verdauung unschädlich zu machen.

Nun hält man zwar das Klima des Kaps der guten Hoffnung für sehr gesund und seine Luft für sehr rein; doch dürfte man diese Vortrefflichkeit nur auf der südlichsten Spitze Südafrika's und vorzüglich auf den Hochländern finden, wo denn auch nur wenige jener Thiere existiren. Weiter im Inlande wächst deren Zahl; das Klima wird, vorzüglich für den Europäer des höhern Nordens, weniger zuträglich und durch örtliche Cholera und epidemische klimatische Fieber sogar gefährlich. Die Ungesundheit einer Gegend ließe sich daher wohl mit ziemlicher Sicherheit von der größeren oder geringeren Zahl giftigen Gewürmes, die daselbst lebt, von vornherein beweisen.

Der Schlangenzauber wird in Südafrika ebenso wie in Hindostan ausgeübt, wiewohl seltner. Wir erinnern

uns eines Griqua's, welcher seine Kunst auf folgende Weise zu zeigen pflegte. Er ging in den Garten und stieß einen eigenthümlichen trillernden Pfiff aus; bald darauf krochen Schlangen von verschiedenen Seiten auf ihn zu, den Kopf ungefähr einen Fuß über den Grund erhoben, als ob sie ihn aufmerksam betrachteten. Immer tönte, aber leiser, der pfeifende Triller; die Schlangen krochen an ihm hinauf und wanden sich um seinen Körper. Es war ein wahrhaft scheußlicher Anblick. Dieses Spiel trieb er, bis auf einem neuen grellen Pfiff die Schlangen sich schleunig loswanden und hinwegkrochen. Versuche, die wir mit einigen dieser Schlangen machten, bewiesen, daß die Giftzähne nicht ausgebrochen waren, denn Hühner, welche wir durch solche Schlangen beißen ließen, starben nach wenig Minuten. Ueberdies wäre zu bemerken, daß dieser Griqua zuweilen Wochen, selbst Monate lang von dem Orte abwesend war, wo er seine Kunst zu zeigen pflegte, und es ist kaum anzunehmen, daß eine Schlangengesellschaft, selbst zugegeben, daß diese Thiere gezähmt und abgerichtet gewesen wären, seine Rückkehr abgewartet, oder ihn nach jedem andern Orte begleitet hätten, wo er seine Zauberei mit gleichem Erfolge ausführte. Es wäre auch nicht überflüssig beizufügen, daß dieser Mensch von seiner Zauberei kein Gewerbe machte, sondern sie lediglich zum Zeitvertreib, zur Belustigung ausübte. Von eigenem Interesse, von Bezahlung für seine Wunderthaten, war keine Rede. Wenn man diesem Menschen eine Schlange bezeichnete, die man unversehrt zu besitzen wünschte, brachte er sie lebendig nach Hause, empfahl aber immer die äußerste Vorsicht, da er kein Gegengift gegen ihren Biß besitze, wie die gewöhnlichen Giftdoctoren.

Schließen wir diesem Gift-Kapitel noch einige Bemerkungen über zwei Thiere an, welche nicht minder gefürchtet sind als die giftigste Schlange, nämlich das Geetje und die Bymot oder der sogenannte Bienenteufel.

Das Geetje ist ein kleines, schwarzes Thierchen, einer Eidechse ähnlich, ungefähr zwei Zoll lang, welches sich gern in altem verwittertem Holze und verfallenen Gebäuden aufhält. Wie alle Eidechsen ist es schüchtern und entflieht bei Annäherung eines Menschen schnell; daher ein Biß von ihm eine Seltenheit und dessen Tödtlichkeit von Manchem als eine Fabel betrachtet worden ist. Alle Eingeborne fürchten sich vor ihm, wie gesagt, mehr als vor einer Schlange, denn sein Biß ist unbezweifelt und außerordentlich schnell tödtlich.

Wir erinnern uns folgenden Ereignisses. Ein Soldat kehrte mit einem Bündel dürren Holzes auf der Schulter heim aus dem Felde. Wenige Schritte von dem Hause warf er schnell das Bündel nieder und griff nach seinem Nacken; dann strauchelte er, schritt jedoch weiter; eine Ohnmacht schien ihn zu erfassen und todt fiel er auf der Schwelle des Hauses nieder. Am Nacken fand man eine kleine bläuliche Bißwunde und im Holzbündel ein Geetje, dessen Biß von Jedermann für die Ursache des schnellen Todes angesehen wurde.

Ein merkwürdiger Umstand ist es, daß diesem Thiere, wenn es gereizt wird und weder entfliehen noch beißen kann, der größere Theil seines Schwanzes abfällt, aus Wuth, sagen die Colonisten. Dieser abgefallene Theil schnellt noch mehrere Stunden umher und stirbt gewöhnlich erst bei Sonnenuntergang völlig ab. Das Abfallen des Schwanzes scheint dem verstümmelten Thiere keineswegs zu schaden.

Das Abfallen eines Theiles des Schwanzes haben wir auch an den Scorpionen bemerkt. Wenn diese Thiere längere Zeit gereizt worden waren und vergeblich zu stechen versucht hatten, warfen auch sie einen Theil ihres Schwanzes ab. Da der Stachel gleichzeitig auf diese Weise verloren geht, sind die Scorpione dann gefahrlos und man kann die abgebrochene Fläche gemächlich betrachten. Die Fläche erscheint glatt, als wäre der abgefallene Theil nur angeleimt gewesen.

Die Bymot ist ein Insect, welches von einem Ende der Flügel bis zum andern gewöhnlich von 3 bis 4 Zoll mißt. Auf seinem Körper trägt es wie der Bombyx eine Todtenkopf-ähnliche Zeichnung. Sein Stich wird für schnell tödtlich gehalten. Gefährlich ist sein Stich, obgleich nicht in dem Grade, als angenommen: er erzeugt eine Art Carbunkel, welche in Brand übergehend den Tod herbeiführen kann. Manche Geschichte wurde uns erzählt von Menschen, Pferden und Rindern, die unter den Angriffen dieses gefährlichen Insectes ihren Tod fanden, allein Fälle solcher Art sind nie zu unserer eigenen Beobachtung gekommen, obgleich wir an der Glaubwürdigkeit obiger Geschichten zu zweifeln keine Ursache hätten. Wenn die Eingebornen die Bymot in einem Bienenstocke hören, wo sie ihre Zerstörungen anrichtet, fliehen sie mit Entsetzen. Dies Summen ist dem tiefen Tone eines Metallinstrumentes ähnlich. Die Furcht der Eingebornen vor diesem Insecte ist leicht zu begreifen, weil kein Entfliehen vor diesem eingefleischten Teufel möglich ist, wenn er einmal seine Angriffe begonnen hat: Schlagen, Fiehen, nichts hilft; immer greift das tönende Ding an, bis es sein Opfer verletzt. Sieht man eine ungewöhnliche Bewegung unter den Bienen und vernimmt dieses tönende, tiefe Sum-

men in dem Neste, thut man wohl, sich schleunigst zu entfernen.

Viel giftiges Ungeziefer hält sich in den Strohdächern der Häuser auf, denn fast alle Häuser im Innern des Landes sind mit Stroh gedeckt, in welchem solche Thiere ihre zahlreichen Nester haben. Unter den Spinnen verdient eine große gelbe der Erwähnung, die in Bezug auf Gift zwar harmlos ist, aber die Gewohnheit hat, dem schlafenden Menschen die Haare glatt auf der Haut abzufressen. Es geschieht daher nicht selten, daß Jemand beim Aufstehen eine oder beide Augenbrauen vermißt, oder die Hälfte seines Kopfes kahl gefressen findet.

Ein sehr lästiges Thier ist eine große blaue Wanze, ungefähr von der Größe des Daumennagels, deren Biß dem Menschen äußerst schmerzhafte Geschwülste und Fieber veranlaßt, Hühnern aber, welche die vorzüglichsten Gegenstände ihrer Angriffe sind, immer den Tod verursacht. Wenn sich eine solche Wanze an den Beinen eines Huhnes festgebissen hat, stirbt das Huhn in kurzer Zeit unter Zuckungen.

Ueberhaupt sind Gifte, sowohl animalische als vegetabilische, in solcher Unzahl vorhanden, daß jedes Leiden, dessen Charakter nicht zu erkennen ist, von den Bewohnern des Inlandes für Vergiftung angesehen und als solche behandelt wird und in vielen Fällen keineswegs mit Unrecht.

Tsanuse. (Der Kafferdoctor.)

Zwischen dem Giftdoctor der westlichen Stämme, so wie er bereits beschrieben worden, und dem Tsanuse ist folgender Unterschied: Beide heilen; doch dehnt der Tsanuse seine Praxis auf alle Krankheiten aus, ohne daß er die vorgenannten Antidote gegen den Biß giftiger Thiere besitzt; während der Giftdoctor sich nur auf Vergiftungszufälle beschränkt. Man bestimmt den klügsten Jungen zu einem Tsanusen und sucht in ihm zeitig schon ein Würdegefühl für seine hohe Bestimmung zu erwecken, indem man ihm sagt, daß er zu einem Tsanusen geboren sei. Solch kluger Junge begreift nun frühzeitig bereits, daß er durch allerlei Gaukeleien der unwissenden Menge zu imponiren habe: er beginnt allerlei seltsame Dinge zu träumen, von wilden Thieren, von Löwen, Tigern und Wölfen, aber vorzüglich von Schlangen, denn in ihnen wohnt der Geist seiner Vorväter und Häuptlinge. Der Tsanuse-Aspirant zollt den Schlangen daher besondere Aufmerksamkeit und beschäftigt sich mit ihnen, wo er nur kann, aber immer mit Ehrerbietung. Inzwischen träumt er fort; geberdet sich seltsam; stürzt sich zuweilen plötzlich ins Wasser; fällt in Verzuckungen und schnattert unverständliches Zeug, bis er seine Umgebung überzeugt hat, daß er nun hinlänglich besessen und reif geworden ist, ein Tsanuse zu werden. Nun wendet sich der kluge Jüngling an einen wirklichen Tsanuse, dem er eine Ziege oder ein Rind als Honorar für Belehrung bietet. Bei diesem Tsanuse bleibt er einige Zeit, empfängt dann eine Menge starkriechender Wurzeln, genannt Impepo, und erhält eine Schlange um seinen Hals als Zeugniß, daß er für tiefere Mysterien hinlänglich vorbereitet sei. Nun geht er zu einem größern Tsanuse, von welchem er für ein größeres Hono-

rar von zwei oder mehr Rindern weiter belehrt wird und mehr Medicin und Wurzeln empfängt, die er in seiner Hütte aufhängt oder um seinen Leib gereiht trägt. Endlich genügend unterrichtet practicirt er darauf selbst als Tsanuse und wird als ein neuer Mensch bezeichnet, der einen neuen Geist empfangen. Diese Umgestaltung nennen die Kaffern, wie die Mondphasen, — Ukutwasa.

Die Medicamente dieser Tsanusen bestehen im Allgemeinen in unschädlichen Aufgüssen von Kräutern und Wurzeln. Gewöhnlich handeln diese Heilkünstler auch mit allerlei albernen Amuleten, denn sie beanspruchen den Besitz übernatürlicher Mittel, und da sie durch großen Scharfsinn befähigt sind, die Abergläubischen in Erstaunen zu setzen, ist ihre Verbindung mit dem Teufel und den Geistern der Verstorbenen außer allen Zweifel gestellt, denn nur auf solche Weise, glaubt der gemeine Kaffer, sei es möglich, solche außerordentliche Kenntnisse zu erlangen. Die Tsanusen zaubern jedoch nur zur Heilung, nie zum Nachtheile von Menschen und Thieren, wie die Umtakati, von welchen wir weiter unten sprechen werden.

In ihrer Haltung sind die Tsanusen ernst, einsylbig und voller Salbung; und wie unsere Doctoren, die immer noch nicht ohne den Doctorstock fertig werden können, jenem Knüttel mit dem Knochengriffe, den sie mit solcher Würde zu balanciren verstehen, tragen auch die Tsanusen einen Zauberknüttel, woran man ihren Beruf schon erkennen würde, trügen sie auch nicht so viel Kraut und Holz an sich herum, daß sie wie wandelnde Herbarien oder fliegende Apotheken aussehen.

Der Wirkungskreis der Tsanusen ist sehr beschränkt, denn Krankheit ist unter den Kaffern eine seltene Erscheinung und gewöhnlich sind die Kaffern wirkliche

Ideale gesunder Menschen. Meistens sind die Tsanusen daher nur Amuletenhändler, Propheten und Thierärzte. Ihr wichtigstes Geschäft ist die Entdeckung der Umtakati, wovon wir später sprechen werden.

Der Kaffer trägt mit demselben Vertrauen einen Wolfszahn oder andere ähnlich heilkräftige Seltenheit um seinen Nacken, als der gemeine Türke sein Stück Papier mit einem Spruche aus dem Koran verschluckt; ist aber verständig genug, die Hülfe eines weißen Arztes aller Kunst seiner eigenen Doctoren vorzuziehen, ein Beweis, daß er weniger einfältig und abergläubisch ist, als man nach den groben Gaukeleien der Tsanusen und Umtakati erwarten sollte. Weibliche Quacksalber duldet er nicht, was nicht zu verwundern ist, da der Kaffer ja noch so tief unter der Civilisation des Europäers steht.

Umtakati. (Kafferzauberer.)

Der Umtakati ist von dem Kafferdoctor in so fern verschieden, als er, obwohl er einige Kenntniß der Heilkräfte einheimischer Wurzeln und Kräuter besitzt, doch nur zuweilen Hailversuche macht und ein wirklicher Giftmischer ist oder zu sein strebt. Jeder große Kraal (Dorf) hat seinen Umtakati, dessen vorzüglichstes Geschäft es ist, irgend einem feindlichen Kraale vermöge seiner Zauberei Schaden beizufügen. Aus schädlichen Substanzen bereitet er eine Zaubermasse, Ubuti genannt, welche er heimlich anwendet, um Krankheit oder Tod unter Menschen oder Vieh zu veranlassen. Wenn daher der Mann, das Weib, das Kind, oder der Ochs erkrankt, sagt man, sie seien bezaubert, und die Person, welche sich solchen Verbrechens schuldig gemacht hat, ist daher leicht ausfindig zu machen. Die Art, den Zauberer zu entdecken, ist die folgende.

Wenn in irgend einem Kraale Jemand verdächtigt wird, daß er ein Umtakati sei und daß er einen Menschen oder ein Vieh, dem Kraale zugehörig, bezaubert habe, beschließen die Bewohner des Kraales und der Umgegend, einen Tsanuse zu consultiren. Alle müssen gehen, denn wer sich weigern sollte mitzugehen, würde Verdacht auf sich ziehen. Der Tsanuse lebt vielleicht fern; er nimmt zur Zeit einer Reise ein mysteriöses Betragen an und sagt ihre Ankunft vorher.

Angekommen sitzen sie nieder und grüßen. Der Tsanuse tritt nun unter sie und gebietet ihnen den Boden mit ihren Kirries zu schlagen. Man nennt dies Ukubula. Wiederholt ruft er aus: Jezwa, jezwa! hier, hier! — Dann theilt er ihnen mit, wer der Umtakati sei; wer sein Vater; wenn und wie er seine Missethat verübt ꝛc. und macht eine so umständliche Mittheilung, daß, da er den Beschuldigten zuvor nicht gesehen hatte, kein Zweifel stattfindet, daß er nicht ein großer Tsanuse sei.

Sollte er jedoch den Umtakati mittelst der Ukubula nicht ausfindig machen können, so stellt er die Gäste in einem Zirkel um sich und sagt ihnen, daß der Geist nicht sprechen wolle ohne den Tanz, den er nun beginnen müsse. Er nimmt ein Bündel Assagais und Kirries und bindet sie um seinen Leib, wie auch Schwänze wilder Thiere; bindet Schlangenhäute und kleinere Felle um alle Gelenke und steckt Geierfedern in sein Haar, und macht dann in der That eine teuflische Figur. So ausgerüstet beginnt er seinen Zaubertanz und seine Beschwörungen, und arbeitet sich dabei in eine solche Extase von Verzerrungen, Sprüngen und Fratzen, daß die Zuschauer mit Schrecken einen Zustand betrachten, unter welchem allein der Geist dem Umtakati die nöthi-

gen Mittheilungen zu machen geneigt ist. Darauf bezeichnet er irgend Jemand als den Umtakati und der unglückliche Beschuldigte bekennt auch in den meisten Fällen sogleich das Verbrechen; denn leugnete er, gewönne er nichts: man würde ihn foltern, bis daß er bekennt oder stirbt; der Tod ist die sichere Folge, und um langsame Qual zu vermeiden, bekennen sich die meisten Opfer des Aberglaubens sogleich zu einem Verbrechen, das sie nicht begangen: bekennen nach Art aller Gefolterten, um sich aus einem Zustande sofort zu erlösen, wo der Tod Wohlthat wird. Der Ausspruch des Tsanuse ist sonach immer unfehlbar.

Allen Leidenschaften des menschlichen Herzens, der Eifersucht, des Hasses, der Habsucht, der Rache ist hier ein weites Feld zu reger Entwickelung und sichrer Befriedigung eröffnet, und wenn politische oder andere Gründe es wünschenswerth erscheinen lassen, einen Menschen aus dem Wege zu räumen und des Tsanusen Ausspruch nicht auf ihn fallen sollte, wendet man sich weiter an einen größern Tsanuse, bis der alleinig wahre, der gewünschte, Ausspruch erlangt ist.

Unter den Amakosa's besteht im Allgemeinen ein milderes Gesetz: der Umtakati wird nicht getödtet, sondern nur ausgestoßen und für immer geächtet. Sein Vermögen, seine Ochsen, Weiber und Kinder, Alles wird confiscirt. Unter den Zooluhs wird der Umtakati selbst nicht allein getödtet, sondern auch seine Weiber und Kinder; sein Kraal wird zerstört und alle Spuren seiner Existenz vom Angesicht der Erde vertilgt — der Verurtheilte wird *aufgegessen*, sagen die Kaffern.

Im Jahre 1849 grassirte ein epidemisches Fieber in Natal, dem weiten Reich des Zooluh-Häuptlings Panda. Er selbst erkrankte, wie auch seine Weiber, Schwestern

und viele andere Anverwandte des königlichen Hauses. Die Tsanusen wurden herbeigerufen und die schlimmsten Leidenschaften fanden Befriedigung. Ein Weheruf zog durch das Land, denn der Opfer des Aberglaubens waren viele: den Familienvater mit seinen Kindern, den kleinen Häuptling mit seinem kleinen Gefolge; die zarte Jugend; das hülflose Alter — Alle riß der Strom des Aberglaubens und seiner verschwisterten Leidenschaften vernichtend hinweg.

Trotz des gerühmten Einflusses der Missionäre und trotz der Bemühungen des englischen Gouvernementes (die Holländer bekümmerten sich nie um solche Bagatellen), diesen barbarischen Criminalprozessen Schranken zu setzen, wird noch immer die Folter mit aller erdenklichen Grausamkeit unter den Kaffern angewandt. Die verschiedenen Arten derselben sind entsetzlich: Man bedeckt den vermeintlichen Verbrecher mit schwarzen Ameisen; sperrt ihm den Mund auf mit einem Stück Holz und legt ihn mit dem Kopfe auf einen Ameisenhaufen; man bindet ihn an Pflöcke, die man in den Grund getrieben; streckt ihn, bestrichen mit Honig, auf der Erde aus und giebt ihn den Stechfliegen und andern Insekten Preis; man legt ihm glühende Steine auf den Leib und bratet ihn zwischen erhitzten Steinen; man steckt ihm beißende Würmer in die Ohren und verklebt diese. Hierzu kommt noch eine lange Reihe nicht nennbarer Unmenschlichkeiten: würdige Beiträge zur Justiz des Mittelalters im civilisirten Europa. Da der Tod in solchen Umständen das geringere Uebel ist und der Beschuldigte sich daher lieber sogleich zu dem Verbrechen bekennt, hat sich der Glaube an den Zauber und an die Untrüglichkeit des Tsanuse noch in seiner alten Stärke erhalten.

Die entsetzlichsten Qualen pflegt der Kaffer mit unerschütterlicher Ruhe zu ertragen und ist er auch in dieser Beziehung ein würdiges Gegenstück der rothen Wilden Amerika's.

Wenn ein Kaffer auf diese Weise gemordet worden; wenn seine Familie gleiches Schicksal erlitten, oder seine Frauen und Töchter dem Harem des Häuptlings beigezählt worden sind; wenn das Eigenthum confiscirt; der Garten niedergebrannt; der Kraal geschleift; kurz jede Spur seiner Existenz vertilgt ist, so sagen, wie wir schon bemerkten, die Kaffern: Er ist aufgegessen worden. Eine gewöhnliche Drohung des englischen Gouvernements, die leicht verständliche Kafferphrase adoptirend, ist: den einen oder andern *rebellischen Häuptling aufzuessen*, eine Kriegserklärung, deren Bedeutung dem Kaffer nur zu wohl bekannt ist.

Glückt es einem Elenden solcher Kaffergefräßigkeit zu entfliehen, so ist er für immer geächtet; wird weder Aufnahme in einem andern Stamme finden, noch je erwarten dürfen, einst später in seinem eignen Stamme wieder zugelassen zu werden. Die Fingoes, welcher wir weiter unten gedenken wollen, wurden auf diese Weise aufgegessen. Zerstörte Kraale und verwüstete Gärten bezeugen, daß das Aufessen noch keineswegs aus der Mode gekommen ist.

Außer den aufgegessenen Fingoes, welche allenthalben in den Grenzbezirken zerstreut leben, befindet sich an der östlichen Grenze des Bosjemenlandes noch ein Stamm aufgegessener Kaffern, denen das brittische Gouvernement einen öden Feldstrich und ein wüstes Gebirge — die *Bramberge* — zur Wohnstätte angewiesen hat. Das brittische Gouvernement beabsichtigte bei der Wahl dieser Localität, den häufigen Einfällen der Buschmänner

durch diese zwischen ihnen und den Colonisten liegenden Kaffern Einhalt zu thun; allein es scheint, daß dieser Zweck nie erreicht wurde. Der Stamm, obschon unter dem mächtigen Einflusse eines deutschen Missionars, scheint sich nicht der zuverlässigsten Loyalität rühmen zu können. Die Colonisten in der Umgegend dieser Kafferansiedelung behaupten, daß es ein Diebesnest sei und hatten sich im jüngsten Kafferkriege auf das Schlimmste gefaßt gemacht, da sie an dem Einverständnisse dieser freundlichen Kaffern mit ihren Landsleuten in Caffraria nicht zweifelten. Der Versuch, diese verdächtige Gesellschaft wieder über die Grenze zu treiben, scheiterte jedoch an jener philanthropischen Bethörung, welche im brittischen Senate jetzt Staatsmaxime geworden ist. Philanthropie ist jetzt überall thätig und schleicht sich unter den wunderbarsten Formen in alle Verhältnisse ein, obgleich sie trotz ihrer klingenden Benennung vielleicht ein schlimmerer Jesuitismus sein mag, als je die Welt umstrickte. Aber kein Land ist vielleicht mehr von dieser menschliebenden Hydra heimgesucht als das Kapland.

Bulagatu. (Bula N'Gatu, Regenmacher.)

Diese hochgelahrte Person wird gleichfalls als ein höchst nothwendiges Glied jeder Kaffercommune betrachtet und steht in nicht geringem Ansehen. Der Bulagatu ist weder Tsanuse, noch Umtakati — er macht nur Regen: gewiß ein hoher und segensreicher Beruf in einem heißen und oft lange Zeit dürren Lande. Der Bulagatu ist eine Art Kaffer-Barometer, der Wetter mit ziemlicher Bestimmtheit voraussagt; denn er hat von Jugend auf der Witterungsveränderung sein stetes Studium ge-

widmet und ist vielleicht mit den Gesetzen der Witterungs-veränderungen empirisch besser bekannt, als mancher speculative Europäer. Nach sichern Zeichen, allein nur dem Eingebornen theils verständlich, theils bekannt, schließt er auf Dürre oder auf Regen; Alles hat für ihn Bedeutung: der Zug der Springböcke und Heuschrecken; die größere oder geringere Zahl der Bienen; der Thau; der Wolkenzug; der Gesang der Frösche; der Lauf der Eidechsen; die periodische Plage der Sandflöhe; kurz es giebt kaum Etwas in der organischen und unorganischen Welt, was bei nahendem Regen oder andauernder Dürre nicht eine für sein geübtes Auge allein erkennbare Veränderung erlitte, woraus er mit ziemlicher Sicherheit einen Schluß pro oder contra zieht. Freilich schreibt der große Haufen den kommenden Regen der magischen Macht des Regenmachers über die Elemente zu.

Wenn Dürre ungewöhnlich lange gewährt; wenn das Gras unter der glühenden Sonne verschwunden oder so verdorrt ist, daß man es ohne Mühe zu Staub reiben kann; wenn die vorzüglichste Subsistenz des Kaffers zu fehlen beginnt — die Milch der Kühe —; wenn die Quelle versiegt, welche das kleine Gärtchen befeuchtete und der dürftig gewachsene Mais im heißen Winde wie trocknes Rohr durcheinander raschelt; dann zieht der abgemagerte Kaffer mit den Mitgliedern seines Kraales nach dem Bulagatu, dem er ein mageres Rind zum Geschenk bringt, wenn dieses seine Bestimmung noch erreichen kann und nicht aus Erschöpfung auf dem Wege liegen bleibt.

Für diese dürftige Gabe nun reißt der Bulagatu eine hinlängliche Zahl mysteriöse Possen und schneidet wun-

derliche Fratzen; murmelt unverständliches Zeug und macht Regen, d. h. verspricht Regen nach so und so viel Zeit; gebraucht dabei jedoch immer die Vorsicht, nicht allzu genau in der Zeitbestimmung zu sein.

In den meisten Fällen hilft sich der Regenmacher durch seine außerordentliche Witterungskunde aus dem Dilemma; sollte er jedoch nicht vom Zufall begünstigt werden, so entdeckt er leicht allerlei Umstände, welche der Kraft des Zaubers entgegengewirkt haben. Der Zauber muß von Neuem begonnen werden. Gewöhnlich hilft er sich jedoch durch Winke über einen Umtakati, durch dessen böse Künste der Regenzauber entkräftet worden sei: immer der sicherste Ausweg, weil die Aufmerksamkeit der Getäuschten in einen Canal gelenkt wird, wo der Verdruß über fehlgeschlagene Hoffnung über den Eifer vergessen wird, den Urheber ihrer Leiden aufzufinden und zu bestrafen.

Das Wunderbarste ist, daß in ungünstigen Jahren der Bulagatu zu öftern Malen ohne Erfolg Regen macht, ohne dadurch seinen guten Namen im Mindesten zu gefährden: der böse Geist und Umtakati sind seine ewigen Steckenpferde, auf denen er der Verlegenheit entflieht, und der Kaffer, obschon ein äußerst scharfsinniger Mensch, glaubt eher den allercrassesten Unsinn, als nur einen Moment Mißtrauen in die Macht des Bulagatu zu setzen. Doch das ist die Macht eingewurzelten Aberglaubens.

Umlangeni.

In neuerer Zeit hatten sich zu diesen Wundermännern noch Propheten gesellt, aber nicht als die Crea-

tur eigener Verblendung, sondern als die Werkzeuge einer politischen Partei. Einer dieser Inspirirten heißt Umlangeni. Er segnete beim Ausbruche des jetzigen Kaffernkrieges die Kugeln der Kaffern und bezauberte die Musketen der Engländer so, daß, „obgleich sie mit Pulver und Blei geladen würden, nur Wasser aus ihnen hervorströmen könne.“

Racen.

Die Kapländer, sowohl weiße wie schwarze, sind ein seltsames Völkchen. Die Eigenthümlichkeiten jedoch der Lebensweise, Gebräuche und Sitten, die wir an Völkern verschiedener Himmelsstriche bemerken, sind nichts Zufälliges, sondern meist bedingt durch Klima und Beschaffenheit des Landes. Sie treten um so greller hervor unter den Extremen der Kälte und Hitze, welchen ein Land ausgesetzt ist. Obwohl das Kapland nicht zu den Tropen gehört, prägt doch die größere Hitze der südlichen Ekliptik und die Unfruchtbarkeit des Landes Allem einen Charakter auf, der dem anderer Länder durchaus unähnlich ist und sein muß.

Die Bevölkerung des Kaplandes und der angrenzenden Länder ist aus Vertretern von allen Völkern der Erde zusammengesetzt. In größter Anzahl sind natürlich die Holländer und, seit das Kap eine englische Colonie geworden, die Engländer. Unter die Holländer zählt man viele Familien, welche französischer Abkunft sind, wie die Namen Villiers, Berranger, du Toit rc. beweisen, deren Voraltern meistens während der religiösen Verfolgungen unter Karl IX. auswanderten. Diese französischen Familien sind jetzt mit den Holländern und Engländern so sehr verschmolzen, daß sie von ihrer

Nationalität nicht einmal mehr die correcte Aussprache ihrer eigenen Namen übrig behalten haben, welche sie selbst und natürlich jeder Andere wie Filgee, Veransie, di Tei 2c. aussprechen und selten noch richtig schreiben.

Die nationalen Eigenthümlichkeiten beider, der Holländer und Engländer, sind am Kap dieselben, wie in Europa und zu wohl bekannt, um einer Wiederaufzählung zu bedürfen. In Bezug auf die Holländer müssen wir erwähnen, daß eine puritanische Scheinheiligkeit so allgemein unter ihnen geworden ist, daß, wohin man sich auch wende, man nichts sieht, als lange Gesichter, schwarze Fräcke, glattgekämmte und auf der Stirn liniengerade abgeschnittene Haare und überall stundenlange Gebete und von großer Sünde und schwerer Strafe hört. Wenn der Boor unterläßt sein Land zu bewässern und sein Getreide vertrocknet findet, unterläßt er sicher nicht von der schweren Strafe mit Salbung zu stöhnen und seine Reue über seine Sünde durch ein dreistündiges Gebet täglich an den Tag zu legen, obgleich eine Stunde sorgsamer Bewässerung wahrscheinlich dem ganzen Uebel, „der Strafe," abgeholfen haben würde. Die Annahme gleicher Manieren ist ein guter Paß für den Weltklugen, wenn er sich zu allerlei Opfern entschließen kann. Sprechen, wie ein anderer vernünftiger Mensch, darf er nicht länger: er mag nur seufzen; schlicht ja und nein mag er nicht mehr sagen: die Augen nur nach oben drehen und winseln „wenn es der Herr will;" kein ander Buch lesen als die Bibel und den Kalender; Sonntags sich nur auf dem Gange zur Kirche sehen lassen, oder nach einem Versammlungsorte zu Betübungen. Ueberall und zu jedem Tage sieht man eine Menge Stühle nach dem einen oder andern Hause tragen, wo sich eine Menge Menschen zu Betübungen versammelt.

Diese frommen Versammlungen sind gar wunderlich. Der Eine steht auf und sagt ein Gebet; sobald er fertig ist, erhebt sich ein Zweiter, der noch besser zu beten versucht als sein Vorgänger; dann folgt ein Dritter und so fort. Der Eine heult, der Andere schreit und ein Dritter verdreht seine Augen so entsetzlich, daß man fürchtet, er werde seine heilige Entzückung im nächsten Momente mit einem epileptischen Zufalle beschließen. Wehe dem Auditorium, wenn Einer, der „schon viel Uebung im Beten" gehabt hat, sich getrieben finden sollte, sein Licht leuchten zu lassen; eine halbe Stunde hat er nöthig, um nur seine Adresse an die Gottheit zu beendigen: „Erhöre uns, Allerhöchster, Aller ..... ꝛc. und hundert verschiedene Wortbildungen, alle mit „Aller" zusammengesetzt, folgen darauf. Der crasse Unsinn, welcher meist gedankenlos hergesagt wird, jesuitenartig „zum Ruhme Gottes und zu seiner größern Ehre," ist nicht allein oft langweilig, sondern fast lächerlich, so daß man recht wohl begreift, wie eng Scheinheiligkeit Fanatismus und Gotteslästerung mit einander verbunden sind.

Nicht minder zahlreiche Vertreter verschiedener Völker zählt die schwarze, oder, um uns richtiger auszudrücken, die farbige Bevölkerung, von denen sehr viele aus andern Ländern herüber gekommen sind. Das Kap ist wirklich ein wunderbares Land, fast ein jedes farbiges Volk der Erde scheint ein Probestück dorthin gesandt zu haben.

Malayen.

Sie leben in der Kapstadt und nächsten Umgebung als die zahlreichsten und wohlhabendsten farbigen Fremdlinge; sind zum großen Theil sehr gebildet und beschäf-

tigen sich meist mit Geldspeculation oder Handwerken, in denen sie den besten Europäern gleich stehen. Ihre Erscheinung verleiht der Kapstadt einen eigenthümlichen orientalischen Anstrich. Hier sieht man einen Malayen auf prächtigem Pferde vorbeigallopiren, einen bunten Shawl über der Brust gekreuzt, ein rothes oder buntes Tuch turbanähnlich um den Kopf gebunden, oder den leichten, trichterförmigen Schilfhut tragend, den der Malaye die Gewohnheit hat in's Wasser zu tauchen und triefend aufzusetzen, um durch Verdunstung des Wassers eine größere Kühle auf dem Kopfe zu erzeugen. Dort gehen einige schöne Frauen mit dem edlen, römischen Profil in weiten, luftigen, weißen Muslinkleidern, ihre rabenschwarzen, glänzenden Haare in einem großen Knopf gewunden, durch den ein silberner Pfeil gesteckt ist. Andere sitzen unter Marquisen oder Balconen hinter niedrigen Gestellen, auf denen die Pracht tropischer Früchte ausgelegt ist: die duftende Muskmelone; die gewaltige Wassermelone von rosigem, eiskalten Fleische: die sammtene Pfirsiche, die goldene Orange; die aromatische Guave, der gewürzige Shaddock; die säuerliche Granate und Trauben, wie kein anderes Land sie erzeugt. Allenthalben begegnet man Männern, die an schwanken Bambusstöcken Milcheimer oder lange Seefische einhertragend mit eintönigem Rufe ihre Waare feilbieten. Vorbeifliegen sechsspännige Wagen mit lustiger bunter Gesellschaft von Malayen; Tirr — Katall — erschallt es und Wagen und Gesellschaft sind in einer Staubwolke verschwunden.

Alles ist reges Leben unter ihnen und ihre Industrie ist nicht genug zu preisen. Sie sind Mohamedaner, haben ihre eignen Priester und Moschee, und sind, wie ihre andern Glaubensgenossen sehr pünktlich in Beach-

tung religiöser Gebräuche. Ihre Priester sind immer auf den Straßen zu sehen; gehen bald in das eine, bald in das andere Haus; sprechen hier einige freundliche Worte und versuchen dort eine milde Ermahnung; grüßen, segnen und gehen weiter -- ein Eifer, welcher unsern christlichen Lehrern zum Vorbilde dienen könnte.

Am Abhange des Tafelberges liegt ihr Begräbnißplatz, mit Cypressengebüschen bepflanzt, und in Anordnung einem türkischen Friedhofe ganz ähnlich. Wie alle farbigen Völker haben auch die Malayen keine besondere Farbe für Trauer, es sei denn daß sie nur ganz weiße Kleidung tragen. Weiße, dünne Zeuge sind unter ihnen jedoch eine so allgemeine Tracht, daß man die Leidtragenden nicht zu unterscheiden weiß. Bisweilen legen sie aus Theilnahme für einen verstorbenen Christen in der Familie, in welcher sie zufällig dienen, schwarze Trauer an. In der Mitte des Begräbnißplatzes steht ein zierlich gebautes Häuslein, in welches sie am Tage der Beerdigung allerlei Speisen, Pasteten, Torten u. s. w. stellen uud viele Lichter brennen; ebenso stellen sie Lichter um das Grab herum. Dieselbe Ceremonie wiederholt sich am Jahrestag des Verstorbenen und am Neujahrstag der Mohamedaner werden auch Speisen um das Grab gestellt. Dieses Neujahr ist eine höchst lästige Zeit für die Bewohner der Kapstadt, denn Malayen, die sich anders niemals eines diebischen Hanges schuldig machen, stehlen dann wie die Raben alle Lebensmittel, die sie in ihren Besitz bekommen können, um ihre Todten zu speisen. Welche Geister diese Delicatessen aufspeisen, ist uns nicht bekannt geworden.

Da nach dem Census von 1852 in Kapstadt 6435 Malayen wohnen, kann man annehmen, daß eine hung-

rige Seele fast immer ein schmackhaftes Mahl auf dem Malay-Friedhofe finden kann.

Missionare haben unter ihnen noch nie einen Proselyten gemacht.

Ihre Sprache ist wohllautend, reich an Vokalen und dem Italienischen im Klange ähnlich.

Der Malaye hat schlichtes langes Haar und selten starken Bart; seiner Religion gemäß pflegt er jedoch mit großer Sorgfalt die wenigen Haare und dressirt sie zu einem spitzen hakenförmigen Bart am Kinne.

Die Kleidung ist ein Gemisch von europäischer, türkischer und malayischer Mode und ist dem Klima angemessener als die Tracht des Europäers, welcher in jedem Klima seine Tracht beibehält, wie umbequem sie ihm auch sei und wie sehr er sich auch über die Zweckmäßigkeit anderer Kleidung überzeugt halte.

Vielweiberei ist natürlich unter ihnen erlaubt, doch machen sie keinen Gebrauch von dieser Erlaubniß.

Die Malayen haben die Gewohnheit, Schnupftabak zu nehmen, den sie nicht nach gewöhnlicher Weise in die Nase, sondern zwischen Zahnfleisch und Wangen stecken, wahrscheinlich als einen Ersatz für die Bethelnuß. Es wird auf diese Weise eine erstaunliche Menge Mond-Snuif (Mundschnupftabak) consumirt. Da der Tabak fein gemahlen ist, begreift man leicht, daß diese Gewohnheit bei weitem ekelhafter sein muß als das Tabakskauen, und um so größere Verwunderung erregt, da der Malaye in allen andern Gewohnheiten die ausgezeichnetste Reinlichkeit beobachtet.

Neger, sogenannte Preisneger.

Immer noch betreiben Spanier und Portugiesen den alten Sclavenhandel und scheinen ihre mercantilischen

Unternehmungen auf diese eine lucrative Branche fast beschränkt zu haben. Trotz aller Wachsamkeit der englischen Kreuzer, welche den Sclavenhandel um jeden Preis zu unterdrücken bemüht sind, glückt es ihnen immer noch, wie ehedem, von den Küstenländern des mittlern Afrika's ihre lebendigen Ladungen auszuführen. Von Zeit zu Zeit wird jedoch ein Sclavenschiff gekapert und dann gewöhnlich nach dem Kap gebracht. Das Gouvernement vertheilt dann die Sclaven nach ihrem Alter auf eine sichere Dienstzeit unter die Colonisten und ertheilt ihnen nach Verlauf solcher Zeit die Freiheit. Dieser Zwang, diese temporäre Sclaverei ist durchaus nothwendig; denn setzte man, ohne solche weise Anordnung, diese Neger sogleich in den unbeschränkten Besitz ihrer Freiheit, wozu sie doch als freie Menschen nach den Begriffen der Philanthropen ein unbestrittenes Recht haben, so würde das Land mit noch mehr unbrauchbaren Vagabonden überlaufen sein. Gleichzeitig wolle der Leser nicht übersehen, daß solche Preisneger nicht wieder in ihre Heimath zurückgesandt werden, was doch der erste Schritt der humanen englischen Regierung sein sollte, hielte man sich nicht überzeugt, daß die neue Lage des Negers ungleich besser ist, als die alte in seiner Heimath. Möchten doch die Philanthropen aus diesem einfachen Umstande lernen, daß klingende Theorien nicht immer praktische Anwendung erlauben.

Da diese Neger gewöhnlich ganz nackt auf dem Kap ankommen, modellirt man ihre äußere Erscheinung nach Belieben und kleidet sie meist europäisch. Sie behalten daher von ihrer Nationalität nichts übrig als den Schnitt des Gesichtes und die tiefschwarze Farbe, und auch diese bleicht einigermaßen mit der Zeit unter der mildern Sonne des Kaplandes.

Die Neger sind daher ziemlich zahlreich am Kap und werden durch die Aufbringung von Sclavenschiffen noch immer vermehrt. Sie werden gewöhnlich die besten Domestiken, die auf dem Kap zu haben sind, und ausnahmsweise auch rechte gute Handwerker. Als dienende Classe haben sie einen großen Theil der Hottentoten verdrängt, welche, halb Heilige, halb Vagabonden, als Mitglieder in der menschlichen Gesellschaft wenig brauchbar sind.

Hottentoten.

Diese ursprünglichen Besitzer des Kaplandes sind jetzt auf eine sehr geringe Zahl geschmolzen, und haben im jetzigen Kafferkriege, in welchem sie mit dem Kaffern Gemeinschaft machten, eine weitere Reduction von einigen Tausenden erlitten. Der jährliche Census hat stets eine geringere Zahl ergeben, so daß man vielleicht nach hundert Jahren nicht Einen der Ur-Bewohner des Kaplandes mehr auffinden wird.

Die Hottentoten sind meistens sehr schwächlich und nur ausnahmsweise 5 Fuß lang. Ihr Kopfhaar ist so spärlich und so kurz gekräuselt, daß die glatte Kopfschwarte mit kleinen Warzen oder Pfefferkörnern dünn übersäet erscheint. Die Colonisten, welche eine besondere Force in Spottnamen haben, nennen die Hottentoten daher **Peperkoppe** (Pfefferköpfe). Die Damen dieser Race haben die enormsten Posteriores von der Welt; aber ohne sie gesehen zu haben, würde man selbst bei lebhaftester Phantasie sich keinen Begriff von deren außerordentlichen Dimension machen können. Wohl wird diese außerordentliche Hervorragung theilweise durch eine große Beugung des Kreuzbeines nach Außen erzeugt, allein in mehreren Fällen fanden wir den Durchmesser der

Fleischpartieen von 1 — 1½ Fuß! Da unter allen Racen nur die Hottentoten diese seltsame anatomische Anomalie aufweisen können, muß man annehmen, daß die Hottentot-Damen unserm schönen Geschlechte in den berüchtigten Moden von 1851—52 zum nachahmungswürdigen Vorbilde gedient haben.

Die mysteriöse sogenannte Hottentotsschürze ist immer in Zweifel gezogen worden: sie existirt in der That oft von einigen Zoll Länge und dürfte schwerlich für eine Zierde des weiblichen Geschlechts gehalten werden. Es giebt wohl nichts Häßlicheres als ein altes Hottentotweib, auf welchem eine Masse pergamentartige Haut an Brust ꝛc. herumschlottert. Selbst junge Frauen sind häßlich genug. Enorme Brüste, wie zwei lange faltige Säcke, unten durch etwas Feuchtigkeit ausgedehnt und gerundet, hängen schlaff, meistens ohne alle Bedeckung herab. Stillt das Weib ein Kind, welches durch ein Tuch oder Fell an den Rücken der Mutter befestigt auf den monströsen Posteriores wie auf einem Polstersattel reitet, so nimmt sie das Kind nicht ab, sondern reicht die Zitze unter dem Arme weg oder wirft sie über die Schulter dem Saugrüssel des Kindes zu, denn anders kann man ja doch nicht die vorspringenden Mäuler der Hottentoten nennen. Die Gesichtsbildung der Hottentoten ist überaus häßlich: man denke sich einen abgeplatteten Schädel, dessen Form schon eine gewisse Bestialität voraussetzt; die widerlichen warzenähnlichen Haarkräusel; die Abwesenheit einer Nase: nur ein paar senkrecht geschlitzte große Nasenlöcher; zwei enorme aufgeworfene Lippen, die wenigstens ein Drittheil des ganzen Gesichts ausmachen und man wird ohne Zweifel einen Affen zehnmal schöner finden. Die originale Reinheit des Hottentot-Gesichtes kommt jedoch nicht mehr

häufig vor, da die meisten Hottentoten, wie man in colonialer Sprache zu sagen pflegt, verbastard sind, d. h. entweder einen Vater oder eine Mutter aus anderer Race hatten.

Um sie für soviel Häßlichkeit einigermaßen zu entschädigen, hat die Natur ihnen die allerniedlichsten, kleinsten Hände und Füße gegeben, welche die elegante Welt sich wünschen könnte. Schuhe und Handschuhe für europäische Kinder von 9 Jahren tragen erwachsene Hottentoten mit größter Bequemlichkeit.

Zu Domestiken sind sie nicht geeignet, denn ihre Ausdünstung riecht so entsetzlich, daß wenn ein Hottentot im Zimmer gewesen, es einiger Stunden bedarf, ehe der Geruch sich wieder verliert. So widrig und ekelhaft ist dieser Geruch, daß ein hungriger Europäer seine Speise unangetastet lassen würde, bediente ein Hottentot die Tafel. Die Nasen der Colonisten scheinen dafür nicht länger empfänglich zu sein, und Missionäre speisen und trinken Thee mit Hottentoten an derselben Tafel. Weder der Boor noch der Farmer setzt sich, wie der deutsche Bauer es gewohnt ist, mit seinen schwarzen Dienern an eine gemeinschaftliche Tafel; noch weit weniger thun es Andere, die in der socialen Scala höher stehen; aber der Missionär unterläßt nie, die Hottentoten zu seinen Tischgenossen zu machen. Es ist fast überflüssig hinzuzufügen, daß diese Egalité viel beigetragen hat, die ohnehin schwachen Köpfe der Hottentoten zu verwirren. Thunberg glaubte, sie rieben sich mit gepulvertem Buccho und Fett ein: das ist eine Fabel. Der Gestank ist dem Geruche des Buccho sehr ähnlich. Mangel an Reinlichkeit scheint den Geruch auch nicht zu erzeugen; denn der reinlichste Hottentot stinkt, wenn er etwas mehr als gewöhnlich transspirirt. Diese Eigen-

thümlichkeit muß sonach in der besondern Function der Hautdrüsen liegen. Des Hottentoten Nachbarn, der Bosjeman und Kaffer, verwenden ebensowenig Aufmerksamkeit auf ihre reinliche Erscheinung, aber riechen niemals, während der Hottentot immer stinkt und tauchte er sich täglich in ein Seifenbad. Früher lebten die Hottentoten als Knechte unter den Booren, aber da findet man jetzt nur noch wenige. Der Boor nimmt lieber andere Farbige in Dienst, denn der Hottentot ist so träg, daß er ohne Aufsicht gar nichts arbeitet, und unter Aufsicht nur dann einen Theil seiner Arbeit verrichtet, wenn er rechts und links geklopft wird. Er ist außerdem unzuverlässig und diebisch und kann für veruntreutes Gut oder Verlust durch Nachlässigkeit, nicht verantwortlich gemacht werden, denn außer dürftiger Kleidung, einer Schaffelldecke, einer Fiedel und einem Knüttel, besitzt er nichts: Tacha (wilder Hanf), Tabak und Branntwein zehren allen Lohn auf. Die meisten Hottentoten leben in den Missionsanstalten und scheinen sich daselbst am wohlsten zu befinden. Gottesdienst irgend einer Art hatten sie nicht, ehe sie die Beobachtung christlicher Gebräuche annahmen. Ein Insect, ähnlich einer großen Heuschrecke, genießt eine besondere Verehrung und ist auch unter dem Namen Hottentotsgott bekannt.

Thos. Pringle sagt, daß Utika (der Schöne) der Hottentotname für Gott sei, allein es ist uns nicht bekannt, daß dieses Wort in der Hottentotensprache existire. Der wirkliche Hottentotengott ist der Branntwein. Für einen Schnaps ist der Hottentot zu jeder Zeit dienstbar; für eine Flasche Fusel reitet er die ganze Nacht Courier, verkauft sein Weib und begeht einen Mord. Doch ist er bei diesem eingewurzelten Hange zum Trunke doch so uneigennützig, daß er immer einen großen

Schluck im Munde wegträgt, um ihn einem Freunde oder einer Geliebten zuzubringen. Die Kleidung des Hottentoten ist gewöhnlich die des Grenzboors: Mocassins, Lederhosen, Friesjacke und ein alter Filzhut mit herabhängender Krempe; ein Messer, eine Zunderbüchse und ein Stahl zum Feuerschlagen, ein Stück Tabak oder Tacha, und der Hottentot ist reich wie ein König.

Polygamie findet nur ausnahmsweise unter ihnen statt und scheint auch nicht erforderlich, um die Fortpflanzung der Race zu sichern, denn die Hottentot-Frauen, wie überhaupt das schöne Geschlecht aller heißen Klimaten, sind außerordentlich fruchtbar und addiren zum Menschengeschlechte auf eine so gemächliche Weise, daß ein Hottentotweib, wenn auf der Reise, den Wagen einige Augenblicke verläßt, hinter einen Busch tritt und mit dem Neugebornen auf dem Arme den Wagen kurz nachher wieder einholt, mit einer Kaltblütigkeit, als ob gar nichts geschehen sei. Man sollte sich daher um so mehr wundern, daß die Zahl dieser Menschen sich stetig vermindert, gäbe nicht ihre Lebensweise darüber Aufschluß. Viele Tage streifen sie umher ohne hinreichende Nahrung, oder hängen hier oder dort an, in der Hoffnung Etwas wegzuschnappen, was ein Kind nicht sättigen würde; dann wird der Riemen um den Leib gebunden und ein Knoten über den Magen gedreht, dessen Druck den Heißhunger in Ermangelung besserer Mittel mäßigen muß. Dann fressen sie wieder eine ungeheure Mahlzeit, welche für die ganze nächste Woche zureichend sein würde; dann, ohne Speise irgend einer Art zu genießen, trinken sie eine ganze Woche Honigbier, oder Wein, oder Branntwein; betäuben sich durch Tacha, der die Gesundheit zerrüttet und die Kraft bricht wie das Opiumessen; verbringen immer den größern

Theil der Nacht schlaflos, in Geschwätz, in Tanz, in Unfug; und am Tage taumeln sie durch ihre Arbeit, für welche ihre Kraft nicht gewachsen bleibt. Die Kinder werden im höchsten Grade vernachlässigt, und wäre das Klima nicht warm, wohnte diesen Kindern nicht die Affennatur inne, Alles zu fressen, was sie nur hinunter schlingen können, und instinctmäßig etwas Verschlingbares hier und da aus dem Grunde zu scharren, so würde die junge Generation keine lange Existenz auf der Erde haben.

Die Hottentoten sind überaus träge. Eine bessere Darstellung des dolce far niente kann man nirgends sehen als in ihren Bontocken (Binsenhütten): sich selbst überlassen kriechen nackte Kinder umher, je nach zufälliger Nahrung mit Bäuchen drei Mal größer als das ganze Kind, oder nach langer Enthaltsamkeit zusammengeschrumpft wie faltenreiche Säcke; unter ihnen kauert ein Weib, dessen alleinige Aufgabe es scheint, Tacha (wilden Hanf) aus einem hohlen Knochen zu rauchen; daneben ein Hottentot auf dem Rücken liegend, der auf einer Calabaß-Viol (die Hälfte eines hohlen Kürbiß mit zwei Seiten bespannt) stundenlang ein paar monotone Töne fiedelt. Nichtsdestoweniger müssen wir anerkennen, daß die meisten Wilden dieser Gegenden ein ziemlich musikalisches Talent besitzen. Wir haben zuweilen mit Wohlgefallen der besseren Musik jenes einfachen Instrumentes, der Calabaßviol, gelauscht. Kann der Wilde gar eine Geige erlangen, wird er in kurzer Zeit eine Art Virtuos. Wir erinnern uns noch mehrerer Hottentoten, welche ein Musikstück nur einmal gehört, mit wunderbarer Präcision sogleich wiederholten. Unter den westlichen Stämmen sind die Männer die Musiker, un-

ter den östlichen die Frauen; das gewöhnliche Instrument der Letzteren ist die Zither.

Hottentoten bleiben nur so lange im Dienst, bis sie sich „ausgefüttert" haben, d. h. bis sie durch gehörige Speise wieder etwas feist geworden, und sobald sie dieses Ziel erreicht haben, verlassen sie den Boor gewöhnlich in der Nacht, „ohne alle Ursache."

Der Missionär behauptet, der Boor behandle den Hottentot schlecht. Jeder Colonist aber weiß, vielleicht nicht jeder Philanthrop, daß, wenn der Farbige auf so niederer Stufe der Intelligenz steht, daß er durch Worte nicht zum Fleiße oder zur Ordnung bewogen werden kann, ein paar tüchtige Hiebe besser sind als hundert Beweisgründe und das fromme Reden aller Missionäre. Selbst der Hottentot, wenn er freimüthig zu sein beliebt, sagt: „Der Hottentot thut nicht gut, wenn er seinen Baas nicht fühlt; nun und dann ein Hieb und nicht allzuviel Kost und er ist der beste Dienstbote von der Welt." Es ist eine allgemeine Erfahrung, daß der Hottentot unter guter Behandlung übermüthig und abgeneigt wird in solchem Dienst länger zu bleiben. „Er will wissen, daß er einen Baas hat." Hat man nun gar Mitleiden mit seiner mageren Erscheinung; giebt man ihm ebenso viel Speise als andern menschlichen Creaturen, dann frißt sich der Hottentot in wenig Tagen in einen solchen Paroxysmus von Unabhängigkeit hinein, daß seines Bleibens nicht länger mehr ist, denn für den nächsten Tag sorgt er niemals.

Die farbigen Eingeborenen aller heißen Länder sind träge, und nur Wenige besitzen selbständige Thatkraft. Zwang und Hunger sind meistens erforderlich, um einen genügenden Eifer hervorzurufen. Der holländische Colonist führte mit dem Shambock ein treffliches Argument

und nöthigte die Schwarzen ihren Theil zum allgemeinen Besten beizutragen. Der philanthropische Engländer fand sie als liebenswürdige Naturmenschen; gab ihnen gleiche Rechte vor dem Gesetze, die weise in Europa, aber unpassend für Afrika waren, und bevölkerte das Land mit Vagabonden. Religiöse Enthusiasten vollendeten, was englische Philanthropie und Gleichheit noch nicht an der Natur der Söhne Hams durchaus verdorben; Missionsanstalten sprangen empor wie Pilze; die arbeitende Klasse verschwand vom Angesichte des Landes und sammelte sich um glatte Apostel in schmutzigen Haufen singender Bärenhäuter, unterhalten durch europäische Collecten.

Wir müssen den Leser bekannt machen mit jenem furchtbaren Mittel, welches alle Logik und Rhetorik so unendlich übertrifft — mit dem Shambock. Es ist ein dünner Streifen, aus der dicken hornartigen Haut des Rhinoceros geschnitten. Kleinere, dünnere Streifen 1—2 Ellen lang gebrauchen die Booren als Reitgerten. Mit größeren daumsdicken, circa 8 Ellen langen, bearbeiten sie widerspenstige Zugochsen, oder auch Schwarze, in Ermangelung des mehr delikaten, vorgenannten Corrections-Instrumentes. Selbst die dünnere Gerte ist ein bei Weitem ärgeres Corrections-Instrument, als die Knute und Peitsche, und ihren Gebrauch gegen einen Menschen ahndet das Gesetz mit besonders schwerer Strafe. Gesetze gegen Thierquälerei bestehen jedoch nicht in diesem glücklichen Lande und ein Jeder kann daher mit dem 8 Ellen langen Achter-oss-Shambock ein Thier abknuten oder nach Gefallen in Stücke schlagen: stirbt das Thier, so ist es todt; und heilen seine Wunden, nun, so ist es wieder gesund. Hunderte von Ochsen kann man täglich auf dem Kapstädter Markte sehen, deren Körper mit bluti-

gen Striemen wörtlich besäet ist und Niemand kümmert sich um die Leiden dieser unglücklichen Thiere, denn sie besitzen außer einem leisen Gestöhn keinen Ausdruck des Schmerzes.

Familiennamen haben die Hottentoten erst in neuerer Zeit angenommen, gewöhnlich den Namen altholländischer Familien; die Meisten adoptirten jedoch Spottnamen als Familiennamen, wie z. B. Tanzter, Geschwind, Platkop, Platje (Schelm) rc.

Mosambiker.

Obgleich schwarz wie die Neger, ja selbst von tieferer Farbe, haben die Mosambiker vor den Negern den Vorzug einer edlern, oft mehr kaukasischen Gesichtsbildung. Sie waren meist als Sclaven in den Küstenländern der ersten zwanzig Grade südlicher Breite eingeführt. Ihre Anzahl (in der Colonie) ist sehr gering und seit der Sclavenemancipation natürlich durch weitere Importation nicht vermehrt worden. Auch ist der Sclavenhandel im Mosambik-Kanale so ziemlich erloschen und jetzt mehr auf die Westküste Afrika's beschränkt.

Nationale Eigenthümlichkeiten haben die Mosambiker hier gar nicht beibehalten. Sie sind so vereinzelt und daher mit ihrer zufälligen Umgebung so verschmolzen, daß man ohne besondere Aufmerksamkeit sie leicht mit den Congo-Negern verwechselt.

Bastarde.

Innerhalb der Grenze der Colonie und jenseits derselben existirt eine eigenthümliche Race Mestizen, schlechthin Bastarde genannt. Sie hatten europäische Väter und Hottentotsfrauen als Mütter. Ihre Hautfarbe ist daher ein bleicheres Gelb als das der Hottentoten; die

ogenannten Pfefferköpfe haben etwas längeres Haar; auch die Gestalt ist schlanker; allein — und bei solcher ersten Uebergangsstufe dürfte man wohl auch nichts weiter erwarten — der Hottentot ist in ihnen sowohl physisch als moralisch nicht zu verkennen. Sind sie in Besitz von Etwas, so treiben sie Viehzucht. Sie sind betriebsamer als die Hottentoten; selten dem Saufen so ergeben und sonach immerhin als eine einigermaßen veredelte Gattung der Hottentoten zu betrachten. Sie sind nicht zahlreich; fast alle Grenzbewohner, und ziehen wie Nomaden, mit kleinen Heerden, jenseit der Grenze auf dürren Landstrichen umher, welche der eine oder andere Häuptling der Eingebornen, es nicht der Mühe werth hält als Eigenthum zu benutzen. Sie haben holländische Namen, und die ältesten, achtbarsten holländischen Familien der Colonie haben das Verdienst, wenigstens durch ihre Namen, zur Veredlung der Hottentoten beigetragen zu haben. Kenner behaupten sogar, daß man, ohne seiner Einbildung Gewalt anzuthun, die Portraits der holländisch-afrikanischen Aristokratie an der Grenze umherwandeln sähe.

Namaquas.

Jenseits der westlichen Grenze der Colonie bis zum Wendekreise des Krebses, bewohnen die Namaquas jene Oeden, die sich in großen, unfruchtbaren Sandebenen längs der Küste und nordöstlich nach dem Innern ausbreiten. Die Unfruchtbarkeit zwingt sie ihre Wohnstätten oft zu verändern und mit ihren kleinen Rindern, dürftige Weide suchend, umherzuziehen. Die Namaquas und die im höhern Norden wohnenden Demararas haben die kleinsten Rinder, die auf der Erde existiren. Ackerbau treiben sie nicht und Industrie aller Art ist ihnen fremd. Sie trei-

ben daher auch keinen Handel, ausgenommen daß sie, jedoch nur höchst selten, und nur Solche, welche der colonialen Grenze nahe wohnen, Felle wilder Thiere, Stücken Rinoceroshaut und Straußfedern verkaufen, oder gegen einige, auch ihnen nothwendige Artikel, wie Messer, Beile zu vertauschen suchen. Die Namaquas bedienen sich zur Jagd und zum Krieg des Bogens und Pfeiles wie die Bosjemans, und auch des Kerie, den sie mit einer solchen Präcision und so eigenthümlich wirbelnd zu schleudern verstehen, daß sie aus einem Fluge Namaquas-Rebhühner (sehr kleine, wohlschmeckende Rebhühner, welche in sehr großer Zahl dort angetroffen werden, oft ein Dutzend zu Boden bringen. Allein sobald sie im Besitze einiger Mittel sind, handeln sie meist gegen einige Demararinder oder Straußfedern ein Gewehr und Pulver und Blei ein. Nichts schätzt der Namaqua so hoch, als diese drei Dinge, denn da er von dem zahlreichen Wilde seinen hauptsächlichsten Unterhalt beziehen muß und seine einfachen Jagdgeräthschaften sehr unzuverlässig sind, bringt er außerordentliche Opfer, um sich in Besitz eines guten Gewehres zu setzen. Leider erlangt er meist nur eine jener Flinten, die England in großen Massen importirt, nicht zum Gebrauch, sondern, wie des Juden Rasirmesser, nur zum Verkauf, wofür er nichtsdestoweniger einen fabelhaften Preis bezahlt. Der Namaqua zahlt gewöhnlich für ein Pfund Pulver 20 pr. Thaler!

Die Namaquas sind eine durchaus verschiedene Race von den Nachbarstämmen: sie sind von größerer Statur als die Bosjemans und Hottentoten; dünn, schmächtig, mager; Kopf und die Brust scheint sich mehr in die Breite als Länge auszudehnen, was, wo diese Eigenthümlichkeit scharf ausgeprägt ist, einem verschrobenen

Gesichte in einem schlechten Spiegel ähnlich ist; auf der glatten Kopfschwarte stehen die warzenähnlichen Haarkräusel noch vereinzelter; die Augenlider sind nach Chinesenart geschlitzt; die Backenknochen außerordentlich hervorstehend. Ihre vorzüglichste Kleidung besteht in weichen rohen Fellen. Sie sind friedlich und nur dann mit ihren Nachbarstämmen gen Osten, den Bosjemans, in Streit, wenn diese zu viel Wohlgefallen an den Namaquarindern finden.

Die Wenigen dieser Namaquas, welche in die Colonie kommen, um Dienste zu nehmen, findet man gewöhnlich als Hirten bei den Booren, da dieser Dienst ihren Gewohnheiten am meisten zusagt. Sieht man nahe der westlichen Grenze hinter einer Heerde eine lange, hagere, vertrocknete, aschgraue Figur einherschreiten, welche auf der Schulter auf einem langen Kirie ein paar kleine, lederne, schmutzige Knapsäcke, eine kleine Calabasse und einen Schafpelz trägt, und die meisten Worte mit einem eigenthümlichen Zungenschlage (n'ga) beginnt, so ist dies ein Namaqua. Die Namaquas besitzen außer einigen Rindern fast gar nichts. Der Eine oder Andere unter ihnen besitzt ein altes Gerippe von Wagen; auf diesem bringen sie zuweilen nach der Colonie solche Artikel, für welche sie zu Hause keinen Markt haben würden. Mit einem solchen Wagen, rüttelnd und krachend, als ob er alle Augenblicke auseinander fallen könnte, und dessen Speichen mit Riemen für bessere Haltbarkeit durchflochten sind, bespannt mit 6 oder 8 elenden kleinen Namaquarindern, legen sie dennoch ungeheuere Strecken durch jene Wüsten tiefen Sandes zurück. Natürlich geht es nach Schneckenart: nur drei bis vier Stunden des Tags ist der Wagen in langsamer Bewegung. Oft ist dieser Wagen ziemlich schwer mit allerlei

Artikeln beladen, mit Fellen des Gnu, des Rhinoceros, Springbockmatten, großen Stücken Pfeifenstein (Serpentin — weicher marmorirter Seifenstein, der mit Leichtigkeit in allerlei Formen geschnitten, aber vorzugsweise zu Pfeifenköpfen verarbeitet wird); Straußfedern, Hörnern ꝛc., und oben darauf mehr als ein Dutzend Menschen, denn die Namaquas reisen gerne in Gesellschaft.

Die Fracht vertauschen sie meistens für „einen Apfel und ein Ei", wie die Holländer sagen, d. h. für Bagatellen, z. B. für etwas schlechten Farina, den sie besonders lieben; etwas Pulver und Blei; und die zwei Gegenstände ihres sehnsüchtigsten Verlangens — Tabak und — zur Schande der Weißen sei es beigefügt — Branntwein, denn es ist immer das Erste, womit der Weiße den Wilden bekannt macht. Darauf schicken sie sich zur Rückreise an. Den ersten Tag sind sie gewöhnlich alle betrunken; den zweiten sammeln sie das Zugvieh, das unterdessen weggelaufen war, und den dritten Tag beginnt endlich die langsame Schneckenfahrt wieder heimwärts. Gewöhnlich bringen sie von einer langen mühevollen Reise außer Pulver und Blei kaum mehr zurück als den lahmen Wagen und die magern Rinder: alles Eß- und Trinkbare geht auf der Reise auf. Stete Ortsveränderung ist diesen Nomadennaturen eine liebe unentbehrliche Gewohnheit, und eine solche Reise das größte Vergnügen, welches sie kennen.

Irgend eine Religion besitzen die Namaquas nicht; auch keine Art von Regierung. Nur einzelne Stämme leben unter Häuptlingen.

Es giebt zwei Missionsstationen in Namaqualand. Die eine an der Grenze der Colonie, die andere am Gariep. Beide haben nur eine geringe Zahl Namaquas,

da der sterile Charakter des Landes das Zusammenheerden Vieler nicht erlaubt.

Wie wüst auch das Namaqualand ist, so fehlen ihm doch interessante Partieen nicht. Der Küste entlang begegnet man zuerst der breiten Mündung des majestätischen Gariep, auch Oranienfluß genannt, des größten Stromes Südafrika's. Er wäre eine ziemliche Strecke schiffbar, wenn seine Mündung nicht durch eine breite Bank aus Schlamm geschlossen würde, welchen die Sturzbäche fast des ganzen südlichen Continentes auf diesem einen Wege dem Meere zurollen. Dieser prächtige Strom liegt, wie alle Flüsse der Colonie, leider in seinem ganzen Laufe in einem tiefen Flußbette, und kann daher nicht, wie der Nil, sein befruchtendes Wasser auf die umliegenden dürren Oeden ergießen. Aus diesem Grunde beleben seine Gewässer nur die Ufer. Aber diese, und die Inseln, welche der Fluß häufig bildet, sind mit all der Pracht geschmückt, welche die Tropen nur aufweisen können. Nahe dem 28. Breitegrade und 21. Längengrade sind reißende Strömungen und viele Wasserfälle, die an wilder Schönheit ihres Gleichen nicht haben. Die tobenden Gewässer vereinigen sich endlich und der Strom stürzt in seiner ganzen Breite donnernd in einen tiefen, düstern Abgrund von ungefähr 400 Fuß. Unten zieht sich ein dichter Wald hoher Bäume quer über den Strom, durch deren dichtes Laub man nichts mehr von dem untern Gewässer erblickt, so daß es scheint, als ob die Erde hier auf einmal den gewaltigen Strom verschlungen habe. Weiter abwärts zeigt sich der Strom wieder und tos't mit betäubendem Geräusch über lose Felsentrümmer, die seine ungestüme Fluth aus dem Abgrund emporgeschleudert und hier angehäuft hat.

Einsam und traurig ist zwar das Land, doch herscht re-

ges Leben an den Ufern des Gariep. In den tiefen, stillen Lagunen, welche der geschwollene Strom sich seitwärts wühlt, und die er gefüllt verläßt, wenn er in sein Bett wieder zurücksinkt; wo an wehenden Weiden (Salix Gariepina), üppigem Gebüsche und hohen Palmieten (Juncus serratus), zierliche, von Gräsern geflochtene Vogelnester hängen; bunte, colibriähnliche Vögel sich auf den leichten Federbüschen der Schilfe wiegen, taucht von Zeit zu Zeit ein träger Hippopotamus auf und streckt mit behaglichem Grunzen seine Schnauze über den Grasrand empor. Plötzlich kracht das trockne Schilf und eine düstre Masse braus't hindurch und dreht sich schnaubend nach allen Seiten: ein Rhinoceros, das aus der dürren Ebene gekommen, um hier seinen Durst zu löschen und an den grünen, saftigen Zweigen sich zu sättigen. Dort steigt eine Heerde Affen herab; die Aefflein reiten auf dem Rücken der Alten, und mit stoßweisem Gebrüll, das aus einem gewaltigen Sprachrohr hervorzugehen scheint, rufen sie einander. Auch sie, gesättigt mit Scorpionen und Spinnen, die sie unter losen Steinen aufgejagt, und mit kleinen Zwiebelgewächsen, die sie aus dem Sande gescharrt, kommen zum Wasser. Durch Binsen und Schilf schleichen verstohlen Rehe und prüfen mit großen fragenden Augen das Terrain: der braune runde Duikerbock (Antilope mergens), der langgehörnte Gemsbock (Ant. oryx), der ungestaltete Kudu (Ant. equina), und viele Andere mehr. Früher gras'te auch der stattliche Elephant an den grünen, mit blauen Lilien (Nymphea capensis) geschmückten Ufern, hat sich jedoch schon längst weiter in das Innere zurückgezogen. Hier ertönt des Nachts das seltsame Gewimmer der gefleckten Hyäne, die faulenden, animalischen Stoffen, welche das Wasser angespült, nachzuspüren pflegt. Hier liegt

am frühen Morgen der Löwe und Leopard in dem dicken Gewirre gigantischer Binsen und Schilfe auf der Lauer nach Rehen und Springböcken, welche früh nach dem Strome kommen, um zu trinken. Zur selben Zeit findet sich auch der wilde Büffel ein, jedoch die gefährlichen Gäste witternd stampft er wüthend den Boden; neigt das mächtige Gehörn wie zum Angriff; besinnt sich aber eines Bessern und fliegt pfeilschnell herum; peitscht seine Flanken mit der langen weißen Quaste seines Schwanzes und verschwindet in einer Staubwolke in der Ebene. Hier und da steckt eine schöngefleckte Zibethkatze den Kopf aus dem Gebüsche und schaut klug umher; dann folgt vorsichtig und zögernd ein feines, schwarzsammtnes Füßchen: aber sie erspäht etwas Bedenkliches, ihre Augen leuchten und mit einem verdrießlichen Geknurre verschwindet sie wieder. Nicht minder lebendig ist es auch im Strome selbst. Hier und da taucht ein Biber auf und zimmert unter den Hölzern; dort schiebt sich schwerfällig und träge eine große Schildkröte einher; tief flattern wilde Enten und furchen die spiegelnde Fläche; Schnepfen schießen in jähem Fluge von einem Rohrgebüsch zum andern und das flinke Volk der Becassinen scherzt zwischen Schilf und taucht in die klare Fluth. Auf seichten Stellen stolzirt der langbeinige, purpurne Flamingo zur Seite des schimmernden Ahinga; am Rande der Lagunen steht einbeinig in philosophirender Ruhe der graue Kranich und schaut unbeweglich in die stille Fluth. Von den Gebüschen, umsäumt mit zahllosen weißen Glocken der Calla aethiopica, ertönt der schrille Ton des Perlhuhns, der laute Ruf der Rebhühner und der Fasane.

Aber während reges Leben und üppige Vegetation die Ufer dieses Stromes zu den interessantesten Stellen machen, die man auf der Erde finden kann, ist die un-

liegende Gegend eine traurige, dürre Oede, durch welche der Strom sich wie ein isolirtes grünes Band hindurchzieht. Anstatt grüner Ebenen und lachender Wiesen breiten sich gelbliche, röthliche, graue, purpurne Sandflächen in unabsehbare Ferne, durchschnitten von verwitterten, grauweißem Gestein, als ob durch Feuer verkalkt, und darüber ruht eine stille todte Luft und ein bronzener Himmel wie „furnace seven times heated.“

Die ganze Küste des Namaqualandes hat keine Bai, in welcher ein großes Schiff seine Zuflucht nehmen könnte, ausgenommen Angra Peguina im 26. Breitengrade. Hier steht ein steinernes Kreuz, auf welchem die Jahreszahl 1486 eingegraben ist. Südlich und nördlich von Angra-Peguina liegen Gruppen von Inseln verschiedener Größe, deren ein Paar von einigen Menschen bewohnt werden, welche den Seehundfang betreiben; andere sind Colonien der Pinguins und anderer Seevögel, deren Nester so dicht an einander die ganzen Inseln bedecken, daß man keinen Fuß setzen kann, ohne in ein Nest zu treten und in die Ferse gezwickt zu werden.

Nördlich liegen zwei größere Inseln, Bird-Island und Ichaboe, unfruchtbare Inseln, an denen jedoch in neuerer Zeit, seit der Guano-Wuth, oft einige Dutzend Schiffe ankerten, um Guano einzunehmen, denn beide Inseln bestehen fast nur aus Guano. Berücksichtigt man den Flächenraum der Inseln und die Tiefe der Guano-Schichten, so muß man annehmen, daß Tausende von Jahren verflossen sind, ehe solche Massen aus den Excrementen der Vögel entstehen konnten.

Auch im Innern des Namaqualandes findet man Gegenstände, welche, obschon vereinzelt auf einem ungeheuern Flächenraume, dennoch aller Aufmerksamkeit wür-

dig sind. Es giebt z. B. viele Gebirge außerordentlich reich an Kupfer. Vor einiger Zeit wurde ein Kupferberg bearbeitet und sehr reichhaltige Proben nach England gesandt. Allein das Miniren mit Hülfe träger, abgeneigter Eingeborenen in einem wüsten Lande, wo es an allen nöthigen Feuerungsmitteln zum Schmelzen gebrach, bot solche Schwierigkeiten, daß das Unternehmen wieder aufgegeben wurde.

In einigen Gegenden, wo das felsige Substrat weder mit Sand noch Erde bedeckt ist, findet man große Steinflächen mit einer Unzahl weißer und farbiger Krystalle übersäet, die, fest mit dem Gestein verbunden, wie Pflanzen hervorgeschossen scheinen.

Anderwärts findet man gewaltige Massen Asbest, obgleich im ganzen südlichen Vorlande keine Spur eines erloschenen Vulkans wahrzunehmen ist.

Ein kleiner Salzsee und einige warme Mineralquellen ziehen die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich, welcher die pfadlosen Oeden durchzieht. Doch obschon für den Menschen unwirthbar, sind diese Oeden, wie gesagt, von Wild der mannichfaltigsten Art belebt. Pfeilschnell streicht der Strauß über die Ebene, um noch ein dreißigstes oder vierzigstes seiner gigantischen Eier in die Sandeshöhlung zu legen, wo die Gluth der Sonne die Jungen ausbrüten soll; im tollen Laufe jagt die flüchtige Guagga und das elegante Zebra durch den Sand und in sorgloser Ruhe pflückt die edle, sanftmüthige Giraffe an den süßen, gelben Blumenbüscheln der Mimose, oder segelt seitlich, wie ein Schiff gegen den Wind, in die Ferne. Raubthiere streifen durch das Dunkel und im hastigen, leichten Trotte kreuzt der Löwe die Ebene und antwortet mit weitschallendem Brüllen auf den fernen Ruf seiner Gefährtin.

Nördlich vom Gariep ist das Land noch trauriger, fast ohne Quellen, und erfreut sich nur seltener Regen. Die ganze Vegetation beschränkt sich auf vereinzelte Büsche des zarten Buschmanngrases; einige kaum fußhohe, stachelichte Büsche mit klebrigen Blättern, den fleischigen Speckboom (Portulacaria afra); den dürren, blaßgrünen Kannabos (Laroxylon salsola), dessen Asche die Eingebornen an Stelle des Salzes gebrauchen; die immergrüne dornichte Mimose und wilde Wassermelonen, obwohl man nicht begreift, wie diese saftigen Rankengewächse aus dürrem, heißen Sande so viel Feuchtigkeit anziehen können. Noch eines schönen Gewächses, welches man immer auf den Mimosen sieht, müssen wir Erwähnung thun: der Parasiten des Loranthus-Geschlechtes mit ihren schönen, feuerrothen Blumenbüscheln.

Buschmänner. Bosjemans.

Der nächste Grenzstamm gen Osten ist das bekannte Buschmannvolk. Der Name verleitet den Europäer immer zu der Annahme, daß diese Wilden meistens in Gebüschen wohnten. Das Bosjemanland enthält jedoch nur wenig Büsche hoch genug, um Schatten gegen die Gluth der Sonne zu gewähren, und dicht genug, um gegen den kalten Nachtwind zu schützen. Bei solchen kleinen Büschen schlägt zwar der Bosjeman sein Lager auf, denn Alles, woran er seinen Rücken lehnen kann, es sei Busch, Stein oder Ameisenhaufen, genügt ihm für temporäre Wohnung. Gewöhnlich aber zieht er jedoch vor, sein Domicil in einer Felsenspalte, an einer Bergwand, in dem Loche eines Stachelschweines oder Ameisenlöwens, oder in einem ausgehöhlten Ameisenhaufen zu nehmen. Die nahe der Gränze wohnenden Bosjemanen sind wenigstens so weit civilisirt, daß sie einen

Wigwam bauen, der freilich nur aus 3—4 Stöcken von ungefähr 4 Fuß besteht, deren obere Enden an einander gebogen und auf der Windseite mit einigen losen Büschen oder mit einem alten Felle durchflochten sind. Dies ist die einfache Architektur des Bosjeman-Palastes. Die nachbarlichen Buschmänner besitzen zuweilen einige Ziegen und treten wohl auch auf kurze Zeit in des Booren Dienst. Man nennt sie daher zahme Bosjemanen.

In seiner äußern Erscheinung hat der Bosjeman nichts gemein mit den andern Stämmen Südafrika's, als die Farbe, welche meistens tief schwarz ist, aber unter einer feinen Staubkruste immer leicht aschgrau erscheint, denn Reinlichkeit bleibt dem Buschman von seinem Eintritt in die Welt bis zu seinem Tode fremd. Auch hat er kurzes, krauses Wollhaar, aber jeder einzelne Kräusel verlängert sich in zolllange Löckchen von der Dicke eines Rabenfederkieles, die wie gleich lange Franzen über Stirn und Schläfe herabhängen. Diese Löckchen pflegt er mit großer Sorgfalt, wohl die einzigste Sorge, welche er, mit Ausnahme der Federn im Haar und dem Knochen in der Nase und dem Ohre, auf seine bezaubernde Erscheinung verwendet, und salbt sie mit Fett, wodurch ihre Elasticität und Geschmeidigkeit so erhöht wird, daß sie wie eine Reihe lebendiger Würmer aussehen.

Das Charakteristische im Buschmanngesichte, wie überhaupt in den Gesichtern der Wilden, liegt im Auge; denn selbst wenn der Buschmann schweigt und seine Gefühle zu verbergen strebt; wenn absolute Ruhe auf seinen Zügen liegt, so spricht doch das Auge desselben alle Abänderungen der Gefühle unverkennbar aus.

Wie alle Wilden pflegt auch der Buschmann sein Haar

mit allen Dingen zu schmücken, die darin stecken wollen; besonders gern ziert er es jedoch mit Geierfedern.

Der Buschmann ist 3—4 Fuß hoch, durchaus wohlgebildet und von ziemlich regelmäßiger, zuweilen tadelloser Gesichtsbildung. Auch er genießt den Vorzug einer wunderschönen, niedlichen Hand und eines ebenso schönen Fußes. Die Ohrlappen durchbohrt er und trägt in ihnen Ringe, Federn, Stückchen Holz, Knochen ꝛc. Auch die Nasenscheidewand durchlöchert er oft und steckt ähnliche Dinge in diese Oeffnung.

Der Buschmann geht gewöhnlich ganz nackt; über die Schultern hängt er ein Fell, oft so klein, daß man dessen Nutzen nicht begreifen kann; wahrscheinlich nur zur Zierde, wie die spanischen Mäntel des Mittelalters; um die Hüften bindet er einen Riemen, von welchem vorn, oft auch hinten, ein Bündel dünn geschnittener Riemchen von ein bis anderthalb Fuß Länge herunterhängen. Der wirklich wilde Buschmann ist jedoch gleichgültig für diese zarte Rücksicht. Einen andern und breitern Riemen windet er mehrere Male um den Kopf. Um den Hals trägt er gern einige Schalen winziger Landschildkröten, welche er für Talismane gegen wilde Thiere hält.

Hottentoten und Namaquas sind gewöhnlich milder Disposition; der Bosjeman hingegen hat alle Eigenthümlichkeiten eines wilden, reißenden Thieres, über welches er geistig auch nicht viel erhaben ist. Seine Waffen sind Bogen und Pfeil, und ein kurzer Stock mit dickem Knopf von zähem, harten Holze, Kirie, den er mit außerordentlicher Geschicklichkeit zu schleudern versteht und Hasen, Rehe, Vögel ꝛc. damit zu Boden bringt. Eine gefährliche Waffe ist sein Pfeil. Er besteht nur aus einem dünnen Schilfrohr, woran ein spitzer Knochen oder ein roh gearbeitetes Stück Eisen mit Wider-

haken befestigt ist; aber da diese Spitze in ein tödtliches Gift getaucht ist, folgt selbst auf eine leichte Verwundung der Tod. Zur Vergiftung der Pfeilspitzen gebraucht der Buschmann von vegetabilischen Giften den Saft der Euphorbie und eines Zwiebelgewächses, den Colonisten unter dem Namen Giftbollen (Buphone toxicaria) bekannt; animalische Gifte setzt er zusammen aus dem Gifte der Schlangen, der Scorpione und Spinnen. Mit diesen schwachen Pfeilen vermag er aus kurzer Entfernung einen Ochsen durch und durch zu schießen. Dieselben vergifteten Pfeile werden zur Jagd benutzt. Der Pfeil ohne Gift würde ein größeres Thier in großer Entfernung zu wenig verwunden, um es zu erlegen; allein die kleinste Wunde durch einen vergifteten Pfeil ist dazu hinreichend: betäubt stürzt das verwundete Thier sehr bald; der Bosjeman folgt auf der Fährte; schneidet die nächsten Fleischpartien der Wunde aus und frißt den Rest, unbekümmert, ob es vom Gifte schon durchdrungen sei oder nicht. Frißt, sagten wir, denn er speis't wie ein Thier: er frißt, bis er nicht mehr kann; legt sich dann nieder und verdaut; frißt darnach wieder, bis er nicht mehr kann rc. bis die Beute aufgezehrt ist und der Hunger ihn nöthigt, sich nach andern Nahrungsmitteln umzusehen. Er legt nie einen Vorrath bei, ausgenommen er habe das Glück gehabt, einen Trupp Schafe oder Rinder zu stehlen, die er dann sogleich alle schlachtet, weil er sich nicht die Mühe nehmen würde, sie zu hüten und der Möglichkeit der Wiederabnahme vorbeugen will; trocknet das Fleisch und füllt damit allerlei Schlupfwinkel an. In unruhigen Zeiten an der Grenze haben die Buschmänner oft, wenn sie an der Möglichkeit zweifelten, eine gestohlene Heerde Schafe oder Rinder vor den Verfolgern zu retten, allen — oft 4—

600 Widdern und 60—80 Rindern, sogleich die Kehlen oder Achillessehnen durchschnitten und dann die Flucht ergriffen. Die Booren konnten eine solche Masse todtes oder verstümmeltes Vieh nicht wegführen und die Beute blieb sonach in den Händen der Räuber, welche sie sodann den Geiern streitig machten und in ihren Kraals, Höhlen und andern Schlupfwinkeln verbargen. Natürlich blieb solches Fleisch nicht immer sonderlich gut, allein der Bosjeman ist nicht viel leckerer als die Hyäne. Aehnliche Vorkehrung macht er mit Heuschrecken, die er röstet und in großen Quantitäten wegsteckt. Und selbst wenn ihm diese zwei Artikel fehlen und andere Fleischnahrung gebricht, bleibt er immer noch rund und fett da, wo ein Europäer verhungern müßte. Der Bosjeman wandelt über die sandige Oede: hier ragt aus dem Sande ein Zoll langes, dürres Hälmchen, welches ein Europäer wahrscheinlich weder gesehen noch beachtet haben würde; der Bosjeman scharrt und steckt etwas in den Mund, gerade wie die Affen es thun, geht weiter und scharrt wieder so lange, bis er seinen Magen so mit saftigen Wurzeln gefüllt hat, daß er sich endlich niederlegt, um zu verdauen. Die hauptsächlichsten seiner vegetabilischen Nahrungsmittel sind U'Gaap — ein bitter-süßes Gewächs ähnlich einer Möhre, welche aber über der Erde wächst; die T'Camroo, ähnlich einer langen, süßlichen Kartoffel und was die Colonisten Jackalskost, Fuchsspeise, nennen (Wurzeln der Aphyteja Hydnora). Die Abneigung des Bosjemans gegen Schweinefleisch, wovon einige Reisende gefabelt, besteht nur im Gehirne dieser leichtgläubigen Argonauten.

Da die Buschmänner oft nur vom Raube lebten und Mord und Brand während ihrer Streifzüge unter die weißen Grenzbewohner trugen, haben sie sich manche

schwere, aber wohlverdiente Züchtigung zugezogen. Selbst im J. 1845 fand noch ein solches Bosjeman-Commando statt, (so nennt man eine bewaffnete Macht der Colonisten, welche auszieht, um Repressalien auszuüben) vom Gouvernement zwar nicht bestätigt, aber doch mit Stillschweigen geduldet, da es nach den eingegangenen Rapporten annahm, daß die Buschmänner eine Züchtigung, welche durch die Booren nachdrücklicher ausgeführt werden konnte, als durch eine Handvoll Soldaten, sehr wohl verdient hatten. Zu beklagen sind freilich die Schlächtereien en gros, welche bei solchen Gelegenheiten in frühern Jahren nicht selten stattgefunden haben, obschon derartige Lectionen nur bewirkten, daß die Buschmänner ihren Streifzügen eine Zeit lang eine andere Richtung gaben, gegen Griquas, Corannas und Tambaokies, nach einiger Zeit aber doch wieder Händel mit den Colonisten begannen.

Es scheint daher, als ob die Missions-Institute, deren eine ziemliche Zahl im Buschmannlande besteht, noch keine sonderliche Verbesserung im originellen Charakter des Bosjemans bewirkt haben.

In Erscheinung ein Mensch, in Gewohnheiten ein Thier, begräbt der Bosjeman jedoch seine Todten, steckt sie in das Loch eines Stachelschweines oder Ameisenlöwen und wirft einen Haufen Steine darauf.

Der westliche Theil ihres Landes ist nicht viel besser als eine Wüste; der östlicher liegende jedoch einigermaßen fruchtbarer, obschon auch er dem Auge eines Europäers nicht viel besser erscheinen möchte, als eine trostlose, wüste Oede. Selbst nach Regen, wenn andere Landstriche ein gleichmäßiges Grün annehmen, bleiben nackte Stellen, von aller Vegetation entblößt, zwischen den grünen Plätzen, und das Gras wächst, wie die Haare

auf dem Bosjemankopfe, in vereinzelten, weit von einander entfernten Büscheln — ein federartiges Gras als Bosjemangras bekannt. In trockner Jahreszeit erscheinen diese kleinen, einzelnen Grashügel schwarz oder blaugrau, als ob Feuer über den Grund gefegt. Es ist begreiflich, das ein solches Land wenig Naturschönheiten aufzuweisen habe: überall die endlose, bläuliche Fläche, deren traurige Stille nur zuweilen durch den Galopp des flüchtigen Guagga, das Keuchen des fliehenden Straußes und das hohle Sausen der tanzenden Sandhose unterbrochen wird. Wir meinen keineswegs, daß diese Landstriche von allem Interessanten entblößt seien; die Wüste ist ein Gegenstand von gleich hohem Interesse wie die lachende Landschaft, aber wir glauben nicht, daß je ein Reisender diese Oede durchzogen, dem sich nicht ein Gefühl von Trauer und drückender Einsamkeit aufgedrängt hätte, eine sichere träumerische Theilnahmlosigkeit, ähnlich einem Schlafe mit offenen Augen. Der außerordentlichen Menge Eisensteine möchten wir erwähnen, welche in losen, runden Klumpen auf vielen Flächen in solcher Anzahl liegen, daß es scheint, als ob ein dichter Steinhagel gefallen wäre, und die so viel Metall enthalten, daß sie wie Glocken klingen. Eine andere Curiosität sind die Pramberge — die zwei Brüste. Es sind dies nämlich zwei dicht aneinander liegende Berge von gleicher Höhe und gleichem Umfange und auf jedem eine kleinere Felsengruppe; beide Berge sind durch einen leicht runden Einschnitt getrennt. Wenn beleuchtet von der sinkenden Sonne bieten sie in der Entfernung die allertäuschendste Aehnlichkeit zweier weiblichen Brüste und daher auch der Name. Ueberhaupt scheint die Natur bei Bildung der Gebirge dieses südlichen Vorlandes in ihrer wunderlichsten Laune gewesen zu sein,

indem sie Felsgruppen und Gebirgen sehr seltsame Formen gegeben hat. Den meisten Bergen hat man einen Namen gegeben, welche ihre bizarre Form charakteristisch bezeichnet. So giebt es z. B. im Lande der westlichen Coraunas vier Hügel, die eine täuschende Aehnlichkeit mit vier Katzenköpfen haben — die Katzenkopfhügel; — Im District Worcester die Schorfberge, eine Gebirgskette, die mit einem großen Schorfe bedeckt erscheint; in der Chumie an der Kaffergrenze eine Gebirgskette, überragt von ein paar gigantischen Steinköpfen der afrikanischen Race von so täuschender Aehnlichkeit, daß man sollte glauben, Menschenhände hätten sie gemeißelt. Ueberall findet man aber auch Gebirge von Umrissen großer und edler architektonischer Schönheit, auf denen das Auge mit staunender Bewunderung ruht; lange Gebirgsketten, gestützt von mächtigen Pilastern und Reihen runder hoher Strebepfeiler; darüber ein starker Fries, auf welchem sich eine neue kürzere Gallerie erhebt durch kürzere Pfeiler getragen und höher und höher noch kleinere Gallerien, gedeckt vom flachen Tafellande; mächtige Denkmäler aus der Zeit der Sündfluth, an denen die Natur mit Schrift von Stein die Stadien dieses großen Ereignisses beurkundete, die nach 6000 Jahren noch dann so deutlich sind, wie bei der Gestaltung dieses Erdballs.

Griqua's und Corauna's.

Zwischen gleichen Breitengraden, aber mehr nördlich, wohnen ziemlich durch einander gemengt zwei Völkerstämme, welche auf einer höhern Stufe der Civilisation stehen als die Bosjemans: die Griqua's und Corauna's. Beide Stämme sind durchaus verschieden, sowohl von den Namaqua's, Hottentoten und Buschmännern auf der westlichen, und von den Kaffern auf der östlichen

Seite, wie auch in Sprache und physischer Bildung untereinander, da sich ein Stamm selten durch Heirath mit dem andern vermengt. Sie haben ihre charakteristischen Eigenthümlichkeiten unverändert erhalten und ähneln einander nur in nicht wesentlichen Beziehungen.

Die Corauna's sind mittler Statur und kräftigen Körperbaues, obwohl eine fette Person unter ihnen, wie überhaupt unter allen südlichen Völkern, eine Seltenheit ist. Sie haben sehr hohe Backenknochen und scheinen das Verbindungsglied zwischen den westlichen Stämmen und den Kaffern. Ihr Kopfhaar ist kurz gekräuselt, die einzelnen Haarbüschel so eng aneinander stehend, und um die Stirn und an den Schläfen so scharf abgeschnitten, daß es aussieht, als ob sie kurzgeschorene Perrücken trügen; dies ist jedoch das natürliche Wachsthum der Haare. Der Hottentot ist gelbgrau; der Namaqua gelbbraun; der Bosjeman schwarz; die Farbe des Corauna ist ein lichtes Grau, nicht das Grau gebleichter Neger, sondern des schmuzigen Pergamentes. Die Farbe der Perrücke ist blaugrau, so daß sie der kurzen Amtsperrücke der englischen Advocaten nicht unähnlich sieht.

Kinder und Frauen tragen kurze Pelzmäntel, durch welche sie ihre Nacktheit jedoch keineswegs bedecken; um die Hüften tragen sie, wie die Buschmänner, einen Riemen, an welchem eine kurze Schürze hängt, die in feine lange Riemchen ausgefranzt ist. Die Schürze ist oft zierlich geflochten und mit Glasperlen benäht. Ueberhaupt lieben sie Schnüren von Glasperlen um Arme, Beine und Hals zu tragen. Mit Glasperlen wird daher unter ihnen ein ziemlich starker Handel getrieben. Um Perlen aufzunähen oder Pelzmäntel zu fertigen, gebrauchen sie lange, dünne Sehnenstreifen und nähen damit bewunderungswürdig zierlich. Die Männer beklei-

den sich oft mit Jacke und Hose eigener Manufactur, aus gegerbtem Leder gefertigt, und haben die Gewohnheiten ihrer civilisirten Nachbarn angenommen, d. h. sie rauchen, trinken Branntwein, schnupfen und trinken wohl auch Kaffee und Thee, wenn sie diesen Luxusartikeln beikommen können.

Außer Viehzucht betreiben sie in den wenigen dazu geeigneten Gegenden Ackerbau und Gärtnerei, doch beschränkt sich meistens ihre Agricultur auf den Bau von Mais, Wassermelonen und Tabak.

Hottentoten und Buschmänner waschen ihren Körper nie, ja scheinen von Reinlichkeit gar keinen Begriff zu haben; die Corauna's dagegen sind reinlicher und bieten in ihrem Anblicke nichts absolut Schmuziges und Widriges, obschon sie die Reinlichkeit nicht in's holländische Aeußerste treiben. Ueberhaupt läßt sich ein Beginn von Civilisation unter ihnen nicht verkennen, der dem wohlthätigen Einflusse der Missionäre zugeschrieben werden muß, welche zahlreiche Institute unter ihnen haben und hier unter einem Volke von keiner politischen Bedeutung, wo keine Mißgeburt eines verschrobenen Systems, wie in der Colonie und unter den Kaffern möglich ist, unleugbar Gutes stiften. Es ist eine Freude, die Schulen unter den Coraunas und Griquas zu besuchen, wo eine neue Generation herangebildet wird, welche die Kinder gleichen Alters in manchen europäischen Schulen überragen möchte.

Die Coraunas treiben einen nicht unbedeutenden Handel in Vieh und ähnlichen Artikeln wie die Namaquas, und beziehen von der Kapcolonie mannichfaltigere Artikel als ihre Nachbarn, wie z. B. Ackerbaugeräthschaften, Eisengeräthe, Tabak, Gewehre, Pulver, Blei, Zucker, Filzhüte, Glasperlen, bunte Tücher ꝛc.

Irgend eine Art Gouvernement haben sie nicht; sie haben Häuptlinge, welche jedoch nicht mit jeder despotischen Gewalt, wie die Häuptlinge ihrer Nachbarn bekleidet sind.

Sie glauben, wie ihre Nachbarn rechts und links, an gar nichts: der einzigste Fetisch, den sie wie alle andern Stämme jenseits der Kapgrenze anbeten, ist unbezweifelt die Branntweinflasche. Was die junge Generation glaubt, wissen wir nicht.

Der Griqua ist, wie schon gesagt, dem Corauna in vieler Beziehung ähnlich; seine Hautfarbe ist jedoch mehr ein staubiges Rothbraun und die Farbe der Haare dieselbe.

Der Griqua hat ein langes, gerades Gesicht. Seine Lebensweise und Kleidung ist dieselbe, wie die des Corauna.

Das Land beider Stämme bietet wenig Interessantes. Die einzigen schönen Partieen findet man auf der Grenzlinie beider Stämme, dem Gariep entlang. Höher nach Norden, jenseit Litakon, in den Landstrichen bewohnt von den Mokarraquas und Bakillihari wird das Land immer schöner; fruchtbare Ebenen und dichte Wälder umsäumen die sandige, steinigte Wüste des westlichen Landes und es giebt keinen Theil der Erde, in welchem eine größere Zahl von Thieren lebte, als gerade hier.

Im Griqualande findet man viele Zeichen, daß, obschon Spuren von Vulkanen nirgends zu erspähen sind, Feuer bei der Gestaltung dieses Theiles der Erde vorzüglich thätig gewesen sein müsse; denn man findet hier ganze Strecken von Asbesthügeln, schöne Kalkbetten und Schieferbrüche, welchen den Griquas in spätern Jahren vielleicht Quellen von Reichthum werden dürften.

Die Griqua's haben die größte Inlandstadt, wenn wir Kruman und Litakon unter dem 27. Grade ausnehmen, welche zusammen ungefähr 10,000 Einwohner enthalten möchten.

Griquastadt, oder wie in neuerer Zeit benannt, Klaarwater, besteht jedoch nur aus Stroh- und Lehmhütten und zählt nur einige Häuser, welche auf europäische Weise gebaut sind, deren bestes dem Häuptling Adam Koch gehört. Dieser Häuptling, welcher einen jährlichen Gehalt von 200 Pfd. Sterl. vom englischen Gouvernement bezieht, gefällt sich gleichfalls in europäischer Lebensweise und Tracht — blauem Frack mit gelben Knöpfen, schwarzer Tuchhose 2c. — doch vergißt er gewöhnlich die Schuhe beizufügen, und da er selten ein Hemde trägt, ist er seinen Brüdern in der Affenkomödie in alten Monturen überraschend ähnlich. Die andern europäischen Häuser gehören den Missionären.

Kaffern.

Theilt man Südafrika bis zum Wendekreise des Steinbockes in drei gleiche Theile, so wird der westliche Theil von den Namaquas, den westlichen Buschmännern und westlichen Coraunas; der mittlere Theil von den Griquas, den östlichen Stämmen der Coraunas und Buschmänner und mehr nördlich von den Betchuanas; der östliche Theil, jenes fruchtbare Land, das sich vom Kiskammaflusse, der Grenze des Kaplandes, bis zur Delagoabai, der portugiesischen Niederlassung erstreckt, von den verschiedenen Kafferstämmen bewohnt, dem zahlreichsten und mächtigsten Volke der ganzen südlichen Halbinsel. Dieses große Küstenland wird durch eine hohe Gebirgskette (Quathlamba der Kaffern, Draakenberge (Drachenberge) der Colonisten), die sich von dem

Vorlande der südlichen Spitze bis zum Aequator erstreckt, in zwei ziemlich gleiche Theile getheilt. Die Ebenen und Thäler westlich dieser Gebirgskette, minder fruchtbar als das Küstenland, bewohnen die Tambookies oder Galekas, deren einzelne Stämme als Barolongs, wohl ursprünglich Corannas, Abasutas, Mantatees und Umzillikazis Fetcani bekannt sind; das östliche Küstenland bis zum 30. Breitengrade bewohnen die Amakosas; von dort bis Delagoa-Bai die Zooluhs und dann bis zum Wendekreise des Steinbockes die U'Haubauas. Alle vier Stämme, in Sprache, Sitten und selbst in äußerer Erscheinung verschieden, bilden nichts desto weniger ein einziges Volk. Der Unterschied zwischen diesen Stämmen wird ohne Zweifel durch die Verschiedenheit der Landstriche erzeugt.

Der Tambookie, welcher mehr sandige, unfruchtbare Gegenden bewohnt, ist schmächtiger als der Amakosa; den trocknen, heißen Winden ausgesetzt, welche über die Sandebenen des innern Küstenlandes wehen, ist er mager, man möchte sagen ausgetrocknet, obgleich von sehr kräftigem Körperbau. Seine Farbe ist ein staubiges, dunkles Kupferroth.

Der Amakosa ist größer als der Tambookie; die reizenden Thäler und dichten Wälder, welche er bewohnt, erlauben ihm ein besseres, physisches Gedeihen, was seine meistens athletische Form bezeugt. Seine Farbe ist ein ganz dunkles Rothbraun, oft in's Schwarze spielend, aber doch nie so schwarz, daß die Röthe der Wangen nicht erkannt werden könnte.

Der Zooluh ist ganz schwarz; die Gluth der nähern Tropen und das offene, sandige Küstenland bedingen eine Constitution, welche der des Tambaokie mehr ähnlich ist; doch ist er größerer Statur als der Tambookie.

Der U'Nambana ist das verbindende Glied zwischen Kaffer und Mosambiker und vereinigt die Eigenthümlichkeiten beider Racen. Unter allen vier Stämmen findet man nicht selten Albinos, deren schneeweiße Farbe und rosige Wangen nicht wenig unter den dunkeln Gesichtern auffällt.

Die Amakosas, Kaffern, par excellence, wenigstens in colonialer Geschichte, zerfallen wieder in drei große Stämme: Amakosa, Amatembon und Amaponda.

Es ist dies nur eine politische Theilung, welche sich auf sichre Regierungsrechte der Häuptlinge bezieht, denn alle drei Stämme sind einander vollkommen gleich. Die Kaffern sind, ungleich den oben genannten Völkern, in geistig und körperlicher Hinsicht ungemein bevorzugt. Sie sind mit hoher Intelligenz begabt und gleichen in vieler Hinsicht den nordamerikanischen Wilden. Sie sind weise im Rathe und tapfer in der Schlacht; scharfsinnig, schlau, edelmüthig, erkenntlich für die kleinste Wohlthat und Patrioten im reinsten Sinne des Wortes. Kaffern sind gewöhnlich, Männer sowohl als Frauen, 6 Fuß und darüber; kleine oder verkrüppelte Personen scheinen unter ihnen nicht zu existiren. In der That behauptet man, daß alle Personen von fehlerhafter Bildung vertilgt werden. In ihrer Haltung und in jeglicher Bewegung ist eine solche Anmuth und Eleganz, daß ein englischer Reisender sie a nation of Gentlemen nannte.

Religiöse Gebräuche haben sie nicht; aber Beschneidung findet unter ihnen statt. Sie tättowiren nicht, aber beschmieren in der Kriegszeit ihre Gesichter mit weißen und rothen Streifen und reiben den ganzen Körper mit einem fetten, rothen Thon.

Sie sind gute Politiker und besitzen eine bessere Kenntniß, als man von fast nackten Wilden erwarten sollte, von Dingen, die sie nie gesehen und die sie nur durch unbestimmte Gerüchte kennen gelernt haben — ein hinlänglicher Beweis, mit welcher Genauigkeit und welchem Scharfsinne sie sich über Alles zu unterrichten pflegen. Ueber die Entfernung Europa's und seiner verschiedenen Länder haben sie nicht die allerschlechtesten Begriffe, und über politische Ereignisse haben sie, der Himmel weiß wie, immer ebenso schnelle Nachricht, als die Colonisten. Es ist ein Factum, daß die französische Revolution, welche Louis Philipp seines Thrones entsetzte, eher in Caffraria bekannt war als in der Colonie. In einer Verhandlung zwischen einigen Häuptlingen und dem Gouverneur drohte der Letztere in drei Tagen Feuerschiffe (Dampfschiffe) unter sie zu bringen. „Der Abalungo" (der Weiße) erwiderte einer der Häuptlinge ernst und langsam, „ist mächtig, aber kann er Feuerschiffe in die Amatola (Centralgebirge), Caffrarias senden? Drei Tage sagt der Incosi Inculu (große Häuptling)? Zwei Mal wechselt des Mondes Bart, ehe seine Mutter geschrieben, (zwei Monate müssen verlaufen, ehe er eine Ordre von der Königin von England empfangen wird)." Und in der That war zur Zeit auch nicht ein Dampfschiff in den Häfen der Colonien, so daß des Kaffers Berechnung nur allzu richtig war.

Trotz solcher großen Talente sind die Kaffern immer noch dieselben, die sie von jeher gewesen sind. Nichts haben sie von Civilisation angenommen als das Gewehr an der Stelle des Assagai (Wurfspieß.)

Tzatzoe, ein Gaika-Häuptling, genoß liberale Erziehung in England, und lebte dort eine geraume Zeit ganz nach europäischer Weise; er soll eine besondere Fer-

tigkeit in fremden Sprachen besitzen; allein sogleich nach seiner Rückkehr warf er alles Europäische von sich und mit dem Carroß (Pelzmantel von Leopardenfellen), nahm er wieder die wilde Majestät eines Häuptlings an. Die Missionäre behaupten große Dinge unter ihnen ausgeführt zu haben; das Werk lobt zwar nicht den Meister, aber sie kennen ihre Verdienste wahrscheinlich am besten.

Das englische Gouvernement hatte die Gewohnheit, den Häuptlingen alljährlich Geschenke zu schicken, welche der Gouverneur an die versammelten Häupter mit besonderer Feierlichkeit auszutheilen pflegte. Meistens waren es Kleidungsstücke und bunter Flitter, wie ausgeschossene Theatergarderobe. Die Kaffern nahmen sie gleichgültig, aber trugen sie nie. Schöne seidene Damenkleider mit kostbaren Blonden besetzt, kamen für die Frauen der Häuptlinge an; die fast nackten Kafferweiber warfen die Kleider lachend und spottend einander zu, aber trugen sie nicht. Eines Tages speisten bei einem politischen Agenten, deren mehrere in Caffraria residiren, und deren alleinige Aufgabe es ist, verdächtige Bewegungen unter den Kaffern herauszuriechen, die aber gewöhnlich den Wald vor Bäumen nicht sehen, zwei Kafferhäuptlinge, die eingeladen waren, einige kürzlich angekommene Geschenke in Empfang zu nehmen. Es waren schöne herkulische Gestalten, und obgleich nackt, nur mit Mocassins und dem Carroß bekleidet vergaß man ihre wilde Erscheinung in ihrem wirklich eleganten Betragen bei Tafel. Vollkommen vertraut mit allen Mysterien der Gourmandie, aßen sie nach europäischer Weise, aber tranken keinen Wein. Beide sprachen geläufig englisch. Nach aufgehobener Tafel wurden zwei Fräcke mit goldgestickten Krägen und Aufschlägen auf den Tisch gelegt, die ihnen zugedachten Geschenke; einen verächtlichen

Blick auf den Flitter über die Schulter werfend, richteten Beide ihre hohe Gestalt zu voller Höhe und mit vornehmer Grandezza, den Carroß über die Schulter werfend, verbeugten sie sich anerkennend vor dem Agenten. Die Fräcke vergaßen jedoch Beide mit hinwegzunehmen.

Es ist zu bedauern, daß ihr schönes Land nicht ein Schauplatz regerer Industrie ist, zu deren mannichfaltigen Zweigen es ihnen sicher nicht an Fähigkeit gebricht, wie man einigen Artikeln nach, die sie anfertigen, zu urtheilen berechtigt ist. Sie verstehen recht wohl in Metall zu arbeiten, aber beschränken ihre Geschicklichkeit auf das Anfertigen von Assagai-Spitzen und von Ringen, die sie, vorzüglich die Frauen, um Arme und Beine zu tragen lieben. Eiserne Geräthe, wie Hacken, Spaten und Beile, welche Einzelne besitzen, sind nicht durch Kaffern gefertigt, sondern eingeführt. Sie verwenden sehr viel Mühe auf die Anfertigung großer hölzerner Näpfe, die sie aus einem Blocke Holz aushöhlen und in deren Außenseite sie allerlei Figuren graviren. Von der gigantischen Binse, die in Afrika zur Höhe von 10—15 Fuß wächst, fertigen sie große starke Matten, mit denen sie ihre Hütten auslegen, und auf diese Weise ihren Wohnungen ein außerordentlich reinliches Aussehen geben. Wenn der Kaffer auf der Reise ist, führt er ein Paar solcher Matten immer mit sich, auf einen Tragochsen geladen; die eine breitet er auf den Grund, um darauf reinlich zu sitzen, die andere spannt er gegen die Windseite. — Zur Bereitung warmer Speise, welche gewöhnlich in Mais oder Kafferkorn und Milch besteht, gebrauchen sie thönerne Töpfe, die sie aus rother Erde fertigen und brennen. Diese irdenen Gefäße sind nicht glacirt und daher porös und wenig haltbar. Der zierlichste Artikel, welchen sie mit besonderer Sorgfalt fertigen, ist der

Schnupftabakslöffel, gewöhnlich von Elfenbein, dessen Griff einer Gabel ähnlich ist, so daß der Löffel bequem in dem Kopfhaar festgesteckt werden kann.

Mit diesem Löffel füllen sie ihre Nasen so voll als immer möglich, und berühren den Schnupftabak nicht mit den Fingern. Ihre Schnupftabaksdosen sind kleine 2—3 Zoll große Flaschenkürbisse, in welche oft recht zierliche Figuren eingeschnitten sind. Den Schnupftabak bereiten sie, indem sie die Tabaksblätter auf einem flachen Steine mittelst eines runden Steines pulvern. Ihre Kleidung, die freilich nur höchst einfach aus Carroß und Mocassins besteht, fertigen sie mit Geschicklichkeit; die Pelzmäntel sind mit dünnen Sehnenstreifen höchst zierlich genäht. Die Frauen nähen auf gleiche Weise allerlei Zierrathen mit Glasperlen auf Lederschürzen, Armbänder 2c.

Alles dies ist jedoch nur Nebenbeschäftigung. Das hauptsächlichste Geschäft der Frauen ist das Bestellen der Gärten, wo Mais, Kafferkorn, sehr viel Tabak, Kürbisse und Wassermelonen gezogen werden. Die Männer besorgen das Zuchtvieh, jagen oder liegen auf der Bärenhaut und vertreiben sich die Zeit mit Politik oder Rauchen. Dies letztere Vergnügen wird oft auf folgende Weise ausgeführt: Männer liegen in einem dichten Kreis auf den Knieen oder auf dem Bauche, um ein mit Wasser gefülltes Loch, an dessen Rande eine kleine Höhle mit Tabak gefüllt ist; in diese Höhle stoßen sie durch das Wasser lange durchbrochene Schilfe, und saugen nun aus Leibeskräften gewaltige, und man muß bekennen, angenehm kühle Rauchwolken, während das Wasser wie ein siedender Kessel sprudelt von dem Qualm, der auf andere Weise aus den Schilfen entschlüpft. Ein

Jeder wird hierin die ursprüngliche Form der Hoskah erkennen.

Die Vertheilung der Arbeit zwischen Männern und Frauen ist wunderlich genug; offenbar hat das männliche Geschlecht einen Theil Arbeit, der den Frauen angehört, und so umgekehrt. So beschäftigen sich die Männer mit Anfertigung allerlei Zierrathen, wie z. B. Körbchen und Teller aus gespaltenen Stachelschweinstacheln, äußerst zierliche Artikel, durch die schwarzen und weißen Flecken der Stacheln geschmackvoll gemustert. Kaum sollte man vermuthen, daß dieselbe Hand den Attagai aus dem zähen Holze des Attagai-Baumes (Cartisia faginea) fertige. Das Bestellen der Felder und das Erbauen des Wigwams wäre doch wohl füglicher eine Sache der Männer: allein alle wirkliche Arbeit ist den Frauen aufgebürdet.

Der Kaffer lebt meist von Milch; daher findet man in seinem Wigwam immer Milchgefäße. Dies sind Körbe, die theils aus zähen Grashalmen, theils aus dünnen Zweigen so eng geflochten sind, daß keine Feuchtigkeit durchfließt. Dabei haben diese Milchgefäße den Vorzug vor irdenen Gefäßen, daß sie eine größere Verdunstung erlauben, durch welche die Milch in diesem heißen Klima eiskalt bleibt und nicht so leicht dem Sauerwerden ausgesetzt ist. Der Kaffer ißt selten Fleisch, wenn er von seinem eignen Zuchtvieh schlachten muß; erbeutet er Vieh, so frißt er unmenschlich und nichts als Fleisch und verschlingt es fast noch roh. Gewöhnlich lebt er jedoch nur von einem Brei, gemacht aus der gigantischen Hirse, dem Kafferkorn, und Milch. Kafferkorn pflegen sie in einem harten hölzernen Mörser mit einer hölzernen Keule gröblich zu stampfen, und in ein schwarzes Brod zu backen. Auch mahlen sie es auf ei-

nem flachen Steine mit einem runden Steine, den sie rollend auf dem Korne umher drücken, zu dem feinsten Mehle. Gebricht es ihm am Kafferkorn, so genießt er die Milch sauer, weil diese mehr sättigt als frische Milch. Solche Milchdiät giebt jedoch Veranlassung zu Würmern, woher es auch kommt, daß mit dem Bandwurm die Hälfte der Kaffern behaftet ist. Wilde Baumfrüchte, wie die Früchte des Kubu (Mystroxylon Kubu) und des Melkhout (Sideroxylon) rc. und Wild mannichfaltiger Art liefern ihm gute Nahrungsmittel.

Der Wigwam ist ein kleines dünnes Haus in der Form eines Bienenkorbes, sorgfältig mit Lehm überschmiert. Zum Schutz gegen wilde Thiere ist der Eingang nur so weit und hoch, daß ein Mensch auf Händen und Füßen hineinkriechen kann. Innen und außen wird die Hütte dann noch mit Kuhmist überschmiert, durch dessen glutinöse Consistenz der Lehm eine gewisse Härte und Glätte erlangt. Der Wigwam hat keinen Rauchfang und dieser ist auch nicht nöthig, da das Kochgeschäft immer in einiger Entfernung von der Hütte abgethan wird. Diese Wigwams sind meistens in einem Kreise gebaut und heißen K r a a l — Dorf. — K r a a l hat jedoch in colonialer Sprache verschiedene Bedeutung: man nannte Kraal eine oder mehrere Familien Wilde, die irgendwo aufliegen; ferner eine Hürde mit Steinen oder Dornbüschen umgeben, und endlich wie oben bemerkt, ein Dorf der Wilden. Gewöhnlich steht der Kraal auf einer Anhöhe, deren Grund ausgehöhlt ist und als Speicher für die Gartenproducte und als Pulverkammer gebraucht wird. Solche Vorrathskeller werden mit einer dicken Schicht Lehm sorgfältig geschlossen, weil in diesem innern Raume das Zuchtvieh des Nachts steht.

Der Reichthum des Kaffers besteht in Rindern, das Medium alles Handels. Der reichste Kaffer hat keine Abzeichnung vor den ärmsten in Lebensweise, Wohnung 2c. Alle Kaffern sind sich gleich: der Reichste hat nur mehr Rinder. Der Kaffer bezahlt eine Zahl Rinder für seine Braut; bezahlt seine Schuld mit Rindern; bezahlt eine Geldstrafe in Rindern; beginnt Krieg, um Rinder wegzutreiben und erkauft den Frieden gegen eine Heerde Rinder. Daher treibt der Kaffer in Kriegszeit nur Heerden hinweg; alles Andere zerstört er entweder, oder läßt es, da es seinen Augen nutzlos und verächtlich, unangetastet.

Die ganze Nation ist in eine Menge Stämme getheilt, die unter Lehnsherren, kleinen Häuptlingen stehen, welche wieder größere, jedoch politisch von einander unabhängige Oberhäupter anerkennen. Das Oberhaupt der Tambookies oder Galekas ist Kreli. Die kleinere Hälfte der Amakosas, genannt T'Slambie oder H'Lambie erkennt Umhala als ihr Oberhaupt an, und der berüchtigte Sandili, Regent an der Stelle seiner Mutter Suta, der alten Königin, ist das Haupt des mächtigen Gaika-Stammes.

Die absolute Gewalt steht jedoch unter dem Einflusse der Amapahati (der hohen Räthe) und das Gesetz, welches die Nachfolge der regierenden Häupter regulirt, trägt viel dazu bei, diesen Einfluß zu vergrößern. Der „große Sohn" eines Häuptlings, nicht der ältelste, wird der Nachfolger des Vaters in Rang und Macht; er ist der Sohn der „großen Frau", welche gewählt durch die Amapahati, gewöhnlich das letzte Weib ist, welches der Häuptling in vorgerücktem Alter nimmt, und der große Sohn, der Nachfolger, ist daher beim Ab-

leben des Häuptlings meist noch unmündig und unter dem vollen Einflusse der Amapahati.

Die Gaikas und H'Lambies sind es, welche jetzt Krieg führen und auch in allen frühern Kriegen haben die Gaikas die Hauptrolle gespielt. Pato, Cobus Congo, Siwani und ihr Oberhaupt Umhala haben sich unter den H'Lambies durch kriegerisches Talent und Erbitterung gegen die Engländer besonders ausgezeichnet; ebenso unter den Gaikas Macomo, dessen zwei Söhne Kona und Namba, Stoch, Thlathla, Zana, Faudala, und deren Oberhaupt Sandili (Sandilla). Das Haupt der vereinigten Kafferkrieger ist Sandiri und nicht Macomo, wie es nach den Zeitungsberichten gewöhnlich erschien. Auch ist der Charakter Beider (Macomo und Sanditi) keineswegs in sein wahres Licht gestellt worden.

Sandili ist eine hohe, edle Gestalt mit einem männlich schönen Gesichte, auf welchem die ruhige Würde des großen Häuptlings ruht. Seine Rede ist gemessen und milde, nie hastig oder lärmend. Er trägt keine Abzeichnung seines Ranges: die großen goldnen Ohrringe, die Spange am linken Arme, und die Schnur großer Glasperlen um den Hals hat er mit andern Kaffern gemein. Nur sein Carroß von Löwen- oder Tigerfellen ist prächtiger. Er ist ein geschickter Heerführer und sein militärisches Talent wird im jetzigen Kafferkriege der brittischen Schatzkammer wahrscheinlich an 5—6 Mill. Pfd. Sterl. kosten. Immer verändert er seine Manoeuvers: bald dringt eine große Colonne vorwärts; bald theilt sich ein großer Haufen in kleine Trupps fächerähnlich nach allen Richtungen und zieht sich ebenso schnell wieder auf den Ausgangspunkt zusammen; bald zerstiebt plötzlich der ganze Heerhaufen in eine Wolke Tirailleurs,

welche sich in unglaublich kurzer Zeit auf einem sichern Punkte wieder vereinigen, um in compacter Macht anzugreifen. Daher kommt es, daß die colonialen Truppen Hunderte von mühseligen Märschen machen, ohne des Feindes habhaft zu werden; er erscheint, verschwindet, concentrirt sich und zerstäubt; unterläßt aber keine günstige Gelegenheit, die Truppen in einen Hinterhalt zu verleiten und mit Entschlossenheit anzugreifen. Daher kommt es, daß die Truppen, selbst wenn sie meinen, die Kaffern auf einen Punkt zusammengetrieben zu haben, gewöhnlich Niemand finden, aber wohl von demselben Feinde im Rücken angegriffen werden. Der Kaffer liefert keine Schlacht nach den Gebräuchen europäischer Taktik: er ist nur ein Guerilla, und wie alle Guerillenkriege sich in die Länge ziehen, so ist auch das Ende des Kafferkrieges noch fern. Die Ursache der großen Schwierigkeit, diesen Krieg zu beendigen, ist daher nicht im **Fish-river-buth** zu suchen, wie man irrthümlicher Weise angenommen. Die Dickichte des Fischflusses haben herrliche Schlupfwinkel, allein selbst ohne diese würde der Kaffer verstehen, seine weißen Feinde von allen Seiten her zu beschäftigen und anzugreifen.

Macomo (wir meinen den Kafferhäuptling, nicht die Caricatur eines trunkenen Kaffer-Vagabonden, welche man in verschiedenen Schriften dem Leser vorgeführt) Macomo ist ein ältlicher Mann, dünn, mager; armselig gekleidet; lebt, wo er nur kann, auf Unkosten Anderer, denn er ist gänzlich verarmt. Die Gabe, die ihm gereicht wird, empfängt er dankbar, aber nie habe ich ihn betteln gesehen. Sein Gesicht drückt Freimüthigkeit aus; sein Auge großen Scharfsinn; sein Mund Entschlossenheit, das Gouvernement hatte ihm ein klein Stück Grund an der Grenze — im Chumil-Thale — zu bewohnen

erlaubt, wo er einen Kraal hatte; er hielt sich jedoch meist in Fort Beaufort, einer nahen befestigten kleinen Grenzstadt auf, um, wie die Colonisten meinten, in der Nähe der Kanteenen (Branntweinhäuser) zu sein, daselbst sich zu betrinken und von Gelbschnäbeln mit Sixpence tractirt zu werden; er wurde daher von Allen ob seiner Herabwürdigung bemitleidet. Wie wenig kannte man den Kaffercharakter! Macomo war der politische Agent seiner Landsleute in der Colonie und spielte seine Rolle als Kaffervagabond mit solcher Consequenz und solcher Treue, daß die Colonisten ihren Irrthum nicht eher gewahr wurden, als bis Macomo als gefürchteter Häuptling mit Sandili an der Spitze der Kafferkrieger stand.

Um den Charakter Macomo's verständlich zu machen, theilen wir Folgendes aus seinem Leben mit.

Macomo ist ein Sohn des verstorbenen Oberhauptes Gaika, sonach fürstlicher Abkunft. Er besaß früher die fruchtbaren Länder zwischen den Flüssen Kai und Kidkammá und war ein Mann von ziemlicher Bedeutung, denn nach dem Kafferkriege von 1835 fand er sich zu einer Versammlung der Häuptlinge mit einem persönlichen Gefolge von 600 Reitern und 1000 Kriegern zu Fuß ein. Dies war jedoch nur ein kleines Gefolge, welches der solennen Gelegenheit angemessen erschien.

Das Land am südlichen Ufer des Fischflusses wurde bis 1776 von den Gonaqua-Hottentoten bewohnt, deren Kapitän Ruiter es an einen Kafferhäuptling verkaufte und sich mit seinem Stamme nach dem Buschmannflusse zurückzog.

Das coloniale Gouvernement glaubte sich berufen, die entäußerten Rechte der Hottentoten auf dieses Land wieder geltend zu machen, vertrieb die Kaffern in

den Jahren 1811 und 1812 und setzte sich selbst in Besitz dieses schönen Landes, ohne jedoch den Hottentoten einen Zoll desselben zurückzugeben.

Von dieser Zeit an begann ein steter Streit zwischen den Kaffern und Colonisten. Der Häuptling, welcher nach Chaka dies Land bewohnte, war Macomo, welcher, weil er ein braver und talentvoller Mann war, nicht wenig gehaßt und gefürchtet wurde. Dies schon wäre für den weißen Mann hinlänglicher Grund gewesen, um den Kafferhäuptling mit seinem Stamme aus dem Lande seiner Väter zu vertreiben, zumal da es nicht an allerlei Vorwand fehlte, mit seinem Betragen unzufrieden zu sein; allein man hatte einen bei weitem wichtigeren Grund: man hatte den Wunsch der Missionäre für die Hottentoten dort eine Niederlassung zu gründen, da diese Localität sich ganz besonders für einen solchen Zweck eigne.

Sofort wird entdeckt, daß Macomo auf einem Lande wohne, welches sein Vater den colonialen Autoritäten abgestanden habe, obgleich Macomo nichts davon weiß, noch irgend ein Document über eine so wichtige Cassation vorhanden ist; man erfährt ferner, daß Macomo einen Streifzug gegen einen Stamm im Innern ausgeführt habe, obgleich das coloniale Gouvernement gar nichts damit zu thun hat; am 1. Mai 1829 haben die Missionäre ihren Plan der Regierung vorgelegt, den 15. Mai hat der Gouverneur den Plan sanctionirt; vor dem Ende des Monats ist Macomo schon vertrieben und ein Haufen Hottentoten unter denselben Missionaren, von welchen der Plan ausging, bereits installirt! —

Diese Hottentot-Niederlassung ist Katrevier — die Spelunke, aus welcher man es so schwer findet die re-

bellischen Hottentoten und Kaffern zu vertreiben; und das sind dieselben Hottentoten, um derentwillen ein so schreiendes Unrecht gegen Macomo begangen wurde.

Hier wie in andern vom weißen Manne eroberten Ländern hat sich der Eingeborne über die systematische Vergessenheit der Principien der Gerechtigkeit zu beklagen.

Diese einzelne Ungerechtigkeit hat dem brittischen Gouvernement viele Millionen Pfund Sterling gekostet. Der Kafferkrieg von 1835 hatte keine andere Veranlassung, als die gewissenlose Anmaßung dieses Landes; und auf gleiche Weise sind spätere Kriege durch die alte Habsucht, welche unter geringfügigem Vorwande ihr Besitzthum zu vergrößern sucht, herbeigeführt worden.

Mit jedem neuen Kriege haben die Kaffern Land verloren. Im Jahre 1835 wurden sie über den Kai getrieben, und 1852 noch weiter: immer dringt der Weiße vorwärts — die Missionäre als Avantgarde; ihnen nach die Tochtgänger mit Glasperlen, blanken Knöpfen und Branntwein; dann bewaffnete Macht, um die Civilisation wohlgeregelter Societät unter den Wilden einzuführen und zu erhalten; dann das Gesetz und der rothgefärbte Galgen und vor diesen Wohlthaten der Civilisation wird das Geschlecht der Kaffern einst verschwinden, wie die rothen Wilden des nördlichen Amerika's, denn nie wird der Kaffer der herabgewürdigte Sclave des Weißen werden, wie es der Hottentot und seines Gleichen geworden.

Polygamie ist unter den Kaffern erlaubt, doch da eine Frau nur für einen hohen Preis (Rinder nämlich) zu erlangen ist, haben nur die Reichen und Häuptlinge einen Harem. Doch man begnügt sich nicht mit Vermehrung des Stammes auf gewöhnlichem Wege und

Ein Mal des Jahres haben sich alle Jünglinge und Jungfrauen im Kraal des Häuptlings zu versammeln, um ein allgemeines Hymen — Runlho — zu feiern. Die Sorge für Vermehrung des Stammes überwiegt alle andern Rücksichten und sanctionirt daher die Prostitution en gros.

Die meisten Kafferfrauen sind tadellose schöne Gestalten, deren viele sehr einnehmende Gesichter haben. Alle haben schöne große ausdrucksvolle Augen und — trotz harter Arbeit in den Gärten — sehr schön geformte kleine Hände. Von ihrer einnehmenden Erscheinung verstehen sie recht guten Nutzen zu ziehen. Immer kommen sie als Spione in das Lager der colonialen Truppen: bringen einige Maiskolben oder andere Kleinigkeiten zum Verkauf, oder geben vor, daß sie halb verhungert sind, obgleich ihre glatten, runden Körper das Gegentheil beweisen. Die hübschen Creaturen werden mit Theilnahme behandelt und ziehen beschenkt von dannen, nachdem sie so viel Belehrung über die Bewegungen, Stärke ꝛc. des Feindes, als sie nur immer konnten, gesammelt haben. Der Kaffer sendet nie männliche Spione.

Politisch sind, wie gesagt, die einzelnen Stämme von einander unabhängig, sie machen aber stets gemeinschaftliche Sache, wenn es gilt gegen die Colonie zu kämpfen, aus deren östlichem Theile sie 1812 durch die Engländer vertrieben wurden. Dies geschah allerdings auf eine so summarische Weise, daß Alle, die nach vorgängiger Warnung binnen einer sichern Frist das Land nicht verlassen hatten, niedergeschossen wurden, ohne Rücksicht auf Alter oder Geschlecht. Die Erinnerung an jene grausame Maßregel, die durch nichts gerechtfertigt noch entschuldigt werden kann, nagt noch immer am Herzen des Kaffers und noch immer macht er von Zeit zu Zeit

Versuche sich wieder in Besitz des Erbtheils seiner Väter zu setzen und sich für jene Gräuel an dem weißen Manne zu rächen. Von minderer Bedeutung waren früher solche Angriffe, wo Horden nackter Wilden nur mit dem Attagai bewaffnet hereinbrachen, welche der Disciplin und den Waffen des Weißen keinen Widerstand von Dauer bieten konnten. Aber durch viele Niederlagen ist der Kaffer klüger und im Gebrauche des Feuergewehrs geübter geworden, und an die Stelle der flüchtigen Horde nackter Kaffern mit einem Bündel Attagais auf der Schulter, braust jetzt ein Haufen Reiter auf schönen Pferden mit ausgezeichnet guten Percussionsgewehren bewaffnet, einher.

Die Kaffern bereiten von gegohrnem Kafferkorn ein unangenehm halb spirituöses, halb saures Getränk — T'ttualo — welches jedoch wenig berauschend und nur selten von ihnen gebraucht wird.

Die meisten Kaffern enthalten sich spirituöser Getränke, die Wenigen nur ausgenommen, welche mit dem weißen Manne in Berührung gekommen. Hang zur Trunksucht unter diesen Wenigen fällt daher lediglich dem Abalungo (Weißen) zur Last, der sich nie den Wilden nähert, ohne sogleich dieses verderbliche Getränk einzuführen, in welchen Absichten ist leicht erklärbar.

Wenn man überlegt, in welchem Lichte sich die Weissen den Kaffern gegenüber immer gezeigt, wie der Eine sie physisch und moralisch durch Branntwein verdirbt, um sie desto leichter betrügen zu können; der Andere sie wie Hunde niederschießt, der Dritte ihnen ein Stück Land für alte Knöpfe, Glasperlen und ein schlechtes Gewehr abnimmt; der Vierte von der christlichen Liebe predigt, die ihnen, nach dem, was sie erfahren müssen, nur wie Spott erscheinen kann, so darf man sich nicht wundern, daß

ein intelligentes Volk allen möglichen Widerstand einer Civilisation entgegensetzt, die ihnen in solcher Weise hartnäckig aufgedrungen wird.

Um die Stellung des Kaffers dem Weißen gegenüber und den Kaffercharakter selbst in ein besseres Licht zu stellen, wollen wir einige Auszüge geben aus **Wrongs of Amakosa** von Thomas Pringle, welcher mehrere Jahre in Caffraria lebte.

„Im Jahre 1818 brach Krieg aus unter den Amakosa-Stämmen, welche das schöne Land an der östlichen Grenze des Kaplandes bewohnen, und als eine der Parteien eine Niederlage erlitt, wandte sich ihr Häuptling, Gaika, an die coloniale Regierung um Unterstützung gegen seine Widersacher. Das Kap-Gouvernement der damaligen Zeit glaubte sich berufen, sich in diesen Streit zu mischen, mit dem es eigentlich gar nichts zu thun hatte. Ein starkes Detachement wurde über den Fischfluß gesandt (damals die Grenze der Colonie) welches die Länder der Gegner Gaika's der conföderirten Häuptlinge, H'Lambi, Jalusha, Habanua, Congo, Enno und deren Parteigänger verwüstete und ihnen 23000 Rinder wegtrieb, beinahe die Hälfte der Heerden der vereinigten Stämme, und da ihre übrige Subsistenz, ihre Kornfelder und Gärten durch die Expedition total vernichtet waren. Die aufgebrachten Stämme, durch Hunger und Rache angespornt und durch günstige Vorhersagungen ihres Propheten Mankanna ermächtigt, wandten ihre ganze Macht gegen die Colonie, und griffen, nachdem sie einige kleinere Posten abgeschnitten, mit einer Armee von 10000 Mann das brittische Hauptquartier in Grahamstown an Die Kaffern würden ohne Zweifel gesiegt und den Platz mit Besatzung und Comman-

danten, Colonel Wiltshire, genommen haben, hätten sie nicht nach ihrer ritterlichen Weise vor Tagesanbruch eine Botschaft gesandt, daß sie kommen würden, um mit dem brittischen Häuptlinge zu frühstücken. Vorbereitet durch diese Botschaft warfen die colonialen Truppen nach einem kurzen, aber gefährlichen Kampfe die Kafferarmee mit großem Verluste zurück, da diese nur mit der nationalen Waffe, dem Attagai, versehen war; dann folgte ein zweiter und noch weit mehr verheerender Einfall der brittischen Truppen. Die Kraale der conföderirten Stämme wurden verbrannt; alle Provisionen zerstört; alle Mais- und Kornfelder, die der letzten Verwüstung entgangen waren, wurden vernichtet oder zu Pferdefutter abgeschnitten; und die elenden und verhungerten Bewohner wurden ohne Gnade hingeschlachtet, indem man sie in Dickichten, in welche sie zur Rettung geflohen, mit Kartätschen und Congreve-Raketen bombardirte!"

„Durch ihr großes Elend bewogen, sandten die Kaffern einen Bevollmächtigten aus dem Gefolge des Mankanna an den brittischen Commandanten, welchen er mit edler männlicher Eloquenz in folgenden Worten anredete:

„„Dieser Krieg, brittischer Häuptling, ist ein ungerechter Krieg, denn ihr strebt ein Volk zu vertilgen, welches ihr zwingt, die Waffen zu ergreifen. Als unsre Väter und die Weißen sich zuerst im Zuurveld (Albany) begegneten, wohnten sie beisammen in Frieden. Ihre Heerden weideten auf denselben Hügeln, ihre Landwirthe rauchten aus einer Pfeife; sie waren wie Brüder; bis die Colonisten allzu gierig wurden, und da sie alle unsere Rinder nicht für Glasperlen und alte Knöpfe bekommen konnten, diese mit offener Gewalt zu nehmen begannen. Unsere Väter waren Männer: sie

sie liebten ihre Rinder; ihre Frauen und Kinder, lebten von Milch; sie fochten für ihr Eigenthum. Da gab es Krieg. Unsre Väter trieben die Booren aus dem Zuurveld und wohnten dort, denn sie hatten es rechtlich erobert. Dort wurden wir beschnitten; dort nahmen wir Weiber; dort wurden unsre Kinder geboren. Die Booren haßten uns, doch konnten uns nicht vertreiben. Aber ihr (die Engländer) kamet in das Land nnd nahmet unsre Feinde in eure Freundschaft auf. Ihr nanntet den verrätherischen Coika euren Bruder und wünschtet das Zuurveld zu besitzen. Ihr kamet endlich wie Heuschrecken. Wir machten einen Stand: mehr konnten wir nicht. Ihr spracht zu uns: geht über den Fischfluß, das ist Alles, was wir wollen. Wir gaben nach und kamen hieher nach dem Lande unsrer Väter.

Wir lebten in Frirde mit euch. Einige schlechte Menschen stahlen vielleicht; aber das Volk war ruhig, die Häuptlinge waren ruhig. Zoika, eurer Freund, stahl — seine Häuptlinge stehlen — sein Volk stahl. Ihr sendet ihm Kupfer; ihr sendet ihm Glasperlen; ihr sendet ihm Pferde auf denen er ritt, um noch mehr zu stehlen. Uns sendet ihr nur Commando's (plündernde, mordende Detachments).

Wir hatten mit Lacha einen Streit um Gras: — euch ging es nichts an. Ihr sandet etn Commando; ihr nahmt die letzte Kuh weg; ihr ließt uns nur einige Kälber; — diese starben aus Mangel, so auch unsere Kinder. Die Hälfte des Raubes gabt ihr Laika, die andere Hälfte behieltet ihr selbst. Ohne Milch — unser Korn vernichtet — sahen wir unsere Frauen und Kinder umkommen; — wir sahen, daß wir selbst umkommen würden; — wir folgten daher auf der Fährte der Rinder in die Colonie. Wir plünderten, wir kämpften

für unser Leben. Wir fanden euch schwach; wir vernichteten eure Soldaten. Wir fühlten uns stark; wir griffen euer Hauptquartier an, und wäre es uns gelungen, unser Recht wäre gut gewesen, denn ihr begannt den Krieg. Es schlug fehl und ihr seid hier.

Wir wünschen Frieden; wir wünschen in unsern Hütten zu ruhen; wir wünschen Milch für unsere Kinder; wir wünschen das Wild zu jagen und unsern Weibern das Land bestellen zu lassen. Aber eure Truppen bedecken die Ebenen und schwärmen in den Dickichten, wo sie keinen Unterschied zwischen Mann und Weib machen können und Alle niederschießen.

Ihr befehlt uns Gaika zu unterwerfen. Dieses Menschen Gesicht ist schön vor euch, aber sein Herz ist schwarz. Ueberlaßt ihn sich selbst. Macht Frieden mit uns. Laßt ihn kämpfen, und **wir** werden euch nicht um Hülfe bitten. Setzt Mankanna frei, und H'Lambi, Congo und die Andern werden kommen, Frieden mit euch zu schließen und ihn treulich halten. Doch wollt ihr immer noch Krieg, so mögt ihr in der That den letzten Mann von uns tödten — aber Gaika soll nie über die Anhänger derer herrschen, die ihn für ein Weib halten.""

Dieser männliche Anruf war umsonst. Die Truppen fuhren fort das Land zu verwüsten, bis endlich der brittische Commandeur, nachdem er umsonst alle Strategeme erschöpft hatte, die andern Häuptlinge, welche als Geächtete bekannt gemacht waren, in die Hände zu bekommen, in die Colonie mit einem nachträglichen Raube von 20—30,000 Rindern zurückkehrte, von denen ein Theil unter die Colonisten vertheilt wurde, welche durch den Krieg gelitten hatten; der Rest aber verkauft und der Ertrag **zum Baue einer christlichen Kirche in Uitenhaag** verwendet wurde.

Was aber wurde unterdessen aus Mankanna? — Mankanna, unter allen Amakosa-Häuptlingen der colonialen Autoritäten der Gehässigste, der mit heroischer Aufopferung sich als Geißel ergab, in der Hoffnung auf diese Weise Erbarmen und Friede für sein armes Land zu erlangen? Auf Befehl des colonialen Gouvernements wurde er von Algoa-Bai über See nach Kapstadt geführt, dort in dem gewöhnlichen Gefängnisse eingeschlossen, und endlich, mit andern seiner Landsleute, die sich keines andern Verbrechens schuldig gemacht hatten, als für ihre Heimath gegen die christlichen und civilisirten Eindringlinge zu kämpfen, zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt auf Robben-Island — dem Botanybai des Kaplandes — einer Insel in der Tafelbai, die zum Aufenthaltsorte für verbannte Verbrecher, rebellische Sclaven und arge Uebelthäter bestimmt ist, welche dort in Ketten in den Schieferbrüchen arbeiten. Mankanna, nach einem Aufenthalt von ungefähr einem Jahre in diesem elenden Orte, warf sich mit einigen Anhängern und Sclaven, welche er von den Bewohnern dieses Hauses der Knechtschaft seinem Plane geneigt zu machen gewußt hatte, auf die Wache und entwaffnete sie; bemächtigte sich eines Bootes; schiffte seine Anhänger ein und würde in aller Wahrscheinlichkeit seine Entweichung glücklich durchgeführt haben, wäre nicht, als er, der letzte Mann, vom Ufer an Bord sprang, die überladene Pinasse umgeschlagen: der unglückliche afrikanische Häuptling ward von der tobenden Brandung verschlungen.

Mankanna, obschon von höchstem Range, war jedoch nicht der Einzige seines Volkes, der solcher schimpflichen und unbilligen Behandlung unterworfen war. Es gab mehrere andere Fälle, die gleichen, ja größern Mis-

credit auf die coloniale Regierung und auf den britischen Namen werfen: Geißeln und Kriegsgefangene wurden wie gemeine Verbrecher behandelt; Frauen und Kinder, keines Verbrechens schuldig, wurden ihren Gatten und Vätern entrissen und in bittre und entehrende Knechtschaft geworfen. Noch im Jahre 1827 fand General Bourke, ein menschenfreundlicher, einsichtsvoller Mann, welcher in dieser Zeit der Administration des Kaplandes vorstand, einige jener unglücklichen Verbannten, Kaffern und Gouaquas, gefangen auf Robben-Island, die er erbarmungsvoll befreite und nach ihrer Heimath sandte.

Nicht minder merkwürdig und nicht minder unbillig war das Resultat des Kafferkrieges 1819—20. Ein großes Stück des Amakosa-Landes von ungefähr 2 Millionen Ackern wurde der Colonie beigefügt. Die Häuptlinge wurden gezwungen, dieser Cassation ihre Beistimmung so zu geben, daß sie von Seiten der Kaffern als freiwillig erschien und wurden dann verwiesen und über den Kei-si und Chumie vertrieben.

Ein Gedicht von Thomas Pringle, von welchem wir eine wörtliche Uebersetzung zu geben versuchen, beschreibt die vorerwähnten Zustände graphisch und treu.

Der Gefangene von Camalu.*)

O Camalu — grün Camalu!
Dort gras'te meines Vaters Heerde,
Dort warfen Cedern jener Erde

*) Ein gefangener Kafferjüngling, dessen Verwandte bei einem jener verwüstenden Einfälle der Colonisten in Caffraria alle getödtet wurden — aus Camalu — der nordöstlichen Grenze der Kapcolonie, die sonst von den Kaffern bewohnt wurde.

Des Morgens lange Schatten zu;
Dort an des Baches grünem Saume,
Wo Vaters Heerde ich verließ,
Legt' ich nach fernem Bergesraume
Den Bontebock*) mit Hund und Spieß.

Grün Camalu! Ich mein' ich sähe
Die Lilien Deiner Wiesen blühn,
Und von der gelben Weiden Nähe
Dein klar und blau Gewässer fliehn.
Ich hör' Geläut das Thal entlang
Von Kälbern, die zum Kraale gehen,
Und, Jäger äffend, hör' ich Klang
Vom Hirtenhorn herüberwehen.

Ich mein', ich säh' den Geelhout=Baum**)
Des Häuptlings Hütte überschatten,
Und Abendrauch, wie leichter Traum
Kreis't über seinen grünen Matten.
Den Vater seh' ich — ich vergaß —
Längst ruht der Greis in Grabestiefe; —
O Mutter mein! — Wie ich auch riefe —
Auch sie ruht leblos unter'm Gras.

— Ruh'n auch, grün Camalu, die Brüder
Zur Seite Deiner stillen Fluth?
Beisammen liegen sie darnieder,
Der weiße Mann vergoß ihr Blut.
Der Stolze hatte kein Erbarmen:
Halbtodt verzehrte sie der Brand! —
Im Thal bleicht das Gebein der Armen! —
O deckte meines auch dies Land!

Ich meide euch, ihr scheuen Rehe
Auf Camalu's bemoos'ten Höh'n,

*) Antilope scripta.
**) Podocarpus elongata, ähnlich der Ceder.

Ob auch die Tiger nach euch spähn,
An euch der Aar den Blutdurst fröhn:
Das Herz bekämpft, das die Natur
Als gleiches Loos an Alle weis't
Und tödtet doch den Körper nur,
Doch Knechtschaft tödtet auch den Geist.

O elend Loos — o wohin fliehn?
In des Zerstörers Land gefangen,
Den Haß im Herz und doch vollziehn
Mit knecht'scher Demuth sein Verlangen; —
Auf meinem Fleisch sein Brandmal tragen, —
Erdulden Schlag und bittrern Spott!
O daß ich läge, wo sie lagen,
Die man geschlachtet, o mein Gott! —

O Camalu — an deinem blauen
Gebirg, der Väter Weidegrund,
Ist jetzt Verödung nur zu schauen,
Und Amakosa's Herz ist wund;
Dir zu ist trotz der Ketten Hohn
Mein heimathloses Herz gewendet,
Wie Täublein, nach dem Nest entfloh'n,
Die wunde Brust bricht und vollendet.

Doch eh' mein Geist hinüber schweben
Kann zu des Todes Schattenreich,
Utika*), Herr von Licht und Leben,
Gewähre, daß mein Flehen steig'
Zu Dir, der über Zeitenfluthen,
Still thront, wo jener Sterne Schaar
Dich dort umkreis't mit Aethergluthen,
Uns Allen Vater immerdar.

Nicht fleh' ich, Herr, daß Du sie richtest
Mit Pestilenz und Hungersnoth,

*) Utika, der Schöne, das höchste Wesen bezeichnend, nach Thos Pringle bei allen südlichen Stämmen gebraucht.

Daß Du ihr schönes Land vernichtest
Mit Hagel, Dürre, schwarzem Tod:
Ich fleh', wie in Jankanna's *) Nähe,
Der Amakosa's Leid beweint:
Es komm' dein Reich, Dein Will' geschehe,
In Dir ist alle Kraft vereint.**)

Es komm' Dein Reich! Laß Gnad' und Licht
Sich siegreich überall ergießen,
Bis daß der Christ auf Kampf verzicht,
Und Blut und Thränen nicht mehr fließen;
Europa unser Leid beweine; —
In edler Eifersucht vereint
Ihn, den Gefallnen, hebt und seine
Entknechtung will als Christ und Freund.

Tambookies.

Sie stehen geistig und körperlich unter den Amakosas. Weniger athletisch sind sie auch minder wild, obgleich sie in allem Uebrigen den Amakosas ähnlich sind. Da ihr Land nicht sehr fruchtbar ist, so kommen die Aermeren unter ihnen in großer Zahl in die Colonie, um Dienst zu nehmen, und die Colonisten bedienen sich ihrer auch gern, weil sie treue gute Hirten sind. Der vorzüglichste Uebelstand mit solchen Dienstboten ist, daß sie auf ein

*) Kaffername eines Missionärs, Dr. van der Kemp, der viel Gutes unter ihnen gestiftet.

**) Die Kaffersprache ist höchst wohllautend: Das ernste Sonore des Griechischen scheint mit dem weichen Gesangestone des Italienischen verschmolzen. In dem Amakosa-Dialecte wie folgt:

Amauhla ukūsa kuāku makūlu;
Jeuzā kokuāku. —
Akaudannīos, amauhla,
Asiūkosiuc, napākaté. —

geheimes Signal von ihrem Oberhaupte sogleich ihren Dienst verlassen und nach ihrer Heimath ziehen, um sich den Kriegern beizugesellen, wenigstens betrachten die Colonisten die schnelle und heimliche Heimkehr ihrer Tambooki-Knechte immer als das verdächtigste Zeichen eines bevorstehenden Krieges.

Zooluhs, Zuhlus, Zolas.

Auch von ihnen gilt, was bereits über die Amakosas erwähnt worden ist. Im Kriege führen sie manneshohe Schilde von Büffelfell und suchen ihre Erscheinung so schreckenerregend als immer möglich dadurch zu machen, daß sie sich mit einer Menge Thierschwänze behängen und sich mit weißem fetten Thran bemalen. Die meiste Zeit bringen die Männer auf der Jagd zu und in der That giebt es wohl keinen andern Erdstrich, welcher so von Wilde wimmelte, als das Zooluh-Land: Die Quegga, der Büffel, das Gnu, Koodoo und eine Unzahl Antilopen jeder Gattung, und weiter nordwestlich Heerden von Elephanten und Giraffen grasen auf diesen fruchtbaren Ebenen. Auch dem Löwen, Leopard und dem weißen Rhinoceros begegnet man hier häufiger. Aus dem über die Amakosas Gesagten begreift man leicht, warum sich die Zooluhs allen Verkehr mit dem weißen Manne nach Kräften widersetzten; belehrt durch die unglückliche Lage ihrer Nachbarn, durften sie mit ziemlicher Sicherheit voraussetzen, was auch ihnen bevorstand. Nichtsdestoweniger drengen die ausgewanderten Booren über die sandigen Ebenen von Li-Khoya nach den fruchtbaren Ebenen des Zooluh-Landes, jener Strecke Landes, welche östlich von Port Natal, nördlich von Delagoa begrenzt ist. Der Vortrab der Booren wurde vernichtet

und nur nachdem einige Tausend von Opfern gefallen waren, gewannen die Weißen festen Fuß in Port Natal. Auch hier wird die alte Tragödie gespielt werden und der Weiße wird, wie Mohammed den Koran, im Zooluhlande Civilisation mit Feuer und Schwert verbreiten.

Fingoes.

Dieses Volk, obgleich Kaffern, bildet nicht länger mehr einen integrirenden Theil der Kaffernation. Sie gehörten vor Zeiten zu den Amatembous. Ein Theil ihres Stammes wurde im Kriege mit ihren Landsleuten aufgegessen, d. h. vernichtet, der Rest des Stammes aufgebrochen und als Heloten unter die Gaikas vertheilt. Dort lebten sie in Knechtschaft, bis nach vorläufigem Einverständniß mit der englischen Regierung, welche ihnen einen Zufluchtsort innerhalb der colonialen Grenze anbot, die ganze Masse einst plötzlich über die Grenze zog, ohne daß die Kaffern die leiseste Ahnung von diesem Streiche hatten. Die Fingoes sind seitdem unter brittischer Protection geblieben und werden von dem dortigen Gouvernement immer als Vortrab in dem Kafferkriege benutzt, weil sie mit der Schlauheit der Kaffern natürlich am besten bekannt sind. Als Alliirte des brittischen Gouvernements hatten sie in jedem Kafferkriege eine Aussicht auf Beute, und angespornt durch Rache für ihre frühere Schmach bekämpften sie ihre früheren Landsleute einst mit großer Erbitterung, und schienen sich auf doppelte Weise die Möglichkeit einer Wiedervereinigung mit Ihresgleichen abgeschnitten zu haben; allein in den jüngsten Jahren scheint mancher Zweifel über die Treue dieser schwarzen Alliirten entstanden zu sein; da sie jedoch unter allem schwarzen Volke,

die mit der Colonie in einiger Verbindung stehen, noch die Besten sind, so werden sie als eine gute Acquisition angesehen. Ungeachtet sie viele Jahre bereits unter den Colonisten wohnen, haben sie von der Civilisation des Europäers noch nichts angenommen als seine Laster. Alle sind als Handarbeiter, Dienstboten oder Vagabonden beschäftigt. In äußerer Erscheinung sind sie jedem anderen Kaffer durchaus gleich. Obwohl überall in der Colonie zerstreut lebend, sind sie ein abgeschlossenes Volk; sie vereinigen sich nicht mit andern Racen und wählen unter ihnen keine Weiber. Selten hält ein Kaffer mit ihnen Gemeinschaft, denn er sieht sie nur als Sclaven an, und was noch ärger ist, Sclaven, die sich durch den Beistand der gehässigen Weißen ihrer Dienstbarkeit entzogen haben.

Der Fingoe ist das Gegentheil der Hottentoten: der letztere vergeudet Alles, was er besitzt und würde seine Haut verpfänden, um sein liederliches Leben fort führen zu können; der Fingoe hingegen beobachtet eine strenge Sparsamkeit und scharrt wie ein Geizhals zusammen. Seinen Reichthum trägt er bei sich in dem Balge einer Ziebethkatze, den er mit einer stählernen Kette um den Gürtel befestigt, oder irgend wo vergräbt. Und es ist erstaunlich, welche Summen Geldes diese schwarzen Sansculotten bisweilen in ihrem Besitze haben. Leider ist in neuerer Zeit bei Vielen ihrer Race diese originelle Sparsamkeit vor dem mächtigen Einflusse des Branntweins verschwunden.

Die an der Grenze wohnenden Fingoes treiben einen nicht unbedeutenden Handel mit ihren ehemaligen schwarzen Brüdern in Pulver, Blei, Gewehren, Glasperlen, großen messingenen Gardinenringen, welche die Schwarzen an Armen und Beinen zu tragen lieben, Tabak,

und, wie man muthmaßt, in Nachrichten über politische Zustände der Colonie. Eine große Zahl Weißer sind ihre Concurrenten in diesen Artikeln. Sie bringen dafür Elephantenzähne, Pelzmäntel (Carrossen), Straußfedern, Hippopotamuszähne und allerlei Curiositäten zurück, welche der Kaffer nicht achtet und der Europäer anstaunt und gut bezahlt. In neuerer Zeit hat sich jedoch der frühere Tauschhandel in Geldgeschäfte verwandelt, da die Kaffern mit den Preisen ihrer Produkte auf den colonialen Märkten sehr wohl bekannt sind und eine runde Summe englischer Goldpfunde höher zu schätzen gelernt haben, als einige Schnüre Glasperlen, ein altes Gewehr nnd blitzende Metallknöpfe. Der Pulverhandel, obschon vom englischen Gouvernement untersagt, ist ein sehr lucrativer, weil jeder Häuptling gern einen Vorrath von einigen tausend Pfund zu sammeln pflegt. Viel Pulver wird von der See her nach dem Kafferland geschmuggelt. Im jüngsten Kriege wurde Pulver durch holländische Schmuggler an der Kafferküste eingeführt. Auch bei der Besitznahme von Port Natal versprachen sich die holländischen Booren, welche ihre neue Heimath gegen die englischen Truppen zu vertheidigen die Kühnheit hatten, holländischen Beistand: Pulver erhielten sie in der That durch holländische Schmuggler, allein alle übrige Unterstützung lief nur auf Genever und Käse hinaus.

Missionare.

Et alteram partem.

Einst besuchte ich Wupperthal in den Cederbergen, der rheinischen Missionsgesellschaft gehörig. Als einen der schönsten Plätze — Plaatz, wie bemerkt, nennt man jedes Landgut — hatte man mir das Institut bereits geschildert, voll von europäischem Eifer und Fleiße und afrikanisch-fauler Bestialität.

Ein ziemlich gut gebahnter Fahrweg, auf dem man bei gewöhnlicher Vorsicht nicht zu fürchen hatte mehr als ein Dutzend Mal sein Genick zu brechen, wand sich durch verwitterte Trümmer und mächtiges Geröll längs steilen ergrauten Felsenwänden nach dem höchsten Rücken dieses Hochlandes und „kurz dahinter," bemerkte mein Hottentot-Reitknecht, „liegt Wupperthal."

Die Gegend hatte, wie fast überall in Südafrika, wenig Reizendes: kein stattlicher Baum, keine grüne Wiese, kein schimmernd Gewässer: überall graues Gestein mit wildem Gestrüpp durchwachsen und nur hier und da einige brillante Nelken und etwas grobes langes Gras. Tiefes Schweigen ruhte auf dieser bergichten Oede. Die Sonne neigte sich; aber, obgleich einige tausend Fuß über den Meeresspiegel, fielen ihre Strahlen doch sengend heiß. Ich war den ganzen Tag

geritten, und hatte nur kurze Zeit die Pferde an den dürren Büschen fressen lassen und in dem dürftigen Schatten eines Busches geruht, dessen Kühle ein Ungethüm von einer Haje (Cobra di Capello) mir streitig gemacht hatte und sehnte mich nach meinem Nachtquartiere

„Wir sind nicht mehr fern," sagte mein Boy (Boy, Junge, wird jeder Domestike schlechtweg genannt, und wäre er von Methusalems Alter), aber die kleinen Entfernungen Afrikas sind wie die schottischen von wunderbarer Länge. Auf die Frage, wie weit es noch bis da- und dorthin sei, erfolgt in Schottland oft die Antwort: „Sence miles und a bittoch", welches bittoch der unerfahrene Reisende für a bit more — ein kleines Stück mehr — hält, ehe er die wahre Bedeutung „und noch einmal so viel" erfährt.

So war es auch hier: endlos schien der Weg; kein Laut unterbrach die tiefe Stille, außer dann und wann der ferne monotone Klagruf der wilden Taube; mühsam schritten die Pferde durch den tiefen Sand; kein Luftzug bewegte die heiße Atmosphäre. Da unterbrach ein heiserer Ruf das Schweigen; ein zweiter, ein dritter folgte und endlich ein infernaler Chor von Gebrüll und Gekreisch. Ueber mir war es auf dem felsichten Geklüfte. Da saßen sie, einige Hunderte, grinzten, schnatterten, schwangen die Arme, schnitten wunderliche Gesichter und schienen sich mit den abenteuerlichsten Grimassen zu ergötzen.

„Die Schulkinder des schwarzen," Baas (schwarzgekleideten Herrn) sagte mein witziger Hottentot, „haben in den Gärten des Institutes fouragirt."

„Wie so, Cupido," fragte ich.

„Sür (Hottentotwort für: Mein Herr) kann doch sehen,"

erwiderte Cupido, „sie haben die Backen noch voll und tragen Maiskolben.“

„Wohl, wie konnte eine solche Menge die Gärten unbemerkt bestehlen?“

„Was soll ich sagen, Sür, die Kleinen sind in der Schule; die Großen trinken Krii (Honigbier — eine Art Meth — bereitet aus Honig und Wasser und durch eine widrig riechende narkotische Wurzel in Gährung versetzt. Ist höchst berauschend) und rauchen Tacha (wilden Hanf). Wer giebt da Acht?“

„Halloo!“ schrie Cupido mit der ganzen Kraft seiner Lungen und halloo! lief es wie ferner Donner an den Gebirgen hin, und mit jauchzendem Gebrüll respondirte der Chor über uns aus hundert Kehlen und Hunderte von klugen, hellen Augen schauten aufmerksam auf uns herab. Ich drohte ihnen mit der Reitpeitsche: da warfen sie Steine auf uns; ich setzte die Peitsche wie ein Gewehr an: da ergriff die ganze Gesellschaft die Flucht.

Ich vergaß zu sagen, daß sie nicht die Missionäre frommer Kinder, sondern eine Heerde Affen (Simia equocephalus) waren.

Endlich erstiegen wir den höchsten Rücken des Gebirges. Noch fluthete ein tiefgelbes Licht wie geschmolzenes Gold über dem Horizont; noch glühten die Höhen im rosigen Lichte der sinkenden Sonne, aber in den Klüften lagen schon die purpurnen und blauen Schatten des Abends und kühlere Luft wehte über das Hochland. Dort unten lag das Institut, wie eine Oase in der Wüste, wie in einem Kessel, von hohen Bergen umschlossen. Ueppiges Gebüsch deutete den Lauf der Quelle an; zur Rechten ragte eine ländliche Kirche; daneben einige neue große Gebäude; zur Linken kleinere Häuser,

versteckt in Blumengebüschen; dahinter die Felder und etwas Wiesengrund. Langsam stiegen wir auf schlängelndem Pfade herab; die Schatten dunkelten und die Umrisse der Landschaft zerflossen in das tiefere Grau des spätern Abends. Tiefer Friede ruhte auf diesem geweihten Orte. Da trug der leichte Wind die gemessenen Schläge einer Glocke durch das stille Thal. Die feierlichen Töne ergossen auch in meine Brust die Weihe des Friedens und erweckten in mir einen solchen Enthusiasmus für den schönen hohen Beruf des Missionärs, daß ich in diesem Augenblicke mich seiner Thätigkeit in diesem Stillleben mit Freuden hätte zugesellen können. Goldshmith's:

Tis distance lends enchantment to the view,

fand leider auch hier passende Anwendung, und bei näherer Bekanntschaft änderten sich meine Gefühle gar sehr.

Die Nacht blieb heiß in diesem Kessel und die Muskiten stachen und trompeteten so unaufhörlich in meine Ohren, daß ich an einem erquickenden Schlafe verzweifelnd, schon vor Tagesanbruch das Bett verließ, um in der kühlen Morgenluft zu wandeln. Alles lag noch im tiefen Schlafe. Einige große Hunde folgten mir, beschnoberten meine Beine und begleiteten mich auf meiner Promenade.

Hunde machen gewöhnlich einen wunderlichen Unterschied zwischen Weißen und Schwarzen: den Erstern incommodiren sie selten, während sie den Letztern, wenn fremd, immer wie eingefleischte Teufel anfallen. Ich besaß einen großen Bastard-Tigerhund, der auf seinem gewöhnlichen Posten, quer über die Schwelle, liegend, jeden Weißen, ob fremd oder nicht, in's Haus treten ließ, doch die bloße Annäherung eines Schwarzen niemals duldete, obschon alle Mühe angewandt wurde, diese

unphilanthropische Abneigung aus ihm herauszuprügeln. Solche Idiosynkrasie ist ganz allgemein unter dem Hundegeschlechte.

Zwei helle Punkte, wie Wachtfeuer, leiteten mich nach der Seite, wo man mir am verflossenen Abende die Wohnungen der farbigen Commune angedeutet hatte. Zugleich vernahm ich den Ton einer Geige, auf der man mit mehr Eifer als Fertigkeit ein monotones Allegro abschabte. Mein Interesse wuchs und bald stand ich vor zwei langen niedrigen Bontocken (Binsenhütten), in deren Mitte ein Feuer auf der Erde schmauchte, dessen dicker weißer Rauch vergeblich durch hundert kleine Oeffnungen und durch die Thüre zu entschlüpfen suchte. Hier thronte auf einem Feldstuhle ein älterlicher Bastard (Mestize) und kratzte con amore auf einer kläglichen Geige eine Art Contretanz ab. Neben ihm stand eine kleine Calabasse (eine Art hohler Kürbiß), aus der er von Zeit zu Zeit Begeisterung zog. Durch den dicken Rauch schwankten in unsichern Conturen, wie wilde Luftgebilde, die Gestalten von Männern und Frauen, die es bei der Hitze der Nacht und der Anstrengung des Tanzes passend gefunden hatten, sich überflüssiger Kleidungsstücke zu entledigen; Herren und Damen rauchten beim Tanzen aus Knochen und alten Thonpfeifen, und wetteiferten in trunkner Beserkerwuth in seltsamen und nicht sonderlich ästhetischen Atiitüden. Ein altes Weinfaß von Ganymed, eine Calabasse mit Honigbier in der einen, und eine Flasche mit Capesmoke (schlechtem Fusel) in der andern Hand taumelte von Zeit zu Zeit in den Hexenreigen und bot den Besessenen freigebig sein fliegendes Büffet. Seitlich schlief auf schmuzigen Fellen ein Weib, dessen Säugling schrie, aber Niemand achtete der kleinen Creatur; daneben befanden sich

ein halb Dutzend Kinder, deren einige auffaßen und mit schlaftrunknen Augen der Orgie zuschauten. Unermüdlich kreischte die Geige, kreischten die Weiber, jauchzten die Männer; selbst ein magerer Hottentotshund mischte sein kläglich Geheul in dies Babel unheiliger Töne. Ich wandte mich voll Ekel hinweg. Die zweite Hütte war ein Seitenstück zur ersten und ich ging meines Wegs.

„Es ist ein schönes Gut," bemerkte der Missionär, mit dem ich an einer spätern Morgenstunde über den Grund wandelte, „obwohl wir es ziemlich theuer bezahlt haben."

Die allgemeine Meinung der Gutsbesitzer war, daß das Gut nicht mehr als die Hälfte des Preises werth gewesen.

„Wir beziehen gegenwärtig," fügte er bei, „noch Alles, was zum Unterhalte des Instituts erfordert wird; doch wünscht die Societät, daß die Missionen sich künftig durch eigne Hülfsmittel erhalten."

„Auf welche Weise," fragte ich, „durch Ackerbau, Viehzucht?"

„Nein; das dem Gute zugehörige Land ist weder zu solchen Zwecken geeignet noch zureichend. Aber es sind jedem Institute Brüder beigegeben, die ein Handwerk treiben, damit die Braunen (die gewohnte Bezeichnung, Schwarze, wird als eine Beleidigung angesehen) Gelegenheit haben ein nützliches Gewerbe zu erlernen und zugleich von den Producten ihrer gemeinschaftlichen Industrie die Unkosten des Instituts bestritten werden könnten. Der Absatz der gefertigten Gegenstände" fügte er hinzu, „ist jedoch so gering und die Braunen so hülflos, daß die Societät noch immer die alten Unkosten zu tragen hat."

Hier befanden sich ein Schreiner, ein Hutmacher und

ein Schuster, Brüder, wie man sie nennt, weil der Geist über sie gekommen. Sie gehören zur Schule der Asceten, tragen schwarze Glatzkäppchen und lächeln nie.

„Neuerlich," fuhr er fort, „hat die Gesellschaft noch außerordentliche Unkosten zu tragen, denn man wünscht, daß diese Leute (die Braunen) nicht mehr in Bontocken, sondern gehörig gemauerten Häusern wohnen, wie diese," sagte er, auf einige niedliche neuerbaute Häuser zeigend.

„So baut ihnen die Gesellschaft solche nette Häuser?" unterbrach ich verwundert.

„Nicht eigentlich; ein jeder Braune giebt zum Bau seines Hauses so viel er kann und den Rest schießt die Gesellschaft zu. Aber Sie wissen," setzte er hinzu, „diese Menschen besitzen ja niemals etwas."

Versteht sich die lange Tirade: die Societät baut auf eigne Unkosten ihren Schooßkindern Häuser.

Weithin erstreckten sich eine lange Reihe Hütten, einige von Binsen, andere von Stroh, hier und da mit Lehm überschmiert; wieder andere aus Stäben, in eine Wölbung zusammengebogen und mit fettigen, schmuzigen Schaffellen umhangen, die zugleich als Dach und Wand dienten. Ihre nächste Umgebung war mit Schafknochen aller Größe besäet. Vor den Hütten lagen Kinder, magere Hunde, Frauen und Männer in stiller Betrachtung auf dem Bauche, den Rücken der wohlthätigen Wärme der Sonne zugewandt. Genaue Inspection der Hütten unterließ ich gern, denn das Gerücht sagt, man trüge mehr hinaus als hinein. Ich sah jedoch, daß die ganze Habe der braunen Pflegkinder im Allgemeinen sich auf eine Schaffelldecke, eine Calabasse, ein Gewehr, eine Sammlung Kirries (Knüttel mit gewaltigen Knöpfen) und eine Geige oder Calabaßviole (ein halber hohler Kürbiß mit zwei Saiten bespannt) beschränkte.

Und diese große Zahl Erwählter erhält die Societät auch in Speise und Trank?" fragte ich weiter.

„Ei bewahre, Liebster, sie leben von den Producten ihrer Gärten. Ein jedes Mitglied des Instituts erhält ein Stück Grund, das er ad libitum bestellt. Ich werde Ihnen die Gärten zeigen." Und weiter ging es nach den berühmten Gärten.

„Diese Quittenzäune," bemerkte mein Führer, theilen die Gärtchen einer jeden Familie ab."

Da waren sie, die wunderbaren Fundgruben aller Lebensbedürfnisse; jeglicher ungefähr 12 Quadratfuß, darinnen ein Pfirsichbaum, zwei Kürbisse, 3 Calabassen, 4 Tabakspflanzen und ein großer Busch Tacha, den die schwarzen Zöglinge aus alten hohlen Knochen rauchen, bis ihre vier Sinne von angenehmer Betäubung umnebelt sind. Fette Hammel aber wuchsen nicht in diesen Gärten.

„Und sie leben von den Producten der Gärten?" fragte ich wieder.

So weit es geht, ja! Für den Rest hilft die Gesellschaft. Uebrigens arbeiten, insofern die Schule Zeit erlaubt, die Männer und wohl auch die Frauen, bei den Booren."

Die letzte Ressource schien mir die unsicherste von allen, denn ich fand den ganzen Rudel frommer Seelen immer beim Institute auf der Bärenhaut, wo sie vom himmlischen Manna recht schön zu gedeihen schienen. Da übrigens der Boor nur für die kurze Säe- und Erntezeit eines größern Dienstpersonals bedarf, so hat für den größten Theil des Jahres das glückliche Pflegekind europäischer Menschenfreundlichkeit hinlängliche Muße sein Manna im Schatten des Baumes der Erkenntniß zu verzehren. Auch geht der Schutzbefohlne nicht ohne Geneh-

migung des geistlichen Hirten in Dienst und nicht jeder Boor erlangt diese Zustimmung. Denn der Boor ist immer abgeneigt, einen dem Dienste angemessenen Lohn zu geben: Der geringste Lohn in der Erntezeit ist nur per Tag 3 preuß. Thlr. 5 Ngr. mit Beköstigung und Wein! — Der Boor steht vielleicht auch beim Institute im Geruche schlichter Freimüthigkeit, weil er zu der Ueberzeugung gelangt ist, daß ihm die faulen Schüler der Missionsanstalten, welche, von den Mutterinstituten unterstützt, ja sogar erhalten, an eine angestrengte Thätigkeit nicht gewöhnt sind, nur wenig Hülfe leisten und daß Alles, was seine eignen Hände nicht zu ernten vermögen, auf dem Felde stehen bleibt, so daß der Rathlose endlich in Verzweiflung sein Zuchtvieh hinein treibt, um doch noch einigen Nutzen aus dem großen Verluste zu ziehen.

Dies ist bittere Wahrheit! Und doch sind in der Colonie 35000 emancipirte Sclaven, 18000 freie Farbige, und 32000 Hottentoten, zusammen 85000! Man schätzt die Weißen, Malayen jedoch mit eingeschlossen, auf 65000, von denen höchstens 10000 Ackerbau treiben, deren eine Hälfte fast ohne Dienstboten ist, oder nur von Zeit zu Zeit ein unzureichendes Dienstpersonal erlangen kann. Die Weißen sind die Capitalisten des Landes und mit sehr wenigen Ausnahmen die alleinigen Grundbesitzer; die farbige Bevölkerung ist meistens nur mit landwirthschaftlichen Betrieben bekannt, daher auf jeden einzelnen Weißen circa 8 Mann farbiger Dienstboten kommen müßten, eine im Allgemeinen hinreichende Zahl, verschlängen nicht die Missions-Institute das schwarze Volk. Aus den großen Missionsstationen von W u p p e r t h a l, G e n a d e n t h a l, B e t h e l s d o r p, K a t r e v i e r, K a m i e s b e r g, E b e n e z e r, S h i l o h, B u t-

terworth, Theopolis, Blückwater, Klaar-water, Philipton, Groenekloef, Pachaltsdorp, Farmersfield, Salem, Enon, Hephzibat, Schietfontein, Hardenstlekloof, Kouman und vielen andern Städten der Colonie wimmelt es von zukünftigen Heiligen, welche beten, fideln, singen, rauchen; in Säe- und Erntezeit gegen enormen Lohn in Dienste treten, so die Attribute eines guten Christen — eine schwarze Hose und einen ditto Frack — erlangen und dann wieder in's alte dolce far niente zurücksinken.

„Die Producte des Gutes," erklärte mein Cicerone, „reichen für unser Institut nicht zu, wie Sie leicht begreifen, da wir den braunen Mitgliedern immer ein wenig nachhelfen müssen. Die Gewerbe bringen jedoch etwas ein." Und nach den Werkstätten gingen wir, des Schreiners, der zugleich Vicar; des Schuhmachers, der zugleich Oekonom, Krämer und Küster, und des Hutmachers, der zugleich Katechet und Geburtshelfer war. Vier braune, klägliche Stümper waren beschäftigt — vier aus einigen hundert Tagedieben!

Ich hatte hier keine Gelegenheit einer Katechisation der schwarzen Schooßkinder beizuwohnen, allein das interessante Fragment einer Katechisation in einem andern Institute wird diese Lücken genügend ausfüllen.

„Nahum, wer hat die Sünde in die Welt gebracht?"

„Jesus," erwiderte blitzschnell Nahum, ein 6 Fuß langer Kerl in schwarzem Frack und schwarzer Hose, die Hände gläubig über eine Bibel auf der Brust gefaltet; den Kopf seitwärts geneigt und aus den Augen blinzelnd.

Der Missionär biß sich in die Lippen. „Nahum, Du irrst. Wer war der erste Mensch?“

„Noah!“ blitzschnell wie zuvor.

„Nimm Dir Zeit, Nahum; überlege, wer war Noah?“

„Zwölf Apostel!“ schrie Nahum triumphirend, ohne Zweifel in der Ueberzeugung, daß er sich mit éclat aus der Verlegenheit gezogen habe.

Mein Enthusiasmus von Gestern war verschwunden; ich verlangte meine Pferde und reiste ab.

Ein gesegneter Ort, sprach ich zu mir selbst, noch einmal das Thal überschauend. Alle Hütten und Schornsteine rauchen. Glückliche Leute, die Schwarzen: Sie säen nicht, sie ernten nicht ꝛc. ꝛc. und unsre liebenswürdigen alten Weiber ernähren sie doch. Im Schweiße deines Angesichts ꝛc. ꝛc.: Auf diese Häuptlinge erstreckt sich nicht der Fluch des Menschengeschlechts. Das himmlische Manna bekommt ihnen; sie sind alle rund und fett. Sechs Tage sollst Du arbeiten und der siebente ist des Herrn. An welchem Tage arbeiten die braunen Mitglieder des Instituts? In welchem Institute leitet man sie an zur Thätigkeit, zum Gehorsam, zu unermüdlicher Industrie, anstatt des hirnlosen Geplappers, womit man ihre dicken Schädel anfüllt? Ich selbst habe verschiedene Male von einem Missionäre ungebührliche Botschaften empfangen, daß meine Köchin, beiläufig gesagt, eine Frau von circa 35 Jahren, von 9—11 Uhr Vormittags täglich zur Schule kommen müsse und ich sie nicht zurückhalten dürfe, und daß, prägte er ihr selbst ein, sie dem Teufel anheimfallen würde, wenn sie Sonntags Hand an die geringste Arbeit lege.

Ein Institut ist der ganzen Nachbarschaft ein Dorn im Auge. Die meisten Dienstboten verlassen sehr bald

ihre Dienstherren und ziehen nach dem Institute. Aus thätigen Domestiken werden übermüthige Vagabonden und verschmitzte Scheinheilige. Der Boor arbeitet sechs Tage und erwartet ein Gleiches von seinem Knechte. Mit Augenverdrehen wird sein Feld nicht gepflügt; mit Singen und Beten kommt seine Ernte nicht in die Scheuer. Und diese Ernte, sein Unterhalt für das kommende Jahr, muß er, wie schon erwähnt, bisweilen auf den Feldern verrotten sehen, weil er von den Hunderten, die sich im Institute mästen, keines Einzigen Dienstbarkeit erlangen kann. Dort ist der böse Mann im üblen Geruche: er hat allerlei Phantasieen; meint, daß seine Heerde niemals vollzählig sei; daß seine Weinstöcke ungewöhnlich leer erschienen; daß der Jackal seine Gänse fräße; seine Pferde wegliefen und mit wunden Rücken zurückkämen, als ob sie schonungslos geritten wären rc. rc. — der Narr! was geht den Heiligen des Instituts solch Ungemach an? Sie haben es nicht verschuldet!

Aber man führt doch den Schwarzen sittlicher Veredlung und staatsbürgerlichem Wohlstande entgegen? Gar kein Zweifel, wenn man lediglich die jährlichen Rapporte und Missionspredigten aus dem Heidenlande kennt. —

Als ziemlich allgemeine Regel sollte es gelten von Rapporten aus überseeischen Ländern, die noch wenig bekannt sind, immer nur die Hälfte zu glauben, aber solche Hälfte keineswegs als Evangelium, sondern mit Zweifel und Mißtrauen so lange hinzunehmen, bis von verschiedenen Quellen dieselben Rapporte beglaubigt worden sind. Solche Vorsicht ist über alle Maßen nöthig in Bezug auf Missionsrapporte. Die großartigen Anstalten, die zur Bekehrung der Heiden gemacht worden sind, sind allgemein bekannt; nicht minder, welche

ungeheure Summen jährlich zusammengebracht werden, um jene Anstalten zu erhalten. Natürlich wünscht ein Jeder, der zu dieser Steuer beiträgt, die von dem frommen Eifer der großen Menge erhoben wird, etwas von den glänzenden Resultaten zu hören, die die Verwendung solcher bedeutenden Mittel rechtfertigen und Missionsrapporte, Missionspredigten, Tractate, fromme Flugblätter und religiöse Zeitschriften geben die erwünschte Belehrung. Hinein in die Wildniß dringen sie, die frommen Enthusiasten, die Selbstverleugner, die Apostel der Neuzeit; mit hoher Entschlossenheit trotzen sie allen Gefahren der Crocodile, der Löwen, der Schlangen, der Wilden selbst, die noch wilder sind als die reißenden Thiere; sie haben nur ihre Bibel und so treten sie hin in das fremde Land der Heiden, die gräßlichen Wilden stürzen aus tiefen Palmhainen, mit bunten Federn geschmückt, Keulen und Bogen mit gräßlichem Geschrei schwingend; aber der fromme Mann schmettert kühn ihre thönernen Götzenbilder zur Erde; öffnet mit unerschütterlicher Ruhe seine Bibel und lies't vor der tobenden Menge (gleichviel in welcher Sprache) und die Heiden hören, staunen, werden gerührt, stürzen nieder, küssen ihm Stiefeln und Kleider und fühlen, daß sie ohne den Mann Gottes ewig verloren sind, „und", schreibt der Mann in seinem nächsten Rapporte, Hundert und mehrere Heiden sind heute in der lieblichen Gemeinschaft des Geistes und in der heißduftenden Gnade des Herrn Jesus Christus aus dunkler Nacht des Aberglaubens errettet worden."

Ein Missionär bekannte mir einst aufrichtig, daß er nach zwölf Jahre Arbeit unter den Hottentoten und Bosjemans zu keinem andern Resultat gekommen sei, als daß, obwohl nicht Alles an ihnen verloren sei, sie

doch nichts sonderlich mehr werden würden, als was sie gerade sind. Daß er sie nicht für ein verbindendes Glied zwischen Menschen und Affen ansähe, aber doch auch für nicht viel besser. Und dieser Mann war ein edler Enthusiast, der mit beispielloser Selbstverleugnung und Ausdauer die besten Jahre seines Lebens und lockende irdische Aussichten für Bekehrung der Heiden geopfert hatte.

Andre mögen zu andern Resultaten gekommen sein und einige sogar zu glänzenden. Ueber den Eifer der Missionäre kann man jedoch nur Lob aussprechen: unermüdlich sorgen sie selbst für das zeitliche Wohl ihrer Pflegekinder. Jährlich reiste ein englischer Missionär — beiläufig gesagt ein Schmiedegeselle, in den der Geist gefahren — mit einer hübschen Heerde Rinder von Kamiesberg in Namaqualand nach Kapstadt, eine Entfernung von 600 Meilen, die er dort für Rechnung seiner Pflegekinder verkaufte.

Ein gesunder Baum trägt zuweilen eine faule Frucht und aus diesen Vorhöfen geistiger Veredlung und sittlicher Verbesserung gingen im jüngsten Kafferkriege Horden von Rebellen und Mördern sogar, die die Blätter ihrer Bibeln zu Gewehrpfröpfen verwandten. Katrevier, das größte Institut Südafrika's, wurde ein Mördernest. Seltsame Belege stellten sogar die Missionäre dieses Instituts blos und eine Reihe verdächtiger Umstände brandmarkte sie als Rädelsführer der Hottentot-Rebellion. Sie wurden in Untersuchung gezogen: das Gericht sprach sie frei, aber nicht die öffentliche Meinung. „An ihren Werken sollt ihr sie erkennen," schrie die ganze Colonie.

Der Superintentend der Katrevier-Station wurde in folgenden Worten beschuldigt:

„Der Ehrw. Read senior hielt den Hottentoten, wie

bekannt, kurz vor dem Ausbruche der Hottentot-Rebellion eine politische, aufwiegelnde Predigt. Er gab ihnen zu verstehen, daß es ihre Pflicht sei als Menschen, Väter und Christen, diesem Eingriffe auf ihre Rechte durch ein tyrannisches Gouvernement, ein Vagabondengesetz, welches das Gouvernement in jener Zeit nicht abgeneigt war zu geben, Widerstand zu leisten. Dadurch wurden die Hottentoten der Meinung, daß die Rebellion ihrerseits gerechtfertigt sei."

Dies war in Katrevier. Ebendaselbst fand am 21. Octbr. 1850 eine Versammlung unter Leitung des Ehrw. Jos. Read junior in der Kirche statt, wo erklärt wurde, daß die Zeit nun komme, wo der Braune sich gänzlich des Weißen Herrschaft entziehen solle.

Vide Front. Times 20. Mai 1851.

Bischoff Gray in „Tour through the Colony to Port Natal" sagt, ihm sei bekannt, daß die öffentliche Meinung die Missionäre beschuldige, zur Rebellion der Hottentoten Veranlassung gegeben zu haben, daß er jedoch nicht glaube, directe Aufreizung habe stattgefunden; aber daß er sich überzeugt halte, daß ihr Erziehungssystem zu keinem andern Ziele führen könne.

Extract aus Lieut. Colonel Napier's Werk „on South Africa."

„Mit Bezug auf den glücklichen Erfolg unsrer Versuche die Heiden zu bekehren, muß ich mich überzeugt halten, daß sie durchaus fehlgeschlagen sind; und die Kaffern haben neuerlich, wie bekannt, die Missionsbibeln zu Gewehrpfröpfen gebraucht. Die Hottentoten sind mehr dem Trunke ergeben und liederlicher als je und zu ihrer Schande sei es gesagt, einige der ehr-

würdigen Leute geben ihnen nicht das beste Exempel zur Moralität."

Auszüge von „Missionary Labours." „Die Missionäre allgemein als eine Klasse betrachtet, glaube ich, sind von den besten und edelsten Motiven beseelt; doch ist es ein beklagenswerthes Factum, von jedem aufrichtigen Missionär eingestanden, daß die Missionen in Südafrika durchaus fehlgeschlagen sind; daß die böse Tendenz der Missionsoperationen ein Grundsatz geworden."

Und weiter: „Alle seine (des Farbigen) Wünsche und Hoffnungen sind irdisch, sinnlich und teuflisch; keine der höhern Gefühle unserer Natur können in ihm entwickelt werden."

Und weiter: „Man erlaube ihnen nicht zusammenzuheerden auf schönen ausgewählten Orten, die in bessern Händen Gemälde von Glück und fröhlicher Industrie sein könnten, während sie jetzt nur Samen des ekelhaftesten, schmuzigsten Elends und Herde der Rebellion sind."

Es ist ebenso notorisch als tadelnswürdig, daß Missionäre nicht allein am Kap der guten Hoffnung, sondern meist überall, sich häufig in die Politik mengen. Manches falsche Gerücht haben sie durch ihre diplomatischen Fehltritte zusammengebrauet und die üblen Folgen solcher Anmaßung und Einmischung sollten auf die strengste Weise geahndet werden. Wir haben wohl nicht nöthig an Tahiti und China zu erinnern.

In den Akten der Untersuchungs-Commission über den Tod Hinza's, eines Kafferhäuptlings, S. 59 erklärt im Verhör Tyali, einer der feindlichen Häuptlinge im Kriege von 1834: „Philip sagte, (Doctor Philip, Superintentend der London-Mission) dies ist euer (der

Kaffern) Land (bezeichnend Albany, den nordöstlichen Theil der Colonie); ich werde in das Ohr des Gouverneurs sprechen. Philip machte große Untersuchungen und sagte, das Land in dieser (der colonialen) Seite des Fischflusses gehört euch; ich werde an den König von England schreiben und den Gouverneur zur Raison bringen. Dies und das Geschwätz der Hottentoten zündete den Brand an."

Und jener verderbliche Krieg von 1834 folgte. — „Cupido," wandte ich mich an meinen Reitknecht, „wie kommt es, daß du nicht im Institute geblieben bist?"

„Sie haben mich weggejagt, Sür."

„Weggejagt, Cupido?" und ich sah den Kerl das erste Mal aufmerksam an: er hatte wirklich das verschmitzte Gesicht eines boshaften Affen.

„Ja, Sür; Mynheer (Se. Ehrwürden*) war immer unzufrieden mit mir. Ich war erste Geige im Institute und Mynheer sagte, es sei des Teufels Instrument; ich würde noch auf der Geige zur Hölle reiten. Hihihi! ein wunderlich Pferd, nicht wahr, Sür? Dann erschoß ich Mynheer's großen Kapater (bunte Ziege), aus Versehen, Sür; ich glaubte, es sei ein Springbock (Antilope); und dann borgte ich, ohne zu fragen, die graue Mähre von Mynheer und andre Bagatellen. Gut, Sür, da ist die graue Mähre, eine capitale Reitmähre; und „Tag Neef, Tag Teef" grüßte Cupido einen Hottentot, der auf flinkem Pferde vier andre tüchtige Gäuler dem Institute zujagte. „Die Menschen haben gute Pferde, Sür," bemerkte Cupido, „und immer speckfett."

---

*) In der Sprechweise der Schwarzen bedeutet Sür einen vornehmen Herrn; Baas einen Boor, und Mynheer einen Geistlichen.

Wie unvollkommen ist der Mensch! Er trägt ein Glatzkäppchen und fällt beim Klange einer Fidel in Convulsionen; aber er reitet Pferde und keine demüthigen Esel!

„Und so, Sür,“ nahm Cupido den Faden seiner Erzählung wieder auf, „wurde ich weggejagt. Sür kann mir glauben, ich kann singen wie eine Orgel, kann auch meinen Namen schreiben und bin ein ebenso guter Christenmensch wie die Andern“

„Ich glaube Dir, Cupido, aber würdest Du nicht Dein geistig Wohl besser wahrnehmen, wenn Du wieder in ein Institut gingest?“

„Ja wohl, Sür; der große Baas (Gouverneur), sagt man, will ein Vagabondengesetz erlassen; dann gehen wir alle nach den Instituten. Wir sind freie Menschen, Sür, und Niemand kann uns zwingen zu arbeiten.“

Das Erste, was den Braunen in dem Institute eingeprägt, ist, daß sie freie Menschen sind. Man hat berechnet, daß mehr als 10,000 freie Farbige umherwandern, die ohne regulären Dienst, bisweilen durch Hunger getrieben oder durch Aussicht auf Branntwein sich veranlaßt fühlen, einige Tage zu arbeiten, gewöhnlich aber ohne sichtbare Mittel zum Lebensunterhalt auf unbenutzten Ländereien in der Nähe von Städten und Dörfern aufliegen, außer jenen, die in den Instituten das Gewerbe der Heiligen erlernen. Jenen Freien ist selbst die geringe Beschränkung ihrer ungebundenen Neigungen, welcher sie sich im Institute nicht gänzlich entziehen können, allzu lästig. Die Heerden der Booren gewähren dieser Masse Trägheit und Laster den nöthigen Lebensunterhalt. In einem so dünn bevölkerten Lande, wo die Landgüter gewöhnlich aus 5—20,000 Aeckern bestehen, muß es natürlich schwierig sein, sogleich den Ver-

lust eines Rindes oder einiger Schafe zu entdecken und noch bei weitem schwieriger, gesetzliche Beweise zur Bestrafung des Thäters zu erlangen, obwohl nach moralischer Ueberzeugung vielleicht aller Zweifel beseitigt ist. Aber wären selbst genügende Beweise vorhanden, sind doch die Gerichtshöfe so entfernt, daß der Boor es für klüger hält, den Verlust ruhig zu tragen, als Zeit und Geld für eine namhafte Strafe wegzuwerfen. Denn so weit erstrecken sich die Wirkungen der Philanthropie, daß selbst in den Gerichtshöfen die Farbigen mit unziemlicher Milde behandelt werden. Wir wollen annehmen, daß ein Vagabond z. B. einen sächsischen Widder, dessen Werth am Kap zu 150—200 pr. Thlr. angeschlagen wird, geschlachtet habe; worin wird seine Strafe bestehen? 10—20 Tagen Gefängniß, incl. gutes Logis und Beköstigung vollauf von Fleisch, Suppe und Brod, bestritten aus der Staatskasse, in welche natürlich der beraubte Boor auch zahlt und sonach noch zum Unterhalte seines Vagabonden beiträgt. Nach Verlauf dieser Zeit wird der Vagabond, gestärkt durch Ruhe und gute Diät, mit den durchaus nicht unangenehmen Erinnerungen an seine Gefängnißzeit wieder losgelassen.

Die meisten Braunen ziehen nach den Missionsstationen, um auf eine gemächlichere Weise ihrem Unterhalte beizukommen, als alle andern Umstände es erlauben würden, und werden Christen, um sich ihrem unverbesserlichen Hange zur Faulheit hingeben zu können. Und wer wollte sie tadeln? Sie führen ein sorgloses Leben und für ein wenig Gesang, Gebet und ein langes Gesicht verhilft ihnen europäische Philanthropie zu den nöthigen Bedürfnissen.

In Ostindien wird jeder bekehrte Hindoo von den Missionären unterhalten, weil er Kaste verliert und,

von allem Umgange mit seines Gleichen ausgeschlossen, mehr verachtet als ein Pariahund des Hungertodes sterben müßte, würde er nicht von den Missionären unterhalten, obwohl es immer zweifelhaft bleibt, ob der Hindoo zum Christenthum oder zum Branntwein übergegangen sei.

Was für eine Sorte Christen die afrikanischen Proselyten werden, kann Jeder leicht lernen, der vorurtheilsfrei die Institute besucht. Gewöhnlich haben sie außer Beobachtung einiger Förmlichkeiten gar keine Religion, und die Art des Unterrichtes ist in einzelnen Fällen wohl auch nicht sonderlich geeignet, ihnen einige richtige Begriffe über Religion beizubringen, wie folgendes, Wort für Wort stenographisch nachgeschriebene Fragment einer Missionspredigt darthun möchte:

. . . . . „Ja, Geliebten, die Liebe ist — die Liebe. Da ist nichts anders als Liebe in der Welt: Gott ist die Liebe, und das Lamm ist die Liebe, und das Blut ist die Liebe, denn es wäscht alle Sünden rein. Und, Geliebten, glaubt an die Liebe; seid in der Liebe und mit der Liebe. Durch die Liebe kommt ihr in den Himmel. Und nicht einer soll in den Himmel kommen, der die Liebe nicht hat. Liebt euren Nachbar, liebt eure Frau, euren Ochs, euren Esel; liebt jeglich Ding: denn ich sage Euch, die Liebe! — ja — die Liebe!! — ja — die Liebe!!! Amen!“ —

Ein Commentar hierzu ist wohl nicht nöthig. Wenn die schwarzen Gläubigen aus der Kirche kommen, gleichen sie den zwei Bauern, welche den neuen Pfarrer das erste Mal gehört hatten.

„Seine Ehrwürden ist ein knapp Kerlchen, Claus, er hat Latein geredet.“

„Sehr wahr, Kunz; nur Schade, man konnte es nicht verstehen.“

„Wie einfältig, Claus, das war ja eben die Schönheit der Sache.“

Es wäre, wie gesagt, thöricht anzunehmen, daß diese Heiden durch geistige Vortheile angezogen und im Institute zurückgehalten würden: sie kommen, weil sie sicher sind, immer Hunderte ihres Gleichen da anzutreffen, oder haben Beweggründe ähnlich denen, welche Cupido bezeichnete. Unter dem Vorwande Arbeit zu suchen, gehen sie wieder, wenn es ihnen beliebt. Das Institut ist immer eine Herberge, wo menschenfreundliche Gastfreiheit gegen alle Schwarze ausgeübt wird. Ein andächtiges Händehalten; geschicktes Verdrehen der Augen und einige melancholische Worte über die Noth der armen Seele und das Blut, das Alles wäscht, sind gangbare Münze für die nothwendigsten Bedürfnisse und der schlaue Teufel lacht sich in's Fäustchen über die ungeheure Igonoranz der Weißen, der sich durch solche grobe Taschenspielerstückchen so verblenden läßt. Nach einem funfzehnjährigen Aufenthalte in der Colonie konnte ich nicht die mindeste Verbesserung im moralischen Zustande der Farbigen, noch in ihrer socialen Stellung entdecken. Verbesserung? Ist nicht zu dem eingefleischten Hange zur Faulheit und zur Dieberei seitdem noch Uebermuth und Heuchelei gekommen? Verbesserung ihrer socialen Stellung? Ist ein erschwindelter schwarzer Frack besser, als einige ehrlich verdiente Rinder, mit welchen sonst des Dienstknechts Lohn bezahlt wurde? Ehe die Missionäre ihr Wirken im Kaplande begannen, war der Braune dienstbar und gehorsam; jetzt —, obschon er kaum genügend seine Nacktheit bedecken, oder den Heißhunger seines eingeschrumpften Magens anders be-

schwichtigen kann, als daß er einen Riemen fest um die Taille und einen großen Knopf auf den Magen bindet, bleibt er lieber auf dem Institute liegen, nicht weil es ihm an Gelegenheit gebricht Arbeit zu bekommen, denn oft ist es geschehen, daß, wenn ein Dienstherr nach dem Institut gegangen, um einen Knecht zu miethen und um die Hülfe eines Schwarzen demüthig ersucht hat, der unverschämte Lump ihm geantwortet: Wer sagt euch, daß ich diene; wir sind gegenwärtig freie Menschen; das Blättchen hat sich gewendet und der Weiße arbeitet nun für uns; Er weiß, daß er sich nicht zu bemühen braucht und auf leichtgläubige, europäische Philanthropen sich verlassen kann.

Und ist zu erwarten, daß, was als allgemeine Klage tausend Male in den Zeitungen gestanden und in jedes Mund ist, den Missionären allein unbekannt sei? Und warum steuern sie nicht einer solchen abscheulichen Trägheit, die das Krebsgeschwür der Societät am Kap der guten Hoffnung ist? Warum sammeln sie vor ihren Thüren, was in Europa nirgends, als in dem Arbeitshause geduldet werden würde? Ist es zu verwundern, daß die Colonisten mit Erbitterung auf die Missionäre blicken?

Die Bethörung der Missionäre und ihre Entschlossenheit, den fehlerhaften Bekehrungsplan trotz allen Tadels durchzuführen, ließe sich durch ihren Enthusiasmus in ihrem Berufe erklären; aber das Band, welches den Missionär an seine Gemeinde fesselt, scheint so locker, als wie der Boor sagt, ein Seil aus Triebsand. Im jüngsten Kafferkriege verließen alle Missionäre jenseit der Grenze ihre Stationen, obgleich sie von den Kafferhäuptlingen die ernste Versicherung erhielten, daß sie nichts zu fürchten hätten; aber daß, sollten sie dennoch ihre Posten

verlassen, man für die zurückgebliebenen Effecten, als von ihnen verlassen, nicht stehen wolle. Alle zogen hinweg; die nachgelassenen Effecten wurden zerstört; den Frommen ward eine klägliche Geschichte von den ungeheuren Verlusten, die man im Kriege erlitten, vor erzählt; rührende Missionspredigten wurden gehalten und Collecten für die Brüder gesammelt, denen man vielmehr einen derben Verweis hätte geben sollen, oder sie zum Ambos oder Nadel hätte zurückschicken müssen.

Man sollte doch annehmen, daß es nirgends besser bekannt sein könne, wie sehr die Eingebornen verdienten in jeder Beziehung, vorzüglich aber im religiösen Unterrichte, unterstützt zu werden, als eben in der Colonie selbst; daß nirgends die Verdienste eines Missionärs besser gewürdigt werden könnten, als an Ort und Stelle seines Wirkungskreises und es ist mir nicht bekannt, daß man der nackten Wahrheit gegenüber es je gewagt hätte, in der Colonie irgend eine Collecte für Missionszwecke zu eröffnen. Leichtgläubiges Europa ist die Schatzkammer, woher Subsidien in ununterbrochenem Strome fließen. Dorthin strömt die Sündfluth jährlicher Rapporte so rührend, daß ein Stein blutige Thränen weinen möchte: moderne Saule und modische Magdalenen laufen in Schaaren durch das Land, alle Jesus suchend, sie sind ganz unglücklich und heulen unaufhörlich, „weil sie den Herrn nicht finden können"; sie sitzen verzweiflungsvoll hinter Büschen neben Wegen, wo Jahr ein Jahr aus Niemand vorbeikommt; nichtsdestoweniger führt Gott einen Missionär vorbei, der die bejammernswürdigen Creaturen, die Vater und Mutter für den Herrn Jesus verlassen haben", obgleich sie nun bereits so alt sind, als Methusalem, da entdeckt und in Abra-

hams Schooß aufnimmt; sie laufen umher wie Verrückte und Besessene, bis der Mann Gottes den unreinen Geist austreibt; sie sind immer Menschen, die im tiefsten Pfuhle des Lasters und Verbrechens gerollt, ja vor lauter Sünde ganz schwarz sind; aber der fromme Mann ist unermüdlich; arbeitet ohne Unterlaß in seinem schwierigen Berufe, bis die ungeheuren Sünder Tugendhelden geworden: „das Blut hat sie rein gewaschen und ihre Seelen sind angethan mit einem blendenden Gewand wie frischer Schnee."

Und diese entsühnten Tugendhelden, die jeglicher nützlichen Betriebsamkeit für das Streben nach christlicher Vollkommenheit entsagen, wo muß man sie suchen? Auf den Stationen? das haben wir bereits zur Genüge aufgeklärt. Unter dem Regiment Hottentot-Scharfschützen im Dienste des englischen Gouvernements? Sie sind meist alle Rebellen und Mörder geworden. Unter den Sträflingen — gewiß ein schönes Feld für den Missionär? Der Bagnio ist immer ein Treibhaus größerer Verbrecher gewesen. Ueberall und in jeder Lage habe ich die Farbigen in dem kläglichsten Zustande sittlicher Verbesserung und christlicher Heranbildung getroffen. Als Arzt habe ich oft an Sterbebetten Farbiger gestanden und da der nahende Tod ein besonderer Prüfstein für den moralischen Zustand eines Menschen ist, habe ich von dort gesammelten Resultaten meine Meinung theilweise bestimmen lassen. Ueberall fand ich die kläglichste Unwissenheit, übertüncht mit einigen gedankenlos recitirten Phrasen von der Sünde, dem Teufel, dem Erretter, dem Lamme, Blute und ein Herplappern einiger Verschen, deren Bedeutung diesen exemplarischen Christen gänzlich unbekannt war.

Und dennoch würde man sich über solche Resultate

wenig wundern, berücksichtigte man die Eigenschaften so Mancher, durch welche die — wir wollen das gebräuchliche Wort beibehalten — Heidenbekehrung bewerkstelligt werden soll. Viele Jahre sind verflossen, aber immer noch drängt sich mir Grauen bei der bloßen Erinnerung an folgende Scene auf: Eine junge braune Frau war unter eigenthümlichen Umständen dem Tode verfallen und durfte kaum noch eine Stunde zu leben haben, jedoch war sie bei voller Besinnung. Obgleich kein Mitglied eines Instituts, wurde sie nun von einem Missionär besucht.

„Weib", sagte er eintretend, „Du mußt sterben, bereue Deine Sünden. Bete!"

Stumm sah die arme Creatur vor sich hin, vielleicht sammelte sie aus tödtlicher Erschöpfung einen Rest der gebrochenen Kraft zu einigen Worten; vielleicht wandte sie wortelos ihr Herz zu Gott und ihr Gedanke ward zu brünstigem Gebet. Sie war immer ein mildes tadelloses Geschöpf gewesen.

„Weib, ich sage Dir, bete," erscholl von Neuem das heisere Krächzen des Apostels, halb Grollen und halb Nasenton; „ich sage Dir, bete!"

Stumm blieb das Weib, wie zuvor.

„Was für ein entsetzliches Verbrechen", wandte sich der Missionär an die Umstehenden, „kann die Seele dieses Weibes beladen, daß sie nicht beten kann? „Weib, ich sage Dir, wenn Du nicht bereuest, wenn Du nicht betest, so gehest Du ein, wo da ist nur Heulen und Zähnklappen, zum brüllenden Leuen, dem Teufel, zur ewigen Verdammniß!"

Das müde Auge der Sterbenden leuchtete auf und ruhte mit langem forschendem Blicke auf dem Manne Gottes; dann erlosch der Glanz allmälig und Dämmerung zog darüber wie ein Schatten.

„Hat sie denn nicht beten gelernt?" fragte von Neuem der Missionär die Umstehenden. Niemand antwortete. Der Kopf des Weibes neigte sich seitwärts — ein tiefer Seufzer — sie war nicht mehr.

„Weib," eiferte der Apostel, „sprich meine Worte nach: „Oh Lamm Gottes . . . . Ach! sie ist todt! Wie traurig, ihr Freunde, daß diese Seele zur ewigen Verdammniß geht!" (Alles wörtlich, wie auch der Schluß seiner Ansprache: Ach, hoe dreurig, dat deze ziel na de eeuwige verdoemnis gaat.)

Und so ging der Mann mit dem schwarzen Glatzkäppchen von dannen.

Endlich möchte man noch fragen, welche Nothwendigkeit für Missionsinstitute in der Colonie existire. Durch die ganze Colonie ist von Seiten der Regierung für den vortrefflichsten Schulunterricht gesorgt, wo Weiße und Schwarze gleichen Zutritt haben und durchaus ohne den mindesten Unterschied der Farbe gleichen Unterricht empfangen, wie man sich in allen Gouvernements-Freischulen überzeugen kann. Erwachsene sind keineswegs von diesen Schulen ausgeschlossen, wären sie geneigt in vorgerücktem Alter noch Elementar-Unterricht zu nehmen. Ueberall ist Religionsunterricht die Hauptsache. Diese Schulen werden durch tüchtige Pädagogen geleitet, mit liberalen Salairen, durchschnittlich 200 Pfd. Sterl. jährlich, woraus erhellt, daß man nicht für gut gehalten, solche wichtige Posten mit inspirirten Schuhflickern oder Schneidern zu besetzen, die das Geschäft eines Religionslehrers ergreifen, weil sie zu jedem andern entweder zu träge oder zu unbrauchbar sind. —

Springbock-Jagd. (Antilope Euchore.)

Mein Nachtquartier war ein einsamer Bauerhof auf der Grenze, dem ich langsam zuritt, denn die Pferde waren nach einem dreitägigen Ritte schon so abgemagert durch Mangel an Futter, daß sie vorsichtiger Schonung bedurften, um für eine längere Reise brauchbar zu bleiben. Das verflossene Jahr war ein Mißjahr gewesen, und, ohne den Solder (Vorrathsboden) wieder füllen zu können, hatte der Boor den Rest seines Pferdefutters schon längst verbraucht. Auch im jetzigen Jahre waren bereits elf Monate verflossen, ohne daß ein Tropfen Regen gefallen war; selbst Thau entstieg aus der ausgedörrten Erde nicht mehr; und der Boor, welcher zumal den Reisenden gern mit ein wenig Futter aushilft und wohl selbst seinen kargen Rest theilt, konnte nicht mehr geben als ein wenig Kaff (Art Heckerling) — kaum nahrhafter als Sägespäne. Der Anblick des Landes war über alle Maßen traurig. Das Kapland hat ohnehin für das europäische, an üppige Vegetation gewöhnte Auge, selbst in günstigen Jahren etwas unbeschreiblich Oedes, Dürres, Wüstes, aber für das Land nach elf Monaten ununterbrochener Dürre hat die düsterste Phantasie eines Europäers kein Bild. Viele Quellen waren versiegt, jede Spur der Gräser war verschwunden; und selbst das lebendige Grün der Gärten auf den Bauerhöfen langt nicht mehr zu. Nichts erblickte man, als dürren, steinigten, sandigen Boden, spärlich mit kleinen Büschen bedeckt, deren blätterlose und durch die Hitze gedörrten Zweige wie durch sengende Gluth geschwärzt erschienen. Jegliches

Leben der kleinern Thierwelt schien erstorben; nur hier und da lief eine Spinne über den Sand, oder schnellte eine Eidechse über das Gestein. Kein Laut belebte die Oede. Dem Wege entlang standen einige Rinder, mager wie wandelnde Skelette, überspannt mit kahler erkrankter Haut. Weiterhin lagen weiße Knochen und Schädel mit großen Hörnern, und Haufen feiner dürrer Hölzchen: die Reste von Rindern, welche aller Subsistenz beraubt, an den dürren Gebüschen geweidet und der Unverdaulichkeit solcher Nahrung als Opfer gefallen waren. Die Haufen feiner Hölzchen waren Inhalt des Magens, Nahrung und Ursache des Todes gewesen.

Weiterhin standen einige Pferde, an Beleibtheit den Rindern nicht unähnlich, und kauten an den dürren Büschen; allein mit wenig Neigung für solche Nahrung gingen sie träge weiter und versuchten andre Büsche. Bei unsrer Annährung huben sie träge die Köpfe und schauten mit blödsinniger Apathie der fremden Erscheinung nach. Am Fuße des langen Gebirges erhob sich eine große Staubwolke: dort zog die Heerde des Boors der Quelle zu. Viele Schafe kehrten Abends heim, aber starben über Nacht aus Erschöpfung, und je näher ich des Boors Wohnung kam, desto häufiger begegnete ich Ueberresten von Schafen und Lämmern, welche in solcher Zahl täglich fielen, daß eine Menge großer Geier träge und theilnahmlos bei dem reichen Bankett saßen, und nur von Zeit zu Zeit den übersättigten Körper in schwerfälligem Fluge erhoben. So war der Zustand des Landes.

Um das Maß des Uebels zu füllen, kommen in solchen Jahren, wo die dürre Weide eines großen Landgutes für den Unterhalt einer kleinen Heerde nicht mehr zureicht, zahllose Heerden von Springböcken, oder wie

die Booren sie nennen, Trehbokken (wandernden Böcken) aus den noch dürrern, heißern Sandwüsten Centralafrika's, Nahrung suchend nach der Colonie, wo sie in unglaublich kurzer Zeit jeden Rest der Pflanzenwelt vernichten. Dies gefürchtete Uebel, vernahm ich, war auch jetzt wieder im Anzuge. Von jenen zahllosen Heerden hatte ich wohl viel gehört, aber Alles erschien mir so übertrieben, so fabelhaft, daß ich mit nicht geringem Interesse dem Erscheinen dieser afrikanischen Thierwanderung entgegen sah.

„Warum hat man diese schönen Mimosen abgehauen?" fragte ich Cupido — nicht den Liebesgott, sondern meinen Halbmenschen aus Hottentot und Affe, mit welchem meine Leser bereits bekannt sind, — als wir vor einigen Mimosabüschen vorüberritten.

„Sür, das ist alle Nahrung, welche der Boor seinen Kapatern (bunten Ziegen) noch geben kann. Das „stumme Gut" (die Ziege) hat nur noch die grünen Blättchen der Dornbäume. Das letzte Stück Vieh, Sür, verreckt noch. Sür soll sehen, wie es bei den Kraalen (Pferchen mit solider Steinmauer oder Dornhecke umgeben) aussieht." Ominöse Worte, welche die Umstände nur zu sehr bewährten.

Einige Dutzend Raben, welche bei unsrer Annäherung krächzend aufflogen, und ein widerlicher Geruch ließen uns mit ziemlicher Bestimmtheit voraussetzen, in welcher Richtung der Kraal lag. Schon von fern sah ich größere und kleinere Hügel, Katakomben gefallener Schafe und Rinder, auf denen Krähen, Habichte und große Lämmergeier in bunter Masse hin und her wogten und unersättlich abrissen und verschlangen. Weiterhin lagen einige halbe Rinder, auf denen große weiße Geier mit schwarzen nackten Hälsen regungslos saßen und

wahrscheinlich die Digestion des früheren Mahles abwarteten. Den Mauern der Kraale entlang lagen ganze Reihen todten Viehes, welches täglich in solcher Zahl starb, daß an ein Einscharren nicht zu denken war, und die wundervolle Gefräßigkeit der Raubthiere konnte mit der Sterblichkeit nicht gleichen Schritt halten. Und wie Unglück selten allein kommt, begannen in der That die Springböcke in größeren Heerden, als man je zuvor gesehen, über die Grenze hereinzuziehen.

Des Boors Wohnstätte glich im Allgemeinen den Bauerhöfen an der Grenze: das lange, niedrige, aus Steinen aller Größe schlecht aufgebaute Haus hatte ein Strohdach; kleine, fußhohe Fenster theils mit geöltem Papiere, theils mit alten Zeitungen verklebt; rothe und grüne Fensterladen, und seitlich eine große Küche mit einem kolossalen Schornsteine; daneben stand ein Wagenschuppen; ein Stall; eine Hühnersteige; zwei Kraale und eine Rondtafel — ein niedriges, thurmähnliches Gebäude mit dicken Mauern und Schießscharten, welches in Ueberfällen durch die Schwarzen als Cidatelle gedient hatte. Wie die meisten „Plätze" lag dieser Bauerhof auf einem kahlen steinigten Hügel, wo außer einer verkümmerten Syringe (wilden Hollunder), dessen Stamm durch die Hitze gespalten war, keine Spur von Vegetation zu erspähen war. Vor dem Wohnhause lagen einige Sättel, ein Zeichen, daß andre Fremdlinge bereits angekommen waren.

Auf das nahende Pferdegetrampel trat eiu alter weißhaariger Boor vor die Thüre, und mehrere jüngere Personen folgten ihm; Alle — ihrem Anzuge nach — gleichfalls Booren. Nach wechselseitiger Begrüßung mit „Hoe vaart li, (Wie geht es) folgten schnell aufeinander die verschiedenen Acte afrikanischer Gastfreundlichkeit:

Klim af, (Steigen Sie ab) und zal Mynheer afzadeln? (Wollen Sie absatteln) und dies bejaht, leistet ein Jeder eine bereitwillige Handreichung, die schweren Sättel und Gepäcke von den Rücken der müden Thiere abzuziehen; und mit Wil Mynheer binne komen? (Wollen Sie eintreten) führte der Alte mich in seine Wohnung.

Das Meublement des Voorhuys (Halle), des einzigen Zimmers, welches im Hause des Booren gehörig meublirt ist, war höchst einfach und bestand aus einem niedrigen Tische mit gewundenen Füßen — das Meisterstück eines alten desertirten Soldaten; zwei roh bearbeiteten Stühlen mit dünnen, durchflochtenen Riemchen als Sitze, von denen der eine der Staatssessel der Hausfrau, der andre der Ehrenplatz des Fremdlings ist; und einer grünen Kiste, welche zugleich Provisionskiste auf dem Ochsenwagen, Geldchatulle und Thron des Hausherrn war. Im gegenwärtigen Falle mochte diese Kiste 1000 £ enthalten, denn anstatt von einem Kapitale auf irgend eine Weise Zinsen zu ziehen, liebt der Boor sich darauf zu setzen. Der Alte war ein reicher Schafzüchter von 6000 Schafen, welche man auf 3000 £ anschlagen konnte.

Hinter dem geschnörkelten Tische thronte die Hausfrau, eine corpulente holländische Dame, sechs Fuß vier Zoll lang und fast ebenso breit. Auf einem dampfenden Stoof, (Kohlenbecken) trotz der heißen Jahreszeit, standen zwei Elephantenfüße, welche die verborgenen Proportionen dieser afrikanischen Hebe errathen ließen. Auf dem Tische sang der ewige Wasserkessel, welcher immer dampft, um Thee zu bereiten, und der nur des Nachts erkaltet. Hinter der Dame stand ein völlig nacktes junges Buschmannmädchen, welches mit einem Strauß-

federwedel an einem langen Stock befestigt, die Fliegen von der Theeequipage abwedelte.

Zal Mynheer sen Kopje theewater gebruiken — fragte die Dicke, und reichte mir eine Schale, die leider das zwanzigste Wasser enthielt. Der Boor nämlich kauft nur Thee, welcher zwanzig Wasser hält, d. h. dessen zwanzigster Aufguß sich noch färbt, und die Bezeichnung Theewater ist daher charakteristisch. Jeder der Anwesenden erhielt eine Schale, ohne Zucker, ohne Milch und Alle verneigten sich gegen eine rothlackirte Blechbüchse, welche einige Brocken Kandiszucker enthielt, mit „danke, Tante."

Booren von einiger Bildung beanspruchen die Titel Mynheer und Juffroun, allein gebrauchen solche nie unter einander.

Da der Aufguß von niedrigem Geschmacke war, sammelte ich die kleinen Brocken Kandis in der rothen Dose, begriff aber sogleich, da mich Alle mit großen Augen anstarrten, daß ich mich eines Mißgriffs schuldig gemacht haben müsse. Später erklärte man mir, daß das Präsentiren der Zuckerdose nur eine Höflichkeitsformalität sei. Man erwartet daher nicht, daß der Gast von dem Zucker nehme. Bei Einigen, wurde mir versichert, wird keine so strenge Krittelei beobachtet: der Gast nimmt ein Stückchen Zucker, saugt daran und legt es dann für den Gebrauch Andrer wieder zurück in die Dose.

Den ganzen Tag hatte ich unter einer glühenden Sonne geruht und keine Speise genossen, und das schreckliche Theewater machte mich so übel, daß ich mit Freuden meines rücksichtsvollen Wirthes Offerte „Wil Mynheer sen zoopie gebruiken" annahm. Es war

kratzender Fusel, aber Nektar in Vergleich zu dem Thee-water.

Diesem folgte ein Haufen Tabak aus der Hosentasche des Alten, wovon ein Jeder seine Pfeife füllte, welche er durch das Hutband gesteckt trug. Alle schmauchten und selbst Knaben, welche eben erst die Schule verlassen, d. h. während eines dreimonatlichen Unterrichtes bei einem fahrenden Soldaten ihren Namen hieroglyphenähnlich zeichnen und den Katechismus lesen gelernt hatten.

Gar bald erfuhr ich aus dem Gespräche der Booren, daß sie hier zusammengekommen waren, um die Springböcke in einem Engpasse aufzufangen, welchen sie passiren mußten, um weiter in die Colonie vordringen zu können. Die Booren wünschten mit dem getrockneten Fleische der Springböcke ihre Vorrathskammern auf einige Monate zu versehen, weil die Sterblichkeit unter dem Vieh ihr „Schlachtgut" sehr vermindert hatte.

„Die Böcke, Oom Jan, müssen morgen durch die Poortje (Engpaß) kommen; rechts und links ist der stundenlange Krans; (steile Felswand) — sie müssen durch die Poortje. Die ganze Ebene lebt, Oom Jan, lebt!"

„Das, Neef Piet, fehlt noch: das stumme Gut (Schafe und Rinder) bleibt doch noch am Leben, wiewohl ich von 2000 Schafmüttern nur noch 500 übrig behalten habe; aber, Neef Piet, wenn die Böcke erst durchgezogen sind, ist das Land eine Wüste. S'ist eine schwere Straf', Neef Piet," fügte der Alte bei, gläubig seine Hände faltend.

„Hat Oom Jan gehört," fiel nach einer Pause ein Andrer ein, „daß von Oom Clas ein Klump (ein Trupp Schafe) mit den Springböcken weggelaufen ist?"

„Ja, Neef Staak; Janitje wurde hintennach geschickt; aber Neef, das Gut (die Schafe) läuft wie der Teufel — Gott verzeih mir die Sünde, daß ich einen so großen Namen nenne, — immer im dicksten von den Böcken, sagt Janitje. Er hat sie wohl auch nicht wiederbekommen."

Es geschieht bisweilen, daß ein Trupp Schafe unter die Springböcke geräth und mit ihnen wegzieht. Der Fall ist vorgekommen, daß Schafe auf diese Weise in solche Entfernung geriethen, daß ihre Eigenthümer nicht mehr ermittelt werden konnten.

„Kerle," wandte sich Dom Jan an einige junge Leute, die ehrerbietig zugehört hatten, da unter diesen Patriarchen noch die löbliche Sitte herrscht, daß die Jugend mehr zuhöre, als unbedachten Unsinn schwatze, „Kerle, ihr müßt gut schießen, denn unser Schlachtgut ist auf (Schlachthammel sind consumirt)."

„Ja, Dom," sang der Chor, „aber die Pferde sind zu mager um zu jagen; wir müssen in der Portje vorlegen."

Der Rest des Abends wurde mit allerlei Vorbereitungen zur Jagd zugebracht, weil man beabsichtigte, schon vor Tagesanbruch in der Poortje zu sein. Herbei kamen die altväterischen, schweren, 6 Fuß langen Pavianspooten, (Affenpfoten) gewaltige Calibers wie tragbare Kanonen, welche man sorgfältig reinigte und frische Steine einschraubte. Mit diesem gigantischen Instrument schießt der Boor mit erstaunenswürdiger Präcision in unglaublicher Entfernung. Ein leichtes modernes Gewehr liebt er nicht, weil es leicht wie eine Feder sei und keinen Anschlag erlaube. Dem Uneingeweihten ist nicht zu rathen, mit solchem gewichtigen „Roer" zu schießen, denn der Ricochet zerbricht ihm den Arm oder

wirft ihn mit einer unbarmherzigen Ohrfeige zu Boden. Zunächst füllte man die Pulverkammer — schön polirte und zierlich geschmückte Rinderhörner, welche die Bastarde und andre Wilde im Inlande zu fertigen pflegen. Ein Jeder versah sich mit einer großen Quantität Pulver, denn der Boor mißt den Schuß mit der hohlen Hand ab und hat daher viel Pulver für sein monströses Roer nöthig. Nachdem die Gürtel mit Kugeln gefüllt und die Sättel zurechtgesetzt waren, begaben sich Alle endlich zur Ruhe, früher als gewöhnlich, doch nicht ohne zuvor ein halbdutzend Zoopies zu verschlucken.

Die Schlafstellen waren nicht die besten, allein ein Müder schläft süß auf einem Steine, und unsre Betten waren weniger hart: Einige krochen in den Kaffhock (ein Häuslein, in welchem der Heckerling aufbewahrt wird); Andre schliefen auf rohen Häuten, wieder Andre auf Buchenmatten; und endlich Andre zogen vor, der Hitze halber, vor dem Hause, unter freiem Himmel in ihre Mäntel gehüllt auf der Erde zu schlafen; unbekümmert um giftiges Gewürm, dem sie sich natürlich aussetzten.

Das Krähen der Hähne und ein empfindlich kalter Wind, der durch das offne Fenster hereinwehte, verkündigten den nahen Morgen. Im Osten schossen Lichtsäulen empor, wie matte Nordlichter und schmolzen endlich in einen gelblichen Schimmer, vor welchem die deutlichern Umrisse großer grauer Gebirgsmassen hervortraten. Es waren die Karee-Berge, welche wie eine ungeheure steinerne Barrière die Grenze der Colonie bilden. Jenseit lag das wüste Land der Buschmänner, Griquas und Betchuanas. Die lange Linie der Gebirgskette war von einem tiefen Einschnitte unterbrochen, wo tieferes Dunkel noch lag: dies war der Engpaß, wo

die Böcke hindurch kommen mußten. Im Hause begann ein reges Leben und ein Chor von Tönen erschallte: Ja Oom — Neef Clas — mein Tondel doschen (Zunderbüchse) — Piet, die Steinkammer — Neef, ein Zoopie — guten Morgen Tante — Gri-i-it — Geklirr von Steigbügeln und Gewehren — Gestampfe von Pferden — Heulen der Hunde, welche die Jagd witterten — Jan — Pferde — Ja-a-an! —

Alles war Eile, denn vor Sonnenaufgang mußte man im Engpasse sein: schläfrig ziehen dann noch die Böcke und die Jagd ist ohne große Mühe ergiebig; später am Tage erfordert es ein flinkes Pferd, um in Schußbereich zu kommen.

Bald saß die ganze Gesellschaft zu Pferde und im leichten kurzen Galopp ging es querfeldein dem Engpasse zu: Die Oome in Front, dazwischen der fremde Mynheer; dann folgten die Neefe und hinten nach die Schwarzen: Alle trugen über die Schultern schwere Pavianspooten.

Achter nit — achter nit! (Zurück) unterbrach die Stille zuweilen, wenn die Hunde allzu eifrig die Spur aufnahmen.

Heller wurde das Gelb des Ostens; das Grau der Gebirge floß in ein purpurnes Violett und ein leichter röthlicher Lichtschimmer spielte um die höchsten Gipfel: der erste Strahl der Sonne schoß über den Horizont. Das rege Geschwätz war auf einige einsylbige Laute allmälig herabgesunken und endlich ganz verstummt: vor der zauberischen Schönheit eines solchen südlichen Morgens erstarb das Alltagsgeschwätz.

Aber tiefer strömte das Lichtmeer und „Opgedrukt, Jongens" (drauf los, ihr Jungen) rief ein alter Grenzboor, in echt afrikanisch-holländischem Costüm — ein

brauner Filzhut mit über das Gesicht herabhängender, breiter Krempe, in dessen Bande einige Straußfedern und eine kurze Hornpfeife mit langer silbener Mundspitze staken; eine graue Filzjacke, troß der großen Hiße der Jahreszeit, denn sagt er, in kaltem Wetter hält sie warm, und in heißem Wetter läßt sie die Hiße nicht hinein (eine Logik, die nicht Jedem einleuchten möchte); eine Hose von gegerbten und Macassins von rohem Leder: „Opgedrukt, Jongens, da kommen sie schon!"

Und durch den Engpaß zog sich eine dicke, träge Staubwolke, welche vermuthlich von dem Springbockheere aufstieg.

Gehorsam dem Rathe des Alten flog der Shambock rechts und links auf die Pferde und in langen Galopp ging's über die Ebene.

Einzelne Springböcke, welche wie Tirailleurs dem großen Zuge vorausgingen, liefen an uns bereits auf der Ebene vorbei; sie schaueten uns aufmerksam mit ihren großen dunkeln Gazellenaugen einige Augenblicke an und verschwanden scheu. Von ihrer Schnelligkeit konnte ich mir nun bereits einen ziemlich richtigen Begriff machen, denn sie liefen über den Grund, scheinbar in neckendem Tanze und mit scherzhaften Sprüngen und schienen gar nicht über die Ebene zu laufen, sondern mit einander zu scherzen und zu tändeln und spotteten dennoch des flinken Hundes. Oft sprangen sie von 8—15 Fuß fern, so zierlich, so ohne alle sichtbare Kraftanstrengung, daß ich sehr wohl die Unfähigkeit unsrer magern Pferde begriff, solche flinke Thiere zu überholen.

Näher kamen wir der Poortje; dicker erhob sich die Staubwolke; über ihr kreis'ten Geier, die den Zug der Böcke immer begleiten. Ein dumpfes Gedröhn, wie die

Brandung des fernen Meeres, oder wie das Sausen eines nahenden Sturmes traf mein Ohr.

„Ab!" commandirte der Alte, und wir sprangen aus dem Sattel. „Hinauf auf die Kranz, (Felsenmauer) Jongens, schnell! — Cesar," wandte er sich an einen alten Neger, „kopple die Pferde aneinander und bringe sie unter den Abhang, aber, Bliekzemskind, (Blitzkind) verlaß die Pferde nicht." Jetzt kamen sie an zu zwei und drei, zu zehn, zu zwanzig, in immer größeren Truppen, wohl von 3—400 ein jeder Trupp, aber dazwischen noch immer Lücken. Endlich ergoß sich eine ununterbrochene, weißbräunliche Masse durch den mindestens achthundert Schritt breiten Paß, nicht wie einzelne Thiere, sondern wie ein Strom. Die Charge der Thiere schien unwiderstehlich.

„Wie die Schneider schießen!" grollte der alte Boor, neben welchen ich postirt war, „die Sonne scheint durch das magre Gut. Kerle," schrie er den Andern zu, „nicht so in's Blaue — nur die Fetten, die Widder."

Er meinte, daß die geschossenen Böcke zu mager wären; und daß nicht auf's Geradewohl geschossen, sondern immer nur ein fetter Widder gewählt werden solle. Man begreift, daß es des Scharfblicks eines sehr geübten Schützen bedurfte, um solchem Gebote Folge leisten und in dieser Fluth Böcke, die uns vorbeibraus'te, eine Wahl treffen zu können. Unaufhörlich krachten die Schüsse; was da stürzte, wußten wir nicht, denn ohne Unterbrechung wälzte sich der lebendige Strom herab. Die Hunde waren seit langer Zeit schon nicht mehr zu sehen, denn bei dem ersten Ansatz hatten sie sich mit den Böcken vermengt und waren mit hinweggerissen worden.

Bereits überfluthete das Sonnenlicht die große Ebene, über welche wir am frühen Morgen dem Gebirge zuge-

ritten waren und die Hitze stieg so schnell, daß es für rathsam gehalten wurde, das geschossene Wild so früh als möglich nach Hause zu bringen. Auch glaubte man, genügende Jagdbeute zu haben, denn es waren mehr als 200 Schüsse gefallen, und da die Booren geübte Schützen sind und die Masse der Böcke zu dicht war, um einen Fehlschuß möglich zu machen, ließ sich erwarten, daß mehr als zweihundert Böcke gefallen waren. Auch bot sich endlich Gelegenheit, das gefallene Wild hinweg zu bringen, denn der Strom der Böcke wurde dünner und dünner, bis endlich nur noch einzelne Böcke scheu rechts und links wegprallten oder selbst durch den Engpaß wieder zurück jagten.

„Dirk," befahl der Alte, nimm das beste Pferd und spute Dich hinweg nach Hause und laß den Wagen ohne Verzug kommen." Dirk sprang in den Sattel und bald bezeichnete ein Staubstreifen nur noch den Weg, welchen er genommen.

„Nun an die Böcke, Jungen," rief der Alte, „die Sonne steht schon hoch." Und hinunter klommen wir in den Engpaß. Das gefallene Wild lag in Haufen umher und das Einsammeln desselben war daher bald geschehen; wurde auch nöthig, denn schon senkten sich ein paar Dutzend Geier nieder und hüpften mit trägem Flügelschlage und übermüthiger Entschlossenheit näher. Ueber 200 Böcke lagen todt, mehrere, die nur angeschossen waren, versuchten auf ihren zerschmetterten Beinen noch zu entfliehen und wurden schnell getödtet. Auch einige Lämmer waren angeschossen, doch wahrscheinlich nur durch Zufall verwundet. Die Mutter eines verwundeten Lammes war zurückgeblieben und suchte ihr Lamm auf alle mögliche Weise zu veranlassen, mit hinwegzulaufen; erst nachdem ihr Junges getödtet worden war, entfernte sie

sich zögernd; stand dann still, kam wieder zurück und schaute mit ihren großen braunen Augen so wehmüthig auf das Gefallene, daß es offenbar war, wie mütterlicher Instinct und Scheu einen schweren Kampf kämpften.

An den entfernt liegenden verwundeten Thieren vollendeten die Geier das Werk des Todes mit solcher unglaublichen Schnelligkeit und Gefräßigkeit, daß in wenig Minuten nur abgenagte Skelette übrig blieben. Aus Erbarmen erschossen wir noch einen Springbock, welcher obwohl nicht durch einen Schuß verwundet, mühsam umhertaumelte: die Geier hatten ihm die Augen ausgehackt.

Plötzlich tönte es wieder wie das Sausen eines nahenden Sturmes. Jenseit des Engpasses schien es zu sein. Wir alle horchten auf.

„Es ist nichts," sagte ein junger Mann, „der Tiger jagt unter den Böcken."

Auch der alte Boor lieh dem nahenden Sausen ein aufmerksames Ohr. „Jungen," schrie er plötzlich, „es sind die Böcke! Aus dem Passe heraus, heraus — schnell, Kerle! Huih! da sind sie." Und der Alte erstieg behende einen steilen Steinblock. „Auf die Klipkopjes, (Zerstreute Felstrümmer) Jungen!" —

Eine neue Colonne Böcke preßte vorwärts. Wir klommen in Eile auf hohe Felstrümmer, um außer Bereiche der Fluth zu sein, die sich von Neuem durch den Paß ergoß. Der Berg dröhnte und es schien als wären wir in dem Wirbel eines mächtigen Windes.

„Bory," schrie der Alte durch die hohl an den Mund angelegten Hände einem Schwarzen zu, der sich noch bemühte, einen großen, fetten Bock aus dem Passe zu schleppen, „Bory, laß den Bock! Geh' aus dem Weg! Bo - o - ry! -- Hotten - tot! „Alle Welt," sagte er,

sich zu uns wendend, „Bory ist nieder und die Böcke über ihn."

Herab chargirte die dichte Phalanx der Böcke, wie ein unwiderstehlicher Strom; vergeblich suchte Bory zu entkommen: einen Augenblick rang er wie ein Ertrinkender mit der Fluth; dann fiel er; und Alles war ein Chaos von Staub und Böcken; auftauchte Bory noch ein Mal, aber verschwand fast ebenso schnell wieder und vorwärts schoß die gedrängte Masse der Böcke.

„Ohngefähr 10000," rief einer der jungen Neefe, der mit dem Kennerblicke eines Schafzüchters die lebendige Fluth überschaute; „sie werden Bory zu einem Brei treten."

„Zehntausend?" rief der Alte. „Neef Piet, Neef Piet, ein Schafboor sollte ein besseres Auge haben; dieser Trupp ist ungefähr 25000 stark." Und die andern Booren pflichteten dem Alten bei.

Endlich kamen die Böcke weniger gedrängt und bald konnte man sehen, daß der Corps d'armée vorbei war, und nur noch Nachzügler folgten.

Hätten wir nicht gewußt, wo Bory gefallen war, wäre es schwierig gewesen, ihn aufzufinden, denn er sah einem Sandhügel ähnlicher als einem Menschen und lag völlig regungslos. In der That war er betäubt. Zur nahen Quelle getragen und reichlich mit Wasser übergossen kam er jedoch bald zu sich und klagte, daß sein Körper wie zermahlen sei. Uebrigens hatte er keine bedeutende Verletzung erlitten.

„Du dummer Satan," redete ihn der Alte an, „Du sahst doch die Böcke kommen!"

„Ja, alter Baas, aber das Gut*) kam auf mich

*) Hat in colonialer Sprache ebenso viele Bedeutungen als das res der Lateiner.

wie der Blitz. Glücklich fiel ich auf den Bauch, anders hätte das Gut mir das Gesicht breit gestampft. Es trommelte mir auf dem Kopfe, wie ein schweres Hagelwetter; da wurde mir schwarz vor den Augen, — und alter Baas, weiter weiß ich dann nichts."

Die Zahl der geschossenen Böcke ergab sich auf 300, obgleich acht Schützen nur kurze Zeit gefeuert hatten.

„Jungen," sprach der Nestor, wir werden noch Zeit zum Frühstück haben, ehe der Wagen kommt. Was sagen Sie, Mynheer zu einem Zoopie?"

Und hervor kam aus einem ledernen Knapsack, eine Steinflasche mit Capesmoke, machte die Runde unter den Domen und Neefen und kehrte fast leer in den Schlauch des Patriarchen zurück. Unterdessen hatten die Schwarzen platte Steine herbeigetragen und möglichst genau aneinander gefügt; darauf legten sie Fleisch mit Pfeffer und Salz eingerieben und mit Cayenne-Pfeffer besprenkelt, wovon man eine kleine Quantität klugerweise mitgenommen hatte; packten eine andre Schicht Steine darauf und zündeten darüber ein großes Feuer an. Nach circa einer halben Stunde war ein Mahl bereitet, dessen Wohlgeschmack den feinsten Gourmand in Entzückung versetzt haben würde.

Der Alte schüttete aus seinem Knapsack etwas grobes, gedörrtes Brod — Boorzwieback — für die bevorrechteten Dome; die Neefe stopften sich nur mit Fleisch; Alle hatten Messer, aber bedienten sich der Gabel Adams und zwischen Fingern und Zähnen verschwand das Fleisch mit wunderbarer Schnelligkeit.

„Willst essen, Bory?" fragte ein Neef.

„Nein, nein; Neef Hys," unterbrach der Alte, nichts als Buccho-azyn (Bucho-Essig) und ein Kastoorolie (Ricinusöl) soll Bory haben.

Nachdem das Frühstück beendigt und eine Pfeife in Brand gesteckt war, begannen Alle schleunig die Böcke auszuweiden, denn der Wagen war dem Passe schon ziemlich nahe! Alle Köpfe wurden abgeschnitten und weggeworfen. Von solchen Böcken, die allzu mager schienen, schnitt man nur die zwei Hinterkeulen ab und ließ das Uebrige den Wölfen und Geiern zurück.

Der ganze Wagen wurde vollgepackt: hinten, unten, zur Seite — überall hingen Böcke, und oben drauf ruhte Bory, der nicht zu Pferd heimkehren konnte, weil ihm war, als ob er windelweich gedroschen sei.

Jeder Boor und Schwarze hatte außerdem noch vier Böcke hinten und vorn auf dem Pferde.

In der Frühe war es ohne allen Pfad quer über Stock und Stein dem Engpasse zugegangen: jetzt, da wir nicht dieselbe Ursache zur Eile hatten, kehrten wir langsam dem Gebirge entlang auf dem Fahrwege heim. Die Ebene vor uns, ungefähr 6 deutsche Meilen im Durchschnitt, war allenthalben mit den dichten Massen der Springböcke bedeckt. Eine lichtrothe Fluth schien hin und her zu wogen. Man hatte mir von Millionen Böcken erzählt und ich hatte der wilden Fabel gelacht; aber hier bewegte sich diese zahllose Menge wirklich vor meinen Augen.

„Die Böcke sind erst heute Morgen durch die Poortje der Kareeberge, denn ich habe gestern nur wenige Spuren gesehen," bemerkte Neef Piet, „und dennoch eine solche Masse auf der Blackte (Ebene)."

„Sie bekamen einen Schreck in der Poortje, bemerkte ein ältlicher Oom, und sind durch Mordenaars-Gat (Mörderloch) sicher herabgekommen."

„Ja wohl," bestätigte der Nestor, „ich hörte das Gedröhn. Wir werden wohl noch ein paar Hundert ohne Pulver

und Blei bekommen. Ja, ja," rief er aus, „dort ziehen sie noch herab."

Ein kurzer Ritt brachte uns an das Nordenaarsgat. Das Gebirge erhob sich hier als eine schroffe, steile Felswand: ein Theil derselben war eingestürzt und in mächtigen Blöcken und scharfem Gerölle dem Thale zugerollt. Regengüsse und Sturzbäche hatten durch die Oeffnung eine tiefe Schlucht gewühlt. Hier war ein andrer Trupp der Böcke durchgedrungen. Aber so unwiderstehlich war der Andrang von hinten gewesen, daß viele Böcke über den steilen Abgrund gestürzt waren und unten zerschmettert lagen. Was der Nestor vermuthet hatte, fanden wir bestätigt, denn einige Hundert Böcke lagen umher, die im Sturze ihren Tod gefunden. Wir übten hier noch ein Werk der Barmherzigkeit und erschossen einige Böcke, welche auf zerschmetterten Füßen der größeren Heerde nachzufolgen suchten und welche die Geier sonst lebendig angefressen haben würden.

Nachdem der Wagen mit der Beute aus Poortje zu Hause abgeladen war, wurde er nochmals zurückgesandt, um solche Böcke, welche nicht allzusehr zerschmettert waren, nach zu holen. Der Wagen kehrte auch gegen Mittag mit noch 200 Böcken zurück. Ihm folgten die Hunde, mit weit heraushängender Zunge und scheinbar sehr ermüdet.

Alles war nun rege Geschäftigkeit auf dem Bauerhofe: das Fleisch der Böcke wurde in dünne Stücke geschnitten, und über lange Stöcke aufgehangen; die Keulen wurden gesalzen und unter schwere Steine gelegt; die Felle wurden mit Pflöcken auf dem Grunde ausgespannt, zur Anfertigung von Decken, mit denen der Boor seine Zimmer auszulegen liebt. Bald hingen in allen Zimmern, von einem Balken zum andern,

auf Stöckem und gespaltenem Bambus viele tausend, lange dünne Stückchen Fleisch; jeglicher Gegenstand im Hause wurde mit Fleisch behangen, selbst die Bettpfosten und die Syringe vor dem Hause waren mit Fleisch garnirt. Millionen Fliegen schwärmten im Hause, und saßen auf dem Fleische in schwarzen Krusten — eine nicht sonderlich angenehme Gesellschaft, wie leicht begreiflich. —

Mein freundlicher Wirth nöthigte mich, noch den Mittag bei ihm zu verweilen um einem Wildbraten zu kosten. Obgleich das Wild erst denselben Morgen geschossen, war es doch so delikat und mürbe, wie das in Deutschland mindestens acht Tage alte. Das Mahl schloß eine Schüssel Pasteten, die leider nur aus einer dünnen Teigkruste bestanden, worein ein Ball grobgewiegten Kürbels eingeschlossen war: ein Lieblingsgericht in der Colonie, worauf sich die Hausfrauen nicht wenig brüsten, wie mir versichert wurde.

Bei meiner Abreise gab mir der alte Boor noch einige Stücken getrocknetes Springbockfleisch — Biltong — welches dem rohen Schinken ähnlich, aber bei weitem zarter und schmackhafter ist, und einige grobe Bisquite — Reiseprovisionen, welche alle andern in diesen unwirthbaren Oeden übertreffen.

Heuschrecken.

Mehr noch als die Springböcke fürchtet der Boor die Heuschrecken, nicht allein, weil die Letzteren gewöhnlich die Saatfelder zum Schauplatz ihrer Verheerungen wählen, sondern weil sich immer erwarten läßt, daß die Springböcke ihnen sicher nachfolgen werden. Beide scheinen nämlich Centralafrika zu verlassen, wenn dessen verdorrte Wüsten ihnen nicht länger Unterhalt bieten. Wenn daher heißer trockener Nordwind, der nie Regen bringt, eine lange Zeit stetig geweht hat, kann man mit ziemlicher Gewißheit auf Dürre im Innern schließen und folglich auch auf das Erscheinen der Springböcke und Heuschrecken. Leider leidet auch das Kapland unter solchen Umständen an ähnlicher Dürre, obschon nicht in so hohem Grade als das Innere, und diese zwei Plagen verursachen dann noch außerdem eine größere Verwüstung, als anhaltende Dürre allein angerichtet haben würde. Instinctmäßig scheinen Beide, die Heuschrecken und Böcke, dem Einflusse dieses ihnen ungünstigen Windes zu entfliehen und ziehen daher immer vor dem Winde her in südlicher Richtung; ja Heuschreckenschwärme ziehen oft selbst in die See und kommen dort um. Jede Veränderung des Windes, ausgenommen die von be-

schränkter Lokalität abhängig ist, veranlaßt eine entsprechende Richtung des Zuges beider, und es ist eine wohlbekannte Thatsache, daß, wenn schwere Regenwolken von der See nordwärts ziehen, welche den dürren Steppen des Inlandes neues Leben zubringen, Springböcke sowohl als Heuschrecken auch unverzüglich ihre Rückreise antreten und in unglaublich kurzer Zeit verschwinden.

Mit Hülfe eines guten Barometers und der Witterungsveränderungen eines guten Kalenders, kann man daher mit ziemlicher Bestimmtheit das Erscheinen der Böcke und Heuschrecken und deren Rückzug im Voraus bestimmen und wohl auch solche Vorsichtsmaßregeln gegen die Verheerungen zumal der Heuschrecken treffen, welche die Umstände erlauben.

Sobald die erste Nachricht kommt, daß die Heuschrecken im Anzuge sind, thürmt der Boor rings um sein Saatfeld Misthaufen auf, oder grüne Büsche, feuchtes Stroh, alte Felle, kurz allen Unrath, bei dessen Verbrennung ein dicker Dampf erzeugt werden kann, und sieht nun mit ängstlicher Spannung dem Feinde entgegen. „Noch immer Nordwind," denkt er, indem er aufmerksam den Zug einiger leichten Wolken beobachtet und einen besorgten Blick auf sein grünes Saatfeld wirft. „Wäre das Korn noch nicht in der Aehre, wüchse es wieder, selbst wenn die Heuschrecken es bis auf den Grund abgefressen. Aber so spät im Jahre — und das letzte Mehl verbacken!" — Vor zwei Jahren fraß der Springhahn (Heuschrecke) die junge Saat: sie wuchs wieder auf; er kam ein zweites und drittes Mal, und dennoch gewann ich mein Brod."

Da entdeckt sein geübtes Ohr ein Sausen wie das eines Sturmes, obgleich in der untern Luftschicht eine totale Windstille herrscht. Wie ein dünner Rauch brei-

tet es sich über den Horizont und „Springhähne, Hoho! Menschen heraus!" erschallt der hastige Ruf.

Alles was Beine hat, läuft nun und — sind die Felder fern — springt auf die Pferde und jagt dem Saatfeld zu: Einige tragen Feuerbrände, große Peitschen und Schollen schmauchenden Mistes; Andre zinnerne Waschbecken, eiserne Töpfe, Blechtöpfe, kurz alle erdenkliche und unnennbare Utensilien; Alles eilt, jung und alt, das schöne und starke Geschlecht, schwarz und weiß. Schnell wird Stroh und Misthaufen in Brand gesteckt; dicke Rauchsäulen steigen empor, und der ganze Chor zieht umher mit einem Höllenspektakel, von welchem Julien's wildeste Phantasie nie eine Ahnung hatte. Alles klappert, und schreit, und rasselt, und klopft, und jauchzt und kreischt und dazwischen tönt es wie Flintenschüsse von den langen Ochsenpeitschen, welche durch einige nervige Arme geschwungen werden. Die Felder sind gar bald in dicken Rauch eingehüllt und der Erfolg scheint solchen außerordentlichen Anstrengungen auch zu lohnen; denn nur wenige Heuschrecken fallen in die Saat. Droben wohl saus't es noch dahin wie dichtes Schneegestöber, aber noch ist Hoffnung vorhanden, die Saat zu erhalten: der Zug kann nicht lange mehr dauern; ihr Abend ist nahe und die Luft wird kühler und die Heuschrecken werden sich über Nacht irgendwo niederlassen. Mit Sonnenaufgang müssen die Felder wieder bewacht werden, dann fliegen die Heuschrecken wieder auf und die Gefahr erneuert sich. Einige Schwärme haben sich dennoch in die Saat niedergelassen und mürrisch theilt der Boor ein paar Hiebe rechts und links unter sie aus. Schaden werden sie thun, allein von keiner Bedeutung, denn der große Schwarm zog ja weiter.

Endlich bricht die Nacht herein. Düster glühen die Feuer und leuchtende Rauchsäulen steigen noch immer empor; neue Brennstoffe werden aufgethürmt und dann begiebt sich Weiß und Schwarz nach Hause.

Mit dem ersten Schimmer des Tages ist das ganze Personal wieder auf den Beinen; aber man muß sich aus dem Haus hinausschaufeln, denn Fußhoch liegen die Heuschrecken um das Haus herum, erstarrt von der Kälte der Nacht. Dies ist ein ominöser Umstand, welcher vermuthen läßt, daß sich die Heuschrecken dennoch in größerer Masse niedergelassen hatten, als man gehofft, hastig schreitet daher der Boor auf das Feld, um zu recognosciren. Aber wie ist ihm denn heute früh? Das kahle Brachfeld liegt ja auf der rechten Seite und heute — liegt's auf der linken? Wandelt er im Schlaf oder ist's noch zu dunkel? Armer Teufel! — er begreift: er steht auf denselben Feldern, wo am vergangenen Abend noch die üppigste Ernte prangte, und heute? Könnte er für jedes grüne Grasblättchen ein Goldstück empfangen, er würde es nicht aufzufinden vermögen. Auf dem kahlen Felde findet er nur eine Kruste schrotender Heuschrecken, die jetzt noch die Reste der Halmen abfressen.

Es ist erstaunlich, welche Verwüstungen diese kleinen Thiere anzurichten vermögen: nichts entgeht ihrer Gefräßigkeit; selbst die Dornen der Mimose und die Rinde der Bäume verschwinden unter ihrem ewig thätigen Gebiß. Eine Strecke Landes von Heuschrecken verheert, ist kahler als eine Winterlandschaft. Ungleich andern Thieren macht die Heuschrecke keine Wahl in ihren Nahrungsstoffen. Sie frißt Alles ohne Ausnahme: den widerlichen Schierling, die bittern Citrillen, den süßen Klee. Und so schnell sie frißt, so schnell verdaut sie auch. Ein Sättigungszustand findet daher auch gar nicht statt, denn

während des Fressens passirt sie unaufhörlich Excremente, welche zuweilen den Boden mit einer dicken Schicht bedecken.

Die Größe eines Schwarmes Heuschrecken kann nicht durch Zahlen bezeichnet werden, wie dies auch in der Colonie geschieht, sondern lediglich nach der Zahl der Stunden, während welcher ein Zug vorbeigezogen ist und dessen ohngefährer Breite; Stundenlang zieht oft ein Schwarm vorbei, dicht wie ein Schneegestöber, wörtlich die Sonne verdunkelnd und mit der Schnelligkeit der Schwalben. Einer der größten Schwärme, deren wir uns erinnern, erschien um Mittag, und zog noch ununterbrochen schnell und dicht um 6 Uhr Abends in derselben Richtung. Läßt sich der Schwarm nieder, so sitzen alle Heuschrecken in der Richtung des Zuges und oft so dicht aneinander und übereinander, daß die Erde mit einer braunen Kruste bedeckt scheint. Mit nicht geringer Mühe passirt man durch einen Schwarm, welcher entweder sehr tief fliegt oder sitzt: wie dichter Hagel prallen die Heuschrecken gegen jeden Widerstand. Pferde lassen sich jedoch nicht von ihnen beunruhigen und schreiten ruhig durch diesen Hexenspectakel von Geflatter und Geschwirr hindurch, obwohl sie vielleicht vor einem trockenen Blatte oder wehenden Papierstück scheu auf die Seite prallen würden.

Wird ein großer Schwarm in die See getrieben, so findet man wohl die Heuschrecken einige Fuß hoch von der Brandung am Strande ausgespült, wo der Strandwolf (die graue Hyäne) sich mit ihnen mästet.

Obgleich die Heuschrecken nicht geeignet scheinen, in schnellem Fluge große Reisen zu machen, legen sie dennoch in ununterbrochenem Fluge große Strecken zurück, aber immer nur mit Hülfe des Windes. In der tiefern

Luftschicht herrscht vielleicht todte Windstille, und so ist man geneigt, den schnellen Flug ihrer eignen Kraft zuzuschreiben. Allein das wäre ein Irrthum, denn die Heuschrecke ist ein schwerfälliges Thier, dessen natürliche oder mehr bequeme Bewegung ein Sprung ist, geholfen durch einen flatternden Flügelschlag! Daher der charakteristische Name „Springhähne" der Colonisten.

Groß ist die Verwüstung, welche die Heuschrecken auf ihrem Durchzuge anrichten, aber ein bei weitem größeres Uebel ist es, wenn die Heuschrecken sich so lange auf einem Orte aufhalten, bis sie ihre Eier gelegt haben. Hinterlassen sie diese, so bemerkt man bald eine Unzahl kleiner Thiere, wie kleine schwarze Frösche, welche außerordentlich laufen und springen, und schon auf dieser frühen Entwicklungsstufe außerordentlich fressen können. Diese nennt der Boor Loopers (Läufer), denn sie können noch nicht fliegen; aber schon nach wenig Zeit wachsen ihnen die Flügel und die schwarze Farbe ändert sich in ein lichtes Braun. Ein solcher junger Schwarm bleibt lange abgeneigt, seinen Geburtsort zu verlassen, und thut zehnmal mehr Schaden als seine Vorfahren.

Die kleinen braunen Heuschrecken sind die zahlreichsten und, wie die Colonisten sagen, die gefräßigsten. Wir glauben, daß die andern Arten ebenso gefräßig, aber minder zahlreich sind. Zwei elegante Arten sieht man zuweilen: die eine, mit schönen rosig-grünlichen Unterflügeln, glänzend und schimmernd wie Perlmutter; die andre sehr selten, nur vereinzelt oder höchstens einige Dutzend beisammen, sind zwei oder drei Mal größer, als die gewöhnlichen Heuschrecken und von hochrother Farbe mit gelben Ringen: Diese scheinen durch Gefräßigkeit einzubringen, was ihnen an Zahl gebricht.

Immer folgt der Heuschrecken-Vogel den Schwärmen und zerstört eine große Zahl dieser Thiere. Man bemerkt sogleich, wenn dieser Vogel unter sie gekommen ist, denn die Heuschrecken stäuben nach allen Richtungen auseinander und gar bald regnet es Flügel, und Beine, und Köpfe und dicke Leiber. Die Zahl, welche ein solcher Vogel vernichtet, beweis't, daß er wohl mehr auf Zerstörung als auf Nahrung ausgeht.

Menschen und Thieren dienen die Heuschrecken zur Nahrung: Schafe, Affen und selbst Pferde fressen sie mit großem Behagen. Das Federvieh scheint sogar instinctmäßig vorher zu wissen, wenn ein Heuschreckenschwarm im Anzuge ist, und macht oft zuerst die Menschen auf die herannahende Gefahr dadurch aufmerksam, daß es in der Richtung in's Feld läuft, in welcher der Zug herannaht. Sobald die Heuschrecken fallen, beginnen Hühner, Enten und Gänse die Jagd und nichts macht das Federvieh in so kurzer Zeit fett als Heuschrecken.

Aber auch den Menschen dienen sie zur Nahrung. Die Booren, welche jenseit der westlichen Grenze des Kaplandes als Nomaden mit ihrem Zelte und ihrer Heerde nach Weide umherziehen, und welche nur selten Brod sehen, pflegen Heuschrecken geröstet zu speisen, entweder das ganze Thier, oder gepulvert und mit heißem Wasser zu einem Brei gekocht. Auf beide Weisen zubereitet sind sie ein durchaus wohlschmeckendes Gericht.

Den Buschmännern sind die Heuschrecken ein wahrer Segen. Sie sammeln und rösten so viel als immer möglich und füllen mit ihnen Säcke, Lehmgruben, und Steinhöhlen. Wenn der Boor wehklagt, frohlockt der Buschmann, dem die Heuschrecken ein wichtiges Nahr-

ungsmittel sind; denn nicht immer ist seine Jagd ergiebig, nicht immer hat er Gelegenheit Vieh zu stehlen und sich an saftigen Wurzeln und Zwiebeln zu sättigen. Aus einem Teige solchen Heuschreckenpulvers macht der Bosjeman kleine platte Kuchen und bäckt sie auf heißen Steinen. Wenn sie gut gebacken sind, sind sie grünlichbraun und vom Geschmacke des Johannisbrodes. Vielen Europäern kostet es einige Ueberwindung, Heuschrecken, zumal die ganzen Thiere, zu speisen; allein ein Mal den Versuch gemacht, zieht ein Jeder diesen angenehmen Kuchen dem Brode vor.

Langjährige Beobachtungen haben gezeigt, daß ein Heuschreckenschwarm sich niemals da niederläßt, wo bereits ein andrer Schwarm gelegen hat. Die Schwärme vertheilen sich immer auf eine so wunderbare Weise, daß selten einer dem andern folgt, so daß man fast geneigt wird zu glauben, sie stellten ihre Züge, wie die Zugvögel, planmäßig an.

Das Bosjeman-Commando.

An einem heißen Octobermorgen im Jahre 1851, jagte an der westlichen Grenze der Kapcolonie auf einem dickköpfigen, langhaarigen, afrikanischen Pferde, das vom Schweiße triefte, ein magrer Hottentot einem einsamen Bauergute zu, dessen graue Gebäude sich kaum von der Farbe der dürren Ebene unterschieden. Er sprang von einem Schaffell, welches ihn zum Sattel gedient hatte; warf den Zaum über den Kopf des Pferdes und verschwand in einem der Gebäude, welches seiner Größe nach das Wohnhaus schien. Geduldig blieb das Pferd stehen, der Rückkehr seines Reiters harrend. Einige große Bastard-Tigerhunde, besäet mit breiten haarlosen Narben von Wunden, die sie im Kampfe mit Affen bekommen, erhoben sich träge von der Thüre des Hauses, beschnupperten des Pferdes Beine und legten sich wieder schlafen. Mit langen Schritten stolzirte ein zahmer Strauß näher; zupfte das Pferd muthwillig beim Schwanze und segelte scherzend wieder hinweg. Alles war dann still und einsam wie zuvor; der Wind säuselte durch die Fächerblätter einiger verkümmerten Syringen, (Melia azedarach) die der ganze grüne Schmuck des „Platzes" waren; das Pferd hing

träge und schläfrig den Kopf, der Hottentot schien einen Rapport zu machen, welcher dem Baas nicht gefiel, denn zwischen seiner umständlich langen Rede erschallte zuweilen die grollende Stimme des Boors: „die Schurken — aber um Gottes Willen, das ist ja unmöglich — Tanzter und Geschwind — die Blikzemkinder" — und ähnliche Exclamationen, bei denen das Pferd die Ohren spitzte und klug auf das kleine offne Fenster schaute, wo die Köpfe der beiden Männer sichtbar waren.

Plötzlich ward die Thür aufgerissen, und heraus trat mit zorniger Geberde ein langer stattlicher Boor; ihm folgte der Hottentot. Der Boor war nach Art der holländisch-afrikanischen Colonisten mit einem braunen Sombrero, geschmückt mit Straußfedern, einer Tüffeljacke, Lederhosen und behaarten Mocassins bekleidet und trug in seiner braunen großen Hand eine Pavianspoot, eines jener 6 Fuß langen, schweren Roere. Zorn hatte seine frische Gesichtsfarbe in ein bleiches Blauroth verwandelt.

„Bring die Pferde, Clas — alle drei — auch den Hengst", schrie er den Hottentot an, und hinweg schnellte Clas nach dem Stalle, aber kehrte in der Thüre mit unverkennbarer Bestürzung um; wandte sich nochmals, und schaute mit langgestrecktem Halse in den Stall hinein.

„O Baas, mein lieber Baas, alle vier Pferde sind verreckt!"

„Verreckt!" wiederholte der Boor in einem Tone, mehr ungläubig als erschrocken. „Der Kerl ist Mall, (verrückt) — mein Vollbluthengst von 2000 Thlr.!? „Hoho! Clas ist Mall," nichtsdestoweniger aber dem Stalle zueilend.

Da lagen sie, drei tüchtige Reitpferde, und in der Ecke der Hengst, ein wunderschönes edles Thier — alle

erschossen mit Pfeilen, die ohne Zweifel vergiftet gewesen waren.

Der Boor schwur einen entsetzlichen Fluch.

„Ruf das Volk, Clas," grollte er mit heißer und bebender Stimme dem Hottentot zu, „alles Volk!" und hinweg rannte Clas nach dem Kraale, wo die Wohnungen der schwarzen Dienstleute wie große Bienenkörbe angebaut waren. Unterdessen war die Gattin des Booren, eine höchst reinlich gekleidete aber außerordentlich corpulente Holländerin, an die Thüre getreten, und schaute mit gefalteten Händen rathlos ihrem Gatten nach, welcher mit langen Schritten und heftiger Geberde auf dem Stoop (eine Erhöhung vor dem Hause gleich einem Trottoir) hin und her schritt.

„Die Vagabonden," schnaubte der Boor entrüstet, „meinen Hengst und 3 Reitpferde und 24 meiner besten Ochsen! Bei Gott, ich will ein Beispiel geben," und klirrend stampfte er die lange Flinte auf den Grund.

„Piet," hielt ihn seine Frau endlich an, „Piet, sollte Clas sich nicht geirrt haben? Die Ochsen weideten ja gestern gerade in der entgegengesetzten Richtung, an den Blaamd Kopies (Blauen Hügeln)."

„Ganz recht; gerade dorther kommt ja die Spur. Die Spur ist noch ganz frisch; die Ochsen sind heute Nacht weggetrieben. Dahinter liegt die Spur von Geschwind und Tanzter. Jan hat die Spur aufgefaßt und ist ihnen nachgesetzt."

„Guter Gott," rief die Frau besorgt um ihren einzigen Sohn, „Jan wird ein Unglück haben. O Piet, Piet, die Buschmänner sind jetzt so kwaad (verwegen). Mir träumte vergangene Nacht von einer großen grauen Spinne."

„Unsinn" grollte der Boor und zuckte verächtlich die

Achseln. Inzwischen bewegte sich eine seltsame Gesellschaft, welcher Clas wie ein Marschall voranschritt, vom Kraale her: schwarze kleine Buschmänner, gelbe magere Hottentoten und braune fette Betchuanas, Männer, Frauen und Kinder, gefolgt von ein paar Dutzend halb verhungerter Hunde. Die Erwachsenen hatten ein Fell oder alten Lappen über den Schultern hängen; die Kinder waren völlig nackt. Diese dunkle Gruppe ordnete sich schweigend vor dem Stoop.

Schon hatte der Boor mit prüfendem Auge den Trupp überschaut und seine zwei Hirten vermißt, auf welchen der Verdacht lag, die Rinder geraubt und auch die Gräuelthat an den Pferden verübt zu haben, denn um allzuschneller Verfolgung vorzubeugen, tödten solche Marodeure immer die Pferde, welche zunächst bei der Hand sind; und „wo ist Geschwind und Tanzter," rief er aufgebracht.

Niemand antwortete. Kein Gesicht verzog eine Muskel, aber die kleinen schwarzen Schweinsaugen leuchteten mit beredter Intelligenz.

„Wo ist Geschwind und Tanzter?" wiederholte der Boor, der seine Entrüstung kaum zu zügeln vermochte. „Canaillen, Alle wißt ihr darum."

„Wir wissen es nicht, Baas; wir haben sie nicht gesehen," war die endliche Antwort.

„Nichtswürdig Geschmeiß," schrie der Boor wüthend, „dort liegt die Spur (die Fährte) meiner rothbunten Ochsen; dahinter die Spur*) von Geschwind und

---

*) Die Farbigen erkennen an den Eindrücken des Fußes im Sande oder auf weichem Boden leicht die Person, welche, und die Zeit wenn dieselbe vorübergegangen. So außerordentlich ist diese Kenntniß, daß solche Aussagen als gnügende Evidenz in Gerichtshöfen angenommen werden.

Tanzter, die Blikzemkinder. Zerstäubt und bringt die Ochsen zurück oder weh euch: die Bontokke zünde ich über euren Köpfen an und wer daraus hervorprallt, wird wie ein Hund niedergeschossen. Und entflöht ihr mit der höchsten Krans, herunter kommt ihr wie jene Calabasse," und blitzschnell lag das schwere Roer an der Wange, der Schuß fiel und ein kleiner Kürbis, der auf einer Mauer ungefähr 400 Schritt entfernt lag, verschwand zerschmettert. „Hinweg — vor Sonnenuntergang müssen die Ochsen hier sein!" Und Jung und Alt rannte in der Richtung der fernen blauen Hügelkette.

„Puh," puffte der Boor, „das erstickt mich beinah; Frau, gieb mir ein Bucchozoopie, (Kräuterschnaps), das Aergerniß bringt mich um; und wirklich war der Mann braunroth geworden.

Die gehorsame Hälfte erfüllte sein Geheiß, allein trotz mehrerer Dosen von diesem Universalmittel zakte de naarheid niet af, (minderte sich das Uebelbefinden nicht) und er gebot seiner Frau, Clas hereinzurufen, um ihm die Naarheid af te drukken.

Clas, der Leibjunge, mit einem Stück fetten, schwarzgerauchten Fleisch in der Hand, von welchem er nach Art der Thiere mit den Zähnen so viel abriß, als er mit seinem schönen weißen Gebiß vermochte, erschien; bestieg den Rücken des Boors, welcher sich seiner ganzen Länge nach auf dem Bauche ausgestreckt hatte und begann diesen mit den Füßen zu bearbeiten, sowie man noch hie und da zu keltern pflegt, während der Boor von Zeit zu Zeit ein behagliches Ach und Oh ausstieß. Clas, endlich fertig mit dem Fleische, welches er während dieser Operation gemächlich verzehrt hatte, stieg nun herab und begann den Boor mit den

Fäusten zu bearbeiten und zu kneten, als ob er beabsichtige, den Boor in einem Klumpen Teig zu verwandeln. Endlich erhob sich der Boor, schüttelte sich und erklärte, die Naarheid sei afgezakt — das Uebelbefinden sei verschwunden.

Clas erhielt hierauf Befehl auf das Feld zu eilen und einige Reitpferde nach Hause zu bringen.

Ohne weitere Unterbrechung vergingen die Morgenstunden: die Hausfrau saß am Fenster und nähte; bisweilen entsank ihren Händen die Arbeit und ihre Blicke hingen gedankenvoll an jener blauen Hügelkette, welche den Horizont säumte. Ein krampfartiges Zucken an den Augen- und Mundwinkeln bewies jedoch, daß ihr gewöhnliches Phlegma jetzt sehr gestört sei. Und in der That litt sie die peinlichste Besorgniß um ihr einzigstes Kind, ihren Sohn, welcher der Heerde und den Dieben allein gefolgt war.

Mit affectirter Ruhe saß auch der Boor auf einem altväterischen Lehnstuhl, in der einen Hand die Pfeife, woher er emsiger als je dicke Rauchwolken sog; in der andern Hand einen Fuß, von welchem er einen Zinken (rheumatischen Schmerz) wegzufrottiren suchte. Auch er konnte jedoch eine sichtbare Unruhe nicht ganz verbergen; erhob sich von Zeit zu Zeit; öffnete die Hausthüre und überschaute die weite Ebene, welche sich vor dem Gute ausbreitete. Zuweilen ergriff er ein kleines Telescop, das über der Thüre auf einigen Holzpflöcken lag, und überflog den Gesichtskreis mit sorgsamer Prüfung. Dann setzte er sich wieder; rauchte und rieb sein Bein.

Stunde auf Stunde verlief und nichts unterbrach die Monotonie. Das Mittagsmahl kam zur Tafel: aber der Boor gab vor, er habe die Opwerkens (Ma-

gendrücken) und die Frau, sie habe die Benaandheid (Hysterie).

„Lys!“ rief die Hausfrau, und ein nacktes Buschmädchen trat ein, „Lys, nimm hinweg.“ Und Lys trug die Speisen hinaus. Alles blieb still wie zuvor; nur das einförmige Ticken einer schwarzwälder Uhr, welche ihren Weg selbst in diese ferne Oede gefunden hatte, unterbrach die Stille.

„Jan noch nicht zurück?“ wagte endlich die Hausfrau fragend zu bemerken, deren innere Unruhe so zunahm, daß sie nicht länger mehr ihre Arbeit fortzusetzen vermochte. Auch wußte sie sehr wohl, daß Jan nicht zurück war.

„Hum!“ intonirte der Boor, „sein Pferd wird ermüdet sein,“ obwohl es unverkennbar war, daß er weder seine eigene Ueberzeugung aussprach, noch mit solchem Vorwande die Unruhe seiner Frau beschwichtigt hatte.

Oefterer nahm er das Telescop und prüfte den Horizont. Eine leichte Staubwolke fesselte seine Aufmerksamkeit: es war nur eine Sandhose, die tanzend über die Ebene irrte. Unruhe trieb ihn aus dem Haus. Er ging nach den Kraalen und schaute in die Bontocke: einige nackte kleine Kinder krochen umher und auf schmuzigen Fellen saßen zwei alte, runzlichte, blödsinnige Weiber, die aus hohlen Knochen Tacha rauchten, mit Tap Baas, Tap Baas grüßten und in stumpfsinniger Theilnahmlosigkeit weiter rauchten. Hinter dem Kraale erhoben sich ein paar felsige hohe Trümmer, die den jungen Lämmern als Schutz gegen den schneidenden Nachtwind dienten: diese erstieg der Boor und richtete das Telescop nach verschiedenen Richtungen mit langer ernster Prüfung. Allein auch dieses Mal, wie es schien, ohne ein befriedigendes Resultat.

So vergingen die Stunden des Nachmittags und schon neigte die Sonne sich gegen den Horizont, als die Monotonie dieser Grenzwohnung durch Pferdegalopp unterbrochen wurde: es waren jedoch nur die Pferde, welche Clas auf dem Felde geholt hatte.

„Clas," sagte der Boor, als der Hottentot zu ihm heranjagte, „Clas, bring' einen Haufen nasse Kuchen*) vom Kraale und mache einen großen Rauch."

Dann war Alles wieder still. Gedankenvoll lehnte der Boor an dem Hause und schaute nach der Hügelkette, über die ein dunkler blauer Nebel sich schon zu verbreiten begann. Unbemerkt hatte sich ihm sein Weib genaht und als sie ihre Hand auf seinen Arm legte, schrak er heftig zusammen — ein verrätherisches Zeichen seiner innern Unruhe, die er seinem Weibe unter einer affectirten Sorglosigkeit zu verbergen suchte.

„Piet," redete sie ihn an, „in flehendem, aber ernsten Tone, ich fühle eine Angst, die ich nicht bemeistern kann. Uns steht ein Unglück bevor. Jan ist noch nicht zurück. Denkt an Neef Frans; vor einer Woche stand er noch vor uns hier, und wo ist er nun?"

Franz Nell, ein Boor aus der Nachbarschaft, war

*) Viele Strecken des westlichen Landes sind so von allem Holze entblößt, daß man nicht zu kochen wüßte, gebrauchte man nicht den gedörrten Mist der Rinder und Schafe zu solchem Behufe. Der Boor sticht den Mist der Kraale in großen viereckigen Schollen aus, und baut mit ihnen nach und nach seine Kraalmauern auf. Die ausgetrockneten Schollen werden aber auch zur Feuerung benutzt. Sie verursachen einen unangenehmen urinösen Geruch, welcher sich auch den Speisen mittheilt. In den Dörfern ist der Preis einer Scholle, von der Größe einer mäßigen Fensterscheibe und 2 Zoll Dicke circa 12 Pfennige.

der Fährte einiger Rinder gefolgt, welche ihm die Buschmänner weggetrieben hatten, die Wilden erschossen ihn und steckten seinen Leichnam in ein Stachelschweinloch, welches sie mit einem Haufen Steine bedeckten, so daß wahrscheinlich der Leichnam nie entdeckt worden wäre, hätten die Hyänen ihn nicht ausgescharrt. Die Verwandten begruben jedoch nur die Hälfte des Leichnams, denn die andere hatten die Hyänen gefressen.

„Piet,“ fuhr sie fort, „mach ein Zeichen, daß unsere Nachbarn herüber kommen.“

„Still, Betje, ruhig, — da drüben thürmt Jan Mist auf, um einen Rauch zu machen und ich will ein paar Nothschüsse feuern.“

Von einem Haufen harziger Rhenosterbüsche, über welche eine dicke Lage nasser Mistkuchen gedeckt war, leckte alsobald ein helles Feuer hervor und eine graue, dicke Rauchsäule stieg, da es windstill war, hoch in die Luft. Zugleich lud der Boor sein mächtiges Roer mit einer Handvoll Pulver und drückte es dicht auf dem Boden ab: es krachte wie ein Kanonenschlag und ein vielfaches Echo lief in den fernen Bergen hin. Bald darauf fielen Schüsse in großer Entfernung und Rauchsäulen stiegen in verschiedenen Richtungen auf als Zeichen, daß das Signal gesehen und verstanden sei.

„Sind die Pferde besorgt, Clas?“ Der Hottentot bejahte. „Bring dann die Sättel auf die Stoop, daß Alles bereit sei, wenn die Menschen kommen.“ (Mit M e n s c h e n bezeichnet man in colonialer Sprache die W e i ß e n; V o l k hingegen nur die S c h w a r z e n. Steht ein Schwarzer z. B. vor der Thüre, so sagt man, es ist e i n V o l k vor der Thüre.

Die Scheibe der Sonne berührte den Horizont und

ein dunkelgelbes Lichtmeer fluthete über die Ebene und vergoldete einige Staubwolken, die in verschiedener Richtung jetzt emporstiegen und dem Gute sich zu nähern schienen. Abwechseld richtete der Boor sein Telescop ihnen zu. „Dom Jacob," sprach er zu sich selbst, während er durch das Glas schaute, „Dom Jacob auf dem schwarzen Hengst mit einem Achternyder (Reitknecht) — hatte sicher keine Pferde bei der Hand;" weiter ging das Fernglas, — Neef Carel und Neef Abraham — haben auch nur ein Volk (Dienstknecht); „ja," seufzte er, „was kann ein Christenmensch jetzt auch mit dem schwarzen Gute beginnen! Allmächtiger," rief er plötzlich, nachdem er aufmerksam nach einer dritten Staubwolke gespäht, „dort kommt Neef David auf einem Tragochs; die armen Menschen haben kein Stück Pferd mehr — die Buschmänner haben ihnen das letzte Reitpferd aufgefressen."

Nur zu oft geschah es, daß die Buschmänner werthvolle Pferde stahlen, nicht um darauf zu reiten, sondern um sie zu fressen.

„Clas," rief er aus, „sattle die Roodbles (Fuchs mit Blesse) für klein Baas David; ich sehe er kommt auf einem Packochs."

Während Clas die Reitpferde sattelte und Baas Piet zwei Paviaanspfoten auf die Stoep brachte, deren eine er Clas mit den Worten reichte: „Sieh nach dem Stein und setze eine Kugel auf," erschienen die sechs Personen, deren Annäherung Baas Piet bereits erspäht hatte. Die Booren waren in äußerer Erscheinung einander ziemlich gleich: ein Jeder trug eine lange Paviaanspfote über der Schulter und ein Pulverhorn an dem Gürtel. Auch die Schwarzen waren bewaffnet.

„Wir dürfen nicht säumen, Freunde," sprach Piet nach kurzem Gruße, „wir haben nur noch eine Stunde

Taglicht; ich will euch unterwegs Alles mittheilen." Und flüchtig sein Weib grüßend, sprang er in den Sattel und ritt hastig in der Richtung der blauen Hügel, gefolgt von den Booren und den drei Schwarzen. „Drückt auf, Kerle," ermahnte er, „ehe die Nacht einbricht, müssen wir jenseit der Koppjes sein, anders ist unsere Mühe umsonst." Und die kleine Cavalcade flog über die Ebene.

Piet theilte seinen Begleitern kürzlich mit, daß er bereits seit einiger Zeit Verdacht auf seine eigene Hirten habe, wegen allerlei Diebereien unter seiner Heerde, und nicht zweifle, daß sie in steter Communication mit ihren Freunden jenseits der Grenze seither gewesen wären; daß Clas heute früh die Spur der Zugochsen und der zwei Buschmannhirten in der Richtung der Grenze entdeckt habe, daß darauf sein Sohn Jan nachgesetzt, aber nicht zurückgekommen sei und daß endlich sein getrouwe Schepzel (getreue Creatur) Clas nachgeritten wäre, ohne jedoch weder Jan noch die Ochsen zu finden.

Die Sonne war jetzt hinter dem Bergrücken verschwunden, aber die Luft leuchtete noch mit gelbem Lichte und deutlich ließ sich noch die Fährte der Rinder erkennen, welcher die Reiter folgten. Hier und da, wo die Spur deutlicher war, hielt man einige Augenblicke an.

„Diese Pferdespur liegt seit dem frühen Morgen," bemerkte einer der Booren, „der Thau hat darauf gelegen."

„Ganz recht," versetzte Piet, „es ist die Spur von Jan; er ritt mit Tagesanbruch."

„Und hier," bemerkte ein Anderer, „ist Jan abgestiegen: das ist die abgerundete Spitze seiner Feldschuhe (Mocassins). Und hier hat er sein Roer an die Klip

gelehnt: da ist der Eindruck des Kolbens, dort hat das Bandelier auf dem Sande geschleift."

„Hier, Baas," bemerkte Clas, „ist ein alter gebrochener Riem und ein frisch geschnittenes Riemchen; Baas Jan hatte den alten Somerset (wattirten Sattel); sicher war etwas gebrochen."

Und mit solcher Genauigkeit schlossen die Booren aus unbedeutenden Kleinigkeiten auf die Art und Weise, wie der junge Boor seine Reise fortgesetzt hatte, daß sie kaum besser unterrichtet gewesen sein würden, hätten ihre eigenen Augen ihn stets beobachtet.

Ohne Unterbrechung zwischen den Hügeln angekommen, hielt der Zug und berathschlagte über den weitern Cours, denn es schien hier, als ob die Rinder nach allen Seiten auseinander gelaufen wären. Die Pferdespur hörte hier plötzlich auf. Die Eindrücke von drei verschiedenen Füßen waren auf dem Sande bemerkbar: zwei Paar derselben waren von nackten Füßen, ein Paar von Feldschuhen. Man erkannte sie als die Spuren der Buschmänner und des jungen Boors. Das zersplitterte Stück eines Kirie lag nicht weit davon und ein Eindruck war auf dem Sande, als ob etwas Schweres darauf hin geschleift worden sei.

Bei diesen verdächtigen Zeichen stieg die Angst des Vaters auf eine peinliche Höhe: denn es erschien nur allzu wahrscheinlich, daß Jan die Marodeure hier eingeholt hatte. Die Booren zerstreuten sich und suchten in der nächsten Umgebung: Nichts fand man mehr, auch selbst nicht die Spur des Pferdes.

„Und doch geht die Pferdespur nicht zurück!" bemerkte Einer mit Verwunderung.

„Hier," rief ein Anderer, „sind die Ochsen wieder

beieinander gekommen, aber die Pferdespur ist nicht dabei."

„Baas," schnarrte ein alter Buschmann, „sie haben das Pferd vorausgejagt und die Ochsen hintennach getrieben, — so ist die Spur des Pferdes verwischt worden."

„Er hat recht," riefen die Booren, verwundert, daß eine so einfache Lösung des Räthsels ihrem Scharfblicke entgangen war.

Wieder folgte man der Spur der Ochsen und unterschied auch hier und da wieder die Spur des Pferdes. Schnell drängte daher der Zug vorwärts. Sie erreichten jetzt die Höhe der Hügelkette und vor ihnen lag die weite Ebene des Buschmannlandes. Dicke Nebel wogten wie ein bewegtes Meer über der grauen Fläche und einige dunkle Höhen ragten wie Inseln aus diesem Wolkenmeere. Die Dämmerung war allmälig tiefer geworden und schon mehrere Male hatte man die Fährte verloren und nur mit Mühe wieder gefunden. Endlich verschmolz der zögernde Schimmer des Zwielichtes in dem Schatten der Nacht; man verlor die Fährte und fand es endlich unmöglich, die Spur zu halten. Es blieb nichts andres übrig, als die Spur am nächsten Morgen wieder aufzunehmen und weiter zu verfolgen. Schweigend trabten die Reiter heimwärts. Niemand wagte die Abwesenheit des jungen Mannes durch zufällige, unbedeutende Verhinderung erklären zu wollen, denn Alle hielten sich überzeugt, daß Außerordentliches stattgefunden haben müsse, da man sich nach mehreren Gräuelthaten, welche die Buschmänner in vergangener Woche verübt hatten, auf das Aeußerste gefaßt machen mußte.

Plötzlich glühte ein rother Schein durch das Dunkel.

„Ach,“ rief Piet, „dem Himmel sei Dank! Es ist Jan, der ein Signal macht, daß er heimgekehrt. Und doch,“ setzte er zögernd hinzu, denn ein unerklärliches, unheimliches Gefühl beschlich ihn, „ich weiß nicht, womit der Kerl das große Feuer macht.“ —

Immer heller wurde der Schein, immer schneller bewegte sich der Zug. Da fiel ein Schuß, ein zweiter, dann drei oder vier zugleich.

Gott's Gnade,“ schrie ein alter Boor, „ich seh' es nun. Dein Haus, Neef Piet, Dein Haus brennt; das sind die Gewehre, die die Gluth losbrennt.“

Erschrocken hielt der Zug und starrte nach dem Scheine, der immer mehr schwoll und leuchtende Wolken gen Himmel wälzte. Da war kein Zweifel länger möglich, denn das flammende Gebäude trat in grellem Relief auf dem dunkeln Himmel hervor. Plötzlich verschwand Alles in einem dunkelglühenden Rauch, der wie eine Säule aufwärts schoß; dann folgte ein Schlag, von welchem der Grund erbebte.

„Da geht das Pulverfäßchen von Baas Piet,“ flüsterte Clas einem andern Achternydar zu.

Die Explosion schien die erstarrten Sinne der Reiter wieder belebt zu haben, denn pfeilschnell jagte der Trupp jetzt dem brennenden Gute zu, weit voraus der Eigenthümer, aus dessen Gedächtnisse das Unglück vor seinen Augen alle Rücksicht für das ungewisse Schicksal seines Sohnes momentan verdrängt hatte. „Betje“ schrie er, auf triefendem Pferde über die erleuchtete Ebene dem funkelnden Hause zujagend — „Betje“ — aber keine Antwort. Sich vom Pferde werfend eilte er dem Hause zu: da brachen die verkohlten Rastern; mit Gekrach stürzte das brennende Dach zusammen und eine Säule

von Funken und Rauch entstieg dem Flammenpfuhle. — Es war vorüber. Zwischen schwarzen geborstenen Mauern wogte eine dunkle Gluth, aus der zuweilen noch ein schneller leuchtender Flammenstreifen aufschoß und die dunkle Gruppe der Männer beleuchtete, die in stummem Entsetzen beistanden und nicht wußten, was sie sagen oder thun sollten. In einiger Entfernung standen die Hunde — und stießen jenes klägliche ominöse Geheul aus, welchem der Aberglaube eine prophetische Deutung gegeben. Der Boor Piet war auf einen Stein niedergesunken, das Gesicht in seine Hände geborgen, und hatte einem Paroxysmus von Verzweiflung Raum gegeben, den Niemand zu stören wagte. Endlich ermannte er sich einigermaßen.

„Sucht nach meinem Weibe. Gott wird ein solches Unglück nicht wollen," und seine Stimme wurde rauh und schien in der Kehle zu ersticken. „Es ist „kein Volk" auf dem Platze; Niemand kann ihr ein Leid zugefügt haben. Auch hat das Feuer sie nicht überrascht im Schlaf: es ist noch früh am Abend." Und auf diese Weise redete er sich einige Hoffnung in sein verödetes Herz und gewann endlich Energie genug, selbst mitzusuchen.

Allein alle Nachforschung blieb vergeblich. Einer der Schuhe, welche die Hausfrau getragen, wurde auf dem Hofraum gefunden — ein Zeichen, daß sie außer dem Hause gewesen; — aber auf welche Weise sie den Schuh verloren — ob zur Zeit des Brandes, ob vorher, blieb natürlich ein Räthsel. Man sah sich endlich genöthigt, weitere Nachforschungen bis zum Anbruche des nächsten Tages zu verschieben. Einer der Booren ritt nach Hause und versprach die Nachbarn aufzubieten und mit dem frühesten Morgen wieder herüber zu kommen; die An-

dern blieben bei Piet Tromp, der von der Größe des Unglücks überwältigt in ein düsteres Hinbrüten versunken war und auf keine Frage mehr eine Antwort gab.

Allmälig war die Gluth erloschen und eine graue Aschendecke hatte sich über den dunkelglühenden Pfuhl gebreitet: das Schweigen der Nacht sank auf den heimgesuchten Ort. Von Zeit zu Zeit krachte ein verkohlter Balken oder ein berstender Stein — dann war Alles wieder still. Unbeweglich saß der Elende, den dies große Leid getroffen, den Kopf in den Händen begraben; ihm zur Seite lagen die Freunde in langen weißen Filzkapoten in tiefem Schlafe; neben ihnen die scharfgeladenen Gewehre, deren Schlösser sorgfältig mit Tüchern gegen den Nachtthau umhüllt waren. Schon mit dem ersten Tagesschimmer weckte Getrampel von Pferden die Schläfer; auch Tromp fuhr aus einem kurzen Schlummer auf, der sich endlich trotz der ungeheuren Spannung seiner Gefühle wohlthätig auf den Armen gesenkt hatte. Bleich und mit blutunterlaufenen Augen trat er unter die Freunde, die sich von den nächsten Höfen versammelt hatten und dankte ihnen für ihre Bereitwilligkeit. „Wir sind Leidensgefährten, Nell," wandte er sich an einen gigantischen Boor, der einen breiten Flor um seinen Sombrero trug, (es war der Vater jenes Frans Nell, welchen die Buschmänner vergangene Woche gemordet), „wir sind Leidensgefährten durch dieselben Canaillen; denn das," auf die Trümmer zeigend, „haben die Buschmänner gethan; ich hege keinen Zweifel; und was mir noch bevorstehen mag mit meinem Weibe — meinem Sohne" — und seine Stimme erstarb und convulsivisch erzitterte sein Körper — „Mein Weib, mein Sohn!" schrie er auf in einer Ekstase von Schmerz, so daß seine Freunde beschlossen, den Armen auf einem benachbarten Bauerhofe

unterzubringen, bis weitere Nachforschungen ein bestimmtes Resultat ergeben hatten, allein Tromp war entschlossen, die ganze Ausdehnung seines Unglücks sogleich kennen zu lernen, und eine thätige Untersuchung ward daher ohne Säumen eingeleitet.

Jemand rieth, den Feldcornet*) kommen zu lassen. „Nein," sagte Tromp bestimmt; „das Gesetz sichert uns weder Schutz gegen Frevel, noch Bestrafung der Missethat zu, so lange als der Englischman regiert. Wir wollen selbst mit ihnen abrechnen**)." Und mit beifälligem Murmeln stimmten die Umstehenden bei.

Einige Schwarze umkreis'ten den Bauerhof und rapportirten, daß sie die Spur eines Pferdes gefunden, die von Blaubergen herkomme und wieder dorthin zurückgehe. Nach den breiten Hufen zu urtheilen, meinten sie, sei es das Pferd von Baas Jan gewesen; auch habe das Pferd gejagt und sei sehr ermüdet gewesen, denn die Spur liege fern von einander und ein Streifen auf dem Sande beweise, daß das Pferd die Beine nicht hoch aufgehoben habe. Ein verdächtiger Umstand war, daß die Spur nach dem Kraale ging und von da wieder zurück. Andre gossen Wasser auf die noch heißen Trümmer. Wieder Andere jagten hinweg, um noch mehr Mannschaft aufzubieten. Ein alter Boor mit langem, schlichtem, weißem Haar, nahm unterdessen die zwei blödsinnigen Buschfrauen in's Verhör, die auf dem

*) Eine Magistratsperson — eine Art Richter — aus den Booren gewählt, der das Recht hat Bagatellen zu schlichten und zu bestrafen.

**) Dies war in der That der Inhalt mancher gerechten Klage und eine der Ursachen, welche die Auswanderung der Booren veranlaßten.

Gute zurückgeblieben waren, denn von all dem andern „Volk" war auch nicht Einer zurückgekehrt; aber auf alle Fragen erfolgte ein idiotisches „Ich weiß nicht, Baas," obschon in den blinzelnden Augen ein Etwas zu leuchten schien, welches eine genügendere Antwort erwarten ließ. Um ihre abgenutzten Sinne zu schärfen, gab man ihnen daher Branntwein, und heraus kam eine wilde Erzählung über den Brand, die Jeder sogleich für eine Lüge erkannte. Man gab ihnen daher mehr Branntwein und kraft des bewährten „in vino veritas" verbreiteten endlich wechselnde Ausbrüche von trunkner Fröhlichkeit und Haß gegen den weißen Mann ein Licht über jene Katastrophe. Der Spiritus bewirkte ein Mirakel; der Blödsinn der alten Vetteln wurde Berserkerwuth: „Duitchmann," (Deutschmann — so nennen die Wilden des Westlandes jeden Weißen, welchem Volke er auch angehöre), die Faust gegen den Baas vorgestreckt, „Deutchmann, — Du — die Bontocke niederbrennen? — Hahaha! wie schmeckt der rothe Hahn auf Deinem eigenen Dache? Baas ist knapp mit dem Roer — aber Baas sieht, der Kirie und die Klip (Stein) trifft ebenso sicher. Baas," fuhr sie nach einer Pause mit weinerlicher Stimme fort, denn der Paroxysmus trunkner Wuth hatte sich erschöpft, „mein lieber Baas — der böse Geschwind hat all das Uebel gethan; — o meine arme Novie! (Hausfrau — Dienstfrau)" —

Dieser Ausbruch war ein ziemlich helles Licht auf die schreckliche Katastrophe und „Lys" riefen eifrig Mehrere, „erzähle, wie war es doch mit der Novie?"

Aber mit verschmitzten Augen blinzelte das alte Buschweib umher und außer dem vorigen „Ich weiß nicht, Baas," war weiter nichts von ihr zu erfahren.

Unterdessen waren die Trümmer etwas abgekühlt,

und man zog mit einem Haken den Schutt auseinander. Mehrere Gegenstände wurden von der Stelle hervorgezogen, wo früher die Wohnstube gewesen, welche das Feuer nicht gänzlich vernichtet hatte, weil eine Mittelmauer drüber hinweggestürzt war, und so einigermaßen zum Schutz gedient hatte. Auch jetzt brachte man einen Gegenstand hervor, welcher ungewöhnliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen schien. Die Männer traten näher und flüsterten zu einander. Entlich entfernte sich von ihnen ein alter Boor und ging langsamen Schrittes zu Tromp, der das Gesicht in die Hände gesenkt wieder in düsteres Brüten versunken war.

„Neef Piet," sagte der Alte mit bewegter Stimme und legte dem Gebeugten theilnehmend die Hand auf das Haupt, „Neef Piet, müssen wir nicht alle in Demuth tragen, was uns der Herr auflegt?" Der Gefragte neigte stumm sein Haupt.

„Der Herr," fuhr der Alte fort, „der Herr sucht uns heim in Feuer und Sturmwind; der Herr ruft uns ab zu seiner Zeit; wir Alle gehen demselben Ziele zu und erreichen es früher oder später — nach seinem Willen. Dürfen wir darob murren?" Schweigend schüttelte der Arme sein Haupt. „Neef Piet," begann der Alte nach einer Pause wieder, „Betje ist nicht mehr." —

„Ich ahnte es," erwiderte der elende Wittwer mit kaum hörbarer Stimme, erhob sich hastig und trat mit schwankenden Schritten der Gruppe entgegen, die sich schweigend vor ihm öffnete, und schaute starr auf den Gegenstand des allgemeinen Entsetzens — den Rest eines menschlichen Körpers; geschwärzt durch Rauch und theilweise calcinirt durch die große Gluth; dann brach der Unglückliche plötzlich lautlos und bewußtlos zusammen.

Man fand den Schädel des Leichnams zerschmettert,

aber ob durch den Sturz eines Balkens oder der Mauer, oder auf eine andre Weise, durfte man kaum erwarten je zu ermitteln.

Nach einiger Zeit stand Tromp wieder auf mit wunderbarer Fassung in der Mitte seiner Genossen, deren Einige nur erst angekommen waren, und die er schweigend bewillkommte. In einem Seitengebäude zimmerten einige Booren einen Sarg; denn jeder Boor versteht von Tischlerei so viel, daß er einen Sarg fertigen kann. Andere besichtigten Gewehre und wieder Andere gossen Kugeln. Emsig machte sich ein Jeder für ein Commando fertig, gegen welches der alte Boor die heiligen Präcepte christlicher Liebe und Vergeltung, aber leider nur tauben Ohren predigte. „Verflucht sei die Brut" — „fertig, macht fertig!" erscholl es allenthalben, und da der Alte seine Ermahnungen unbeachtet fand, gab er den menschenfreundlichen Versuch auf und beeilte sich selbst, sein Roer zu laden.

Ein Streifzug gegen die Buschmänner war durch Gewohnheit, fast möchte man sagen — Nothwendigkeit sanctionirt: einige Jahre verflossen in scheinbarer Ruhe; dann stahlen und raubten die Buschmänner; wurden sie dafür gezüchtigt, mordeten sie und ihre blutige Rachsucht erstreckte sich dann ohne Unterschied auf alle Weiße. Dann machten die Grenzbewohner einen Streifzug und säuberten eine Strecke Landes von allen Buschmännern: Männer, Weiber und Kinder — Alles wurde vertilgt und wenn Barmherzigkeit gegen ein Kind geübt wurde, war es nur eine solche Waise, anstatt sie in die Flammen des brennenden Kraales zu schleudern, als Sclaven aufzuziehen. Ein kurzer Zwischenraum von Ruhe folgte dann, bis andere Stämme sich über die entvölkerten Oeden verbreiteten und die alten Gräuelscenen sich er-

neuerten. Kaum war ein Jahr verflossen, seit einige hundert Corraunas, Hottentoten und Buschmänner in die Colonie fielen; raubten und mordeten und zahlreiche Heerden hinwegtrieben. Die Nothwendigkeit eines solchen Vertilgungszuges schien jetzt um so dringender, als in vergangener Woche schon mehrere Raubmorde von den Buschmännern verübt worden waren, und jeder Grenzboor zu befürchten hatte, daß die nächste Nacht vielleicht das Unglück vor seine eigene Thür bringen könne: Alle hatten sich daher für ein Commando gehörig gerüstet eingefunden.

Die Sonne stand schon hoch, als ein Zug von vierzig wohlberittenen Männern, der Fährte der gestohlenen Rinder folgend, den blauen Hügeln zutrabte, theils in der Hoffnung Aufschluß über das Schicksal des vermißten jungen Mannes zu erlangen; theils mit den Marodeuren abzurechnen, welche man keinen Augenblick gezögert hatte, als die Urheber des Brandes und die Mörder der Frau anzusehen.

Ueber der Schulter trug ein Jeder das lange Roer; am Gürtel hing das lange Ochsenhorn mit Pulver. Am Sattelbogen befestigt waren graue und rothe Mäntel, ein Zeichen, daß man des Nachts auszubleiben gedachte, denn wie heiß auch die Tage, so sind die Nächte dieser Gegenden doch bitter kalt. Daneben hing eine kleine Calabasse mit Wasser und ein kleiner Ledersack mit etwas getrocknetem Fleische und gedörrtem Brode, um einige Tage in jener dürren unwirthbaren Wüste verweilen zu können, wenn Umstände es erfordern sollten.

Schweigend preßte die Cavalcade bis an den Ort vorwärts, wo der Vermißte die Marodeure überholt zu haben schien. Trotz aller Nachforschung kam

man jedoch nur zu demselben Resultate, als am Tage zuvor: die Pferdespur voraus, die Fährte der Rinder hintennach und endlich die Eindrücke nackter Füße. Weiterhin kamen von verschiedenen Seiten die Spuren von großen und kleinen Füßen, die alle in derselben Richtung der Fährte folgten: es war offenbar, das Dienstpersonal des Boores Tromp war den Marodeuren gefolgt.

Schon neigte sich die Sonne gegen den Horizont, die Hügel warfen dunklere Schatten, allein da der Cours jetzt über buschlose sandige Ebenen lag, ließ sich erwarten, daß man die Fährte selbst in der Dunkelheit der Nacht erkennen würde, und es wurde beschlossen, wäre es nöthig, die ganze Nacht durch zu reiten. Mit einbrechender Dunkelheit hielt man an, um den Pferden eine kurze Rast zu gönnen.

„Feuer leuchtet weit hin, Jungen," sprach der Alte zu ein paar jungen Booren, die sich bemühten einige halbdürre Wurzeln in Brand zu setzen, „Feuer leuchtet fern durch die Nacht; löscht aus den Quark; und freßt euer Fleisch roh." In stillschweigender Anerkennung seiner Jahre und Erfahrung war dem Alten die Anordnung des Commandos überlassen worden und kein Soldat folgte mit so blindem Gehorsam und absoluter Ergebung seinem Officier, als der Boor seinem Commandant. Das Feuer wurde augenblicklich im Sande begraben. „Wickelt Tücher um die Batterie," fuhr der Alte weiter fort, „es wird ein scharfer Thau fallen."

Das einfache Abendmahl war bald beendigt: eine Krume Brod, einige Bissen Fleisch und der Rest verschwand wieder im Knapsacke; dann folgte ein Zug aus der Calabasse und dann kam die ewige Pfeife hervor. Nur Einer hatte an Nichts Theil genommen — der Wittwer.

„Zu Pferde, zu Pferde! St! kein Geklapper mit den Roeren!“ Und geräuschlos bewegten sich die Reiter vorwärts.

Es war Nacht geworden.

„Clas,“ rief der Alte, „reite voraus und halte die Spur; Du hast das beste Gesicht. Und ihr dahinten,“ wandte er sich zu einigen jungen Männern, deren Unterhaltung allzu lebhaft wurde, „haltet eure Schnäbel, oder die Buschmänner spicken euch mit Pfeilen, wie Stachelschweine.“ Die Zurechtweisung hatte ihre Wirkung und der Zug ging in tiefem Schweigen weiter, nur von Zeit zu Zeit von einem halblauten Rufe unterbrochen: „Clas, noch die Spur?“ „Ja, Baas.“

Mitternacht war längst vorüber und ein kühler Wind verkündigte den nahen Morgen. Da hielt plötzlich Clas still — sogleich hielt der ganze Zug.

„Baas,“ flüsterte der Hottentot, „Baas, da ist der Kraal. Da liegen die Rothschilder (rothbunte Rinder) von Baas Piet.“

„St!“ gebot leise der Alte, „wir sind auf ihnen; ab, und klirrt nicht mit den Steigbügeln!“

Das Commando saß ab und zog die Steigbügel in die Höhe.

„Sie schlafen Alle,“ bemerkte der Alte. „Jasta,“ seinem Reitknecht näher winkend, „Jasta, führe die Pferde ein Stückchen Wegs zurück,“ und geräuschlos gingen die Pferde zurück, denn der Boden war tiefer Sand. „Neef Piet, Neef Piet,“ ermahnte der Boor Tromp, der sich mit den heftigsten Geberden vorwärts drängte, „Geduld, Geduld, Du wirst anders Alles verderben.“

Die nahende Dämmerung des Morgens erlaubte jetzt die eigenthümliche Localität des Buschmankraales ziem-

lich deutlich zu sehen. Nahe am schroffen Abhange eines steilen Hügels, der aus gewaltigen Steintrümmern zusammengeworfen schien, standen einige niedrige Binsenhütten in einem Halbkreise, aus denen ein paar dunkelglühende Punkte, die Reste halberloschner Feuer, hervorglimmerten. Seitlich stand ein alter verdorrter Baum, an welchem einige Stücke Fleisch hingen.

„Die Schurken," flüsterte der Alte, „einen Ochsen haben sie schon aufgefressen."

Auf der rechten Seite der Bontocke zog sich ein tiefes, aber trocknes Flußbett hin. Dort postirte der Alte seine Leute. „Je fünf und fünf auf einen Bontock," flüsterte der Alte; „macht fertig!" und vierzig lange Roere zielten nach den Binsenhütten. „Haltet tief — die Canaillen schlafen noch!" Da schlug ein Hund an und „Drauf!" erscholl das laute Commando. Die Kugeln pfiffen und ein wilder Schrei des Entsetzens schallte aus den Hütten; einige dunkle Gestalten traten hervor und verschwanden in der Tiefe des Flußbettes. Wieder hallten Schüsse und der Pulverdampf hing träge in der feuchten Morgenluft, wie ein Schleier über dieser Scene des Gräuels. „Drauf, Kerle!" erscholl das schrille Commando des Alten von Neuem, und sogleich war es im Kraale ein Chaos von Geschrei, von Flüchen und von Gestalten, die aus dem Gewirre emportauchten und in den dicken Rauchwolken wieder verschwanden, die sich jetzt von den Bontocken emporwälzten, denn die Hütten waren in Brand. Mächtige rothe Lohe schlug in die Höhe und trieb den Rest der Buschmänner auf den erleuchteten Plan, wo ihrer ein Feind harrte, ebenso unerbittlich und grimmig, wie die Flamme. Noch einige Minuten dauerte das Handgemenge; Geschrei, Geheul und Flüche schallten wild durcheinander; Gewehrkolben

flogen in schnellen Kreisen durch die Luft und dunkle Massen wurden in die Flamme geschleudert. Dann zog sich das Commando auf eine kleine Entfernung zurück und schaute grimmig der Verheerung des Elementes zu, das jetzt vollendete, was sie begonnen hatten.

„Puh," sagte einer der Booren, „wie eklig doch ein verbrannter Buschmann stinkt," und das Commando zog sich noch einige Schritte weiter zurück.

Die Gluth, welche mit irrem Lichte die Scene beleuchtet hatte, erlosch, aber der Morgen tagte heran und enthüllte genügende Beweise, daß die lex talionis mit schrecklicher Strenge gewaltet hatte. Kein Leben war übrig geblieben und selbst der Hund, der den Alarm gegeben, hatte durch einen Streifschuß seinen Tod gefunden. Ueberall lagen nackte oder in Felle gehüllte Gestalten jeden Alters und beider Geschlechter; aus der heißen Asche der verbrannten Bontocke ragten dunkle Haufen hervor: die verkohlten Reste Solcher, die man hineingeschleudert, oder deren, welche eine Kugel im Schlafe getroffen und einem peinlicheren Tode überhoben hatte.

„O Gott!" rief plötzlich einer der Booren und sank nieder: ein Pfeil hatte ihm die Seite durchbohrt. Fast gleichzeitig erhielt ein Zweiter einen Pfeil in die Schulter und ein Dritter quer durch beide Wangen.

„Aufgepaßt!" schrie der Alte, die Hunde schießen wieder, und wieder vernahm man ein zischendes, schwirrendes Geräusch. Der Alte schlug gewandt einen Pfeil auf die Seite, der im nächsten Momente sein Ziel in dem Halse gefunden haben würde.

„Das dünne Rohr und der krumme Knochen," rief ein Anderer, „sind Bagatellen; aber das Gift, das Gift! Schießt die Hunde nieder!"

Rasselnd schlugen die Kugeln am Rande des Flußbettes ein, woher immer wieder einige Gestalten auftauchten, mit nie fehlender Sicherheit einen Pfeil abschossen und schnell wieder verschwanden. „Drauf!" hallte das schrille Commando und die Booren rannen nach dem Flußbett. Der Erste, der den Rand erreichte, erhielt einen Pfeil in's Auge, sprang hoch in die Höhe, überschlug sich und stürzte in die Tiefe. Mit Erbitterung und gänzlicher Todesverachtung schossen die Buschmänner ihre Pfeile. Ein Schuß zerschmetterte das Knie des Einen: auf dem Andern knieend schoß er ohne Zeichen des Schmerzes Pfeil auf Pfeil ab, bis ein zweiter Schuß ihn über den Haufen warf. Zwei Andre fielen bald darauf tödtlich verwundet. Der Vierte und Letzte nahm die Flucht nach den Felsentrümmern und verschwand in ihnen trotz einiger hastig nachgesandten Kugeln. Sogleich umgab das Commando den Hügel und begann ihn zu ersteigen.

Da erschien der Bosjeman auf der höchsten Spitze, und schwang mit Hohngelächter seinen Bogen; blitzschnell legte er ihn an, der Pfeil schwirrte und stak im Schenkel eines Boors.

„Zurück, zurück!" donnerte er jetzt, „Niemand wage zu schießen; Geschwind muß mein sein — lebendig!" Und sein Gewehr niederwerfend, erstieg Tromp eilig die Trümmer.

Es war in der That der genannte Bösewicht.

Höher und höher klomm er. Hinauf schnellte der Bogen des Buschmanns und ein Pfeil stand in der Schulter des Boors. Immer höher klomm Piet. Ein zweiter Pfeil schwirrte und stand dicht neben dem ersten; aber der Verwundete achtete ihrer nicht. Da schleuderte

der Buschmann einen schweren Stein und weit hinweg flog der Hut des Boors. Immer höher klomm dieser. Da sprang der Bosjeman auf eine Abdachung, um einem Handgemenge zu entgehen, welches unvermeidlich zu werden schien und dem er augenblicklich unterlegen sein würde. Aber pfeilschnell schwang sich der Boor ihm nach, ergriff ihn bei einem Beine; schwang ihn wie eine Feder in wiederholten Kreisen um sein Haupt und schleuderte ihn weit von sich in die Tiefe. Einen Moment schien die dunkle Gestalt in der Luft zu schweben: dann verschwand sie in jähem Sturze zwischen den Trümmern des Abgrundes.

Der Letzte dieses Kraales war vertilgt; von Funfzig athmete nur noch Einer mit zerschmetterten Gliedern, hülflos zwischen Felsentrümmern liegend, dessen Qualen die Geier oder Wölfe bald beendigen sollten.

Aber auch dem Commando hatte es Opfer gekostet: Einige erlebten den Abend nicht; ein paar Andere, die zwar nur oberflächliche Verwundungen erhalten hatten, siechten und starben nach längern Leiden an dem Gifte der Pfeile.

Auch die Ochsen brachte man nicht wieder heim, denn als man sie aufjagen wollte, ergab es sich, daß die Buschmänner ihnen die Sehnen der Füße durchgeschnitten hatten.

Trotz allen Nachforschungen wurde der Vermißte nicht gefunden. Es war zwar Tromp's Absicht gewesen, den Buschmann Geschwind, auf welchem der Verdacht des doppelten Mordes lastete, lebendig zu fangen, aber seine Leidenschaft hatte ihn zu einer That hingerissen, die er immer bitter bereute. Des Vermißten Reitpferd kehrte nach einigen Tagen heim. Viele Jahre

später fand man ein menschliches Skelett in der Nähe des zerstörten Kraales in dem Loche eines Ameisenlöwen; ob man den Leichnam dort verscharrt, ob es die Ueberreste eines andern Unglücklichen waren, konnte nicht ermittelt werden.

Piet Tromp siechte und starb, obwohl man nicht eigentlich sagen konnte, daß er an Krankheit gestorben sei. Der Bauerhof fiel dann als Erbe weitläufigen Verwandten zu, welche jedoch keine Neigung hatten ihn zu bewohnen. Die Gebäude und Kraale sind daher verfallen und Alles ist wüst geworden; aber immer noch ragen einige schwarzgebrannte Mauern aus dem Schutthaufen des Wohnhauses empor wie Wahrzeichen jener traurigen Begebenheit. —

Auswanderung der Booren.

Viele Jahre sind verflossen, seit die Kapcolonie den Holländern aus den Händen gespielt und mit seiner damals fast rein holländischen Bevölkerung unter englische Herrschaft gestellt wurde, aber diese lange Zeit hat weder vermocht die zähe Hartnäckigkeit nationaler Antipathie zu mildern, noch die Heftigkeit des Hasses zu entkräften, welcher aus jener politischen Umgestaltung entsprang und immer der Canon der politischen Gefühle der holländischen Colonisten geblieben ist, ohne alle Wahrscheinlichkeit, daß zwei so heterogene Elemente, wie Holländer und Engländer, sich je amalgamiren werden. Mannichfaltige Vortheile wurden der Colonie von den neuen Herrschern geboten: liberale Institutionen und große Kapitale wurden eingeführt, zur Einwanderung ermuthigt und alle Mittel angewandt, wodurch die schwachen Kräfte des jungen Staates entwickelt, seine Hilfsquellen eröffnet, sein Gedeihen gepflegt werden konnte. Auch fand dies humane Streben, eine höhere Civilisation einzuführen, verdiente Anerkennung bei der gebildeteren Classe der Holländer, die sich in einer Sphäre bewegten, über welche die neuen Vortheile sich zunächst erstreckten und ihren wohlthätigen Einfluß ausübten;

und die Verständigen würdigten die neuen Vortheile, obschon von solcher Hand geboten, und ordneten alle Rücksichten ihrem eigenen Interesse unter. Anders war es mit dem Originaltypus der alten holländischen Colonisten mehr im Innern des Landes, welche in ihrer Isolirung an jenen Vortheilen nicht sogleich Theil nehmen konnten und aus Unkenntniß jede Neuerung haßten, aber über alle Maßen solche Neuerungen, welche der Engländer in ihr Land brachte. Sie nannten den Engländer nie anders als „den verdammten Englishman," obgleich es im nächtigen Hirne dieser Originale nie klar geworden, auf welche Weise der Engländer seine Verdammniß verschuldete. So weit ging der Haß dieser übrigens freundlichen Menschen, daß wenn ein Reisender, der aus Mangel an Wirthshäusern die Hospitalität dieser Leute in Anspruch nehmen mußte, nicht das Glück hatte, einen Mynheer zum Vater und eine Jeffroun zur Mutter und einen langgezogenen schläfrigen Namen zu haben, wie Jan-van Uiys-van-Oudtsh-o-orn, oder ein ähnliches Van (der Boor fragt nie: wat is uw naam, wie ist Ihr Name, sondern wat is u van), zu besitzen: weiter ziehen und hinter dem Busche campiren mußte. Nur mit Deutschen wird eine Ausnahme gemacht.

Doch auch diese Classe Menschen würde sich mit der Zeit in die neue Ordnung der Dinge gefügt und die wichtigen Vortheile, welche der Erzfeind ihnen bot, verstehen gelernt haben, hätte das neue Gouvernement nicht verschiedene gehässige, unpassende Maßregeln genommen, welche die Colonisten so erbitterten, daß sie vorzogen oft mit Aufopferung eines Theiles ihrer Habe, lieber in die pfadlose Wildniß zu dringen, als länger unter einem solchen Gouvernement zu bleiben.

Bis 1836 fand keine Bewegung irgend einer Bedeutung unter den Booren statt. Weide und Wasser suchend, pflegten sie mit ihren Heerden über die nördliche Grenze zu ziehen und in günstigerer Jahreszeit wieder in die Colonie zurückzukehren. So graſ'ten 1834 1500 Colonisten ihre Heerden im Griqualande an den Ufern des Kei. Von 1836 an bis 1838 aber verließen 5000 Booren die Colonie, zogen nordöstlich über den Gariep und nahmen ihre Wohnstätten längs den Quathlamba-Gebirgen (Drachenbergen). Andere, welche weiter nordöstlich vordrangen, gründeten die Niederlassung in Port-Natal.

Diese Auswanderung war keineswegs jedoch ein übereilter Schritt, denn verschiedene Male hatten die Booren ihre Beschwerden dem britischen Gouvernement vorgelegt, aber waren immer nur mit Verachtung oder jener arglistigen Zweideutigkeit abgewiesen worden, welche ebenso feig zur Opposition als zur Concession ist.

Die Beschwerden der Booren waren mannichfaltiger Art. — Im Gefolge der Engländer kam jene hypokritische und phantastische Humanität, welche die Schwarzen wie Schooßkinder pflegte, das Land mit Vagabonden, Dieben und Mördern bevölkerte und die Industrie des Boors lähmte; im Gefolge der Engländer kam eine Legion heiliger Missionare, die über das Atom des Guten, das sie gestiftet, Berge von Papier voll geschrieben, aber die große Masse des Unheils, welches aus ihrer Lehrweise nothwendig hervorgehen mußte, mit Stillschweigen übergangen haben; im Gefolge der Engländer kamen abgelebte Schmarotzer, die von der Verwaltung colonialer Geschäfte ebensowenig verstanden, als vom Quadrate des Zirkels, die aber dennoch in Aemter gehoben vom Fette des Landes sich mästeten und die

Mittel der Colonie vergeudeten; im Gefolge der Engländer kamen verwickelte und den Umständen durchaus nicht angemessene Gesetze, an die Stelle einfacher verständiger Maßregeln. Der Boor durfte seinen übermüthigen schwarzen Knecht nicht selbst mehr strafen: er mußte vielleicht ein paar hundert Meilen bei einem englischen Magistrat Gerechtigkeit suchen, der weder mit der Sprache, noch mit den Sitten und den Gebräuchen des Landes bekannt war; er durfte, ohne sich einer gefährlichen Untersuchung bloszustellen, nicht mehr seine eigene Vertheidigung gegen Räuber und Mörder wagen, obgleich das Gouvernement — 600 Meilen fern — ihm keinen Schutz gegen dieselben gewährte. Die Parteilichkeit der Engländer für die Schwarzen war den Farbigen sehr wohl bekannt und wurde von ihnen als eine Garantie für gänzliche Straflosigkeit angesehen: Raub und Mord kamen häufiger vor als je. An der östlichen Grenze brach der Kafferkrieg aus, der mit kurzen Unterbrechungen eines zweifelhaften Friedens kein Ende zu nehmen schien, da die Interessen des Kaffer-Marodeurs mehr berücksichtigt wurden, als die des ruinirten Boors. Dann kam der schwere Verlust durch die Sclaven-Emancipation: ein Drittel des abgeschätzten Werthes erlaubte die englische Regierung, allein da dies nicht in der Colonie, sondern in London ausgezahlt wurde, mußte sich der Boor der Agenten bedienen, in deren Händen solch Drittel oft auf Nichts zusammenschmolz; so daß mancher Boor seine Sclaven freigeben mußte, ohne je einen Deut Vergütung erhalten zu haben. Nicht geringere Erbitterung hatte die Art und Weise der Abschätzung verursacht: Humanitäts-Agenten wurden von England ausgesandt, denen dies Geschäft übertragen war; und diese pflegten den Preis der Sclaven so weit unter den

wahren Werth herabzusetzen, daß Sclaven von 2 bis 3000 Thlr. mit 2 bis 300 abgeschätzt wurden und nur ein Drittel solcher Summen konnte der ruinirte Eigenthümer, welcher vielleicht sein ganzes Vermögen in Sclaven ausgelegt hatte, gesetzlich beanspruchen. Die Abschätzung war definitiv: gegen die schreiendste Ungerechtigkeit konnte nicht eingekommen werden. Alle diese Maßregeln hatten Verlust, Elend, Raub und Mord über die heimgesuchten Booren gebracht, so daß sie in der Bitterkeit ihres Herzens kein Opfer scheuten, um sich englischer Herrschaft zu entziehen. Um jeden Preis waren sie entschlossen, ihre Heimath zu verlassen: Bauergüter, die später für 1 — 2000 Pfd. Sterl. verkauft wurden, vertauschten sie gegen einen Ochsenwagen, oder andere nothwendige Artikel, die vielleicht kaum 40 Pfd. werth waren und mancher Speculant hat während dieser Zeit ein großes Vermögen zusammengehäuft.

Nachdem die große Masse der ausgewanderten Booren sich jenseit der colonialen Grenze in einem Lager vereinigt hatte, schrieb ihr Anführer an das britische Gouvernement:

„daß, niedergebeugt durch Verhältnisse, sie, als britische Unterthanen, zu öfter wiederholten Malen ihre Beschwerden vor das britische Gouvernement gelegt, und, nachdem sie alle Bemühungen um Abhülfe fruchtlos gefunden, endlich beschlossen hätten, das Land ihrer Geburt zu verlassen, um einen rebellischen Streit mit dem Gouvernemente zu vermeiden; . . . daß sie durch diesen Auszug unberechenbaren Schaden erlitten; . . . . daß sie mit tiefer Bekümmerniß vernommen, daß man die Eingebornen aller Stämme zum Angriff auf sie aufgereizt habe, doch daß sie 2c. 2c.“

beklagenswerthe Stellung dieser Booren! Diese Annahme einer, obwohl ungegründeten Chikane durch Aufreizung der Eingebornen jenseit der colonialen Grenzen bestärkte sie in der seit längst gepflegten Meinung, daß sie einer Verfolgung Preis gegeben seien, gegen welche selbst die Tiefe der Wildniß keinen Schutz zu gewähren schien.

Die Booren hatten, sobald sie die Grenze überschritten, eine den Umständen angemessene republikanische Verfassuug adoptirt und sich alle Einmischung von Seiten der englischen Regierung verbeten. In wie fern sie darin reussirten, werden wir weiter unten mittheilen.

Es war die Absicht der Auswanderer, weit in's Inland zu ziehen, um sich in der Nachbarschaft von Delagoa-Bai, aber in großer Entfernung von der Küste, niederzulassen, wo frühere Reisende große, fruchtbare und fast unbewohnte Landstriche entdeckt hatten. Es war ihnen bekannt, daß auch zwischen der nordöstlichen Grenze der Colonie und Delagoa-Bai große Strecken Landes lagen, die nur spärlich oder gar nicht bewohnt waren. Sie wußten, daß ein schönes Land von circa 200 Meilen Länge und 70 Meilen Breite zwischen den Winterbergen und Quellen des Om tata und dem Stormberg, dem Beginn des Quathlamba-Gebirges, und dem Om Zimvoboo fast gänzlich unbewohnt sei, denn die Kraale einzelner Tambookies waren oft mehr als 10 Meilen von einander entfernt; daß zwischen dem Stormberg und Stockenstroom ein Landesstrich von circa 150 Meilen Länge und 40 Breite, nur von einigen Buschmännern bewohnt werde; daß zwischen dem Ky Gariep und den Quellen der Flüsse Alexander, Riat und Modder ein andrer wenig bewohnter Landstrich von circa 100 Quadrat Meilen liege, wo Millionen von Schafen

und Tausende von Rindern leben könnten; daß ein großes fast gänzlich unbewohntes Land zwischen dem 29. und 25. Grade südlicher Breite läge, welches die Quellen der Flüsse Caledon, Donkin, Ky Gariep, Mapoota und Elephant enthält; daß von dem Om Zimvoboo bis Om Tugala und von der See bis zum Quathlamba ein außerordentlich schönes und fruchtbares Land, circa 200 Meilen lang und 100 breit; und von dem Om Tata bis zum Om Gazri ein andrer nicht minder fruchtbarer Landstrich liege: alle diese Ländertheile zusammengerechnet, bildeten einen Raum von 87,000 Quadratmeilen oder 55,680,000 Aeckern.

Mit einer solchen günstigen Aussicht für eine neue Heimath, zweifelten die Booren nicht, sich irgendwo niederlassen zu können, ohne mit den Eingebornen in Collision zu kommen. Auch schlossen sie sogleich Friedensverträge mit den Häuptlingen der Stämme, deren Länder sie zu passiren hatten: mit den Häuptlingen der Bastarde, der Betchuanas, Abasutas und Mantatees.

Wir wollen den Leser nicht mit einem Detail aller Widerwärtigkeiten und Unglücksfälle ermüden, die diese Wanderer auf ihrer Pilgerfahrt zu erleiden hatten. Folgende kurze Episode wird eine ziemlich klare Einsicht geben, unter welchen Umständen jene kühnen Männer ihre Niederlassung zu bewerkstelligen hatten.

„Der Häuptling Umzilikazi, in der Hoffnung eine reiche Beute zu machen, schickte einen Trupp Marodeurs gegen eine kleine Anzahl Booren, welche ungefähr 300 Meilen von der Grenze seines Gebietes lagen. Die Schwarzen überfielen sie, vernichteten Weiber und Kinder; tödteten die wenigen Männer, welche man zum Schutze zurückgelassen hatte, verbrannten die Wagen und trieben die Rinder und Schafe hinweg."

„Als die Wandrer sich dem Quathlamba näherten, beschlossen sie einen kleinen Trupp unter ihrem Führer Retief an den Zooluh-Häuptling Dingaan (gewöhnlich bekannt als König Dingaan*) zu senden, um mit diesem Häuptling über den Ankauf des unbewohnten Landes zwischen dem Om Tugala und Om Zimvoboo zu unterhandeln. Retief, der früher schon dem verschmitzten Wilden einen Besuch abgestattet hatte, war so bethört und von der Freundschaft der schwarzen Majestät überzeugt, daß er ohne Mühe seine Anhänger überredete, die Vorsehung habe ihnen hier eine Aussicht eröffnet und daß sie friedlich in der Nähe von Dingaan's Volke leben würden; und sie verließen das Quathlamba-Gebirge. Retief beschloß zu diesem Behufe 200 Booren mitzunehmen, um durch die kriegerische Erscheinung eines solchen Trupps Reiter dem Zooluh-Häuptling so viel Respect einzuflößen, daß derselbe wenigstens seiner eigenen Sicherheit halber seinen Verbindlichkeiten in den Unterhandlungen nachkommen würde, für deren Ratification Retief vorsätzlich die Reise unternahm. Auf der andern Seite glaubte Retief, daß Dingaan sich geehrt fühlen werde, da er kriegerische Aufzüge leidenschaftlich liebte. Einige Booren setzten jedoch Zweifel in die Freundschaft Dingaan's, eingedenk des Benehmens Umzilikazi's, und beschlossen, ihm keine Gelegenheit zu geben irgend einen bösen Streich gegen sie auszuführen; sie mißbilligten daher Retief's Reise und hielten sich überzeugt, daß der Zooluh-Tyrann die Gelegenheit zu einem Steiche nicht vorbeigehen lassen würde, wenn er die Booren voll Ver-

*) Der Nachfolger dieses Königs Dingaan, eines unwissenden, blutgierigen Despoten, ist der jetzt regierende König Panda, ein aufgeklärter Mann von mildem Charakter.

trauen in seinem eignen Kraale und in der Mitte des Zooluh=Volkes haben würde. Einer der Unteranführer bot an, allein zu gehen, oder nur in Begleitung von zwei oder drei, mit der Bemerkung, daß, würden sie vernichtet, diese Zahl schon genug wäre. Inzwischen empfingen die Wanderer unbestimmte Nachrichten, daß Dingaan's Gefühle keineswegs zu ihren Gunsten wären, und Retief, obgleich er sein Vertrauen in Dingaan's Freundschaft nicht erschüttern ließ, lehnte ab, einen Befehl für die früher beabsichtigte Begleitung zu erlassen, und überließ es den Booren als Freiwillige mitzugehen. Eine Cavalcade von 70 Booren, 20 farbigen Dienstboten und 200 Pferden verließ endlich das Lager an Blaamd Krans, von wo aus sich die Booren bereits in kleine Parteien zu zerstreuen begannen. Trotz allen Warnungen, welche Retief und seine Anhänger erhielten, wußte Dingaan die Booren so zu bethören und ihr Vertrauen so gänzlich zu gewinnen, daß er sie nicht allein in seinen Kraal lockte, sondern sogar unbewaffnet: alle wurden ermordet; nicht Einer entkam die schauderhafte That zu verkünden."

Ein Missionär, als Augenzeuge, ein Resident in Dingaan's Hauptstadt, schrieb über dies tragische Ereigniß Folgendes:

„Dingaan befahl mir, einen Brief an Retief zu schreiben, daß der Häuptling der Booren all sein Volk zur Hauptstadt senden solle und er selbst auch komme, aber nicht zu Pferd; daß auch er (Dingaan) seine Armee versammeln wolle, um vor den Booren zu singen und zu tanzen, daß er Befehl geben werde überall auf dem Wege, den die Booren nennen mußten, Rinder zu schlachten; und daß er ihnen Land geben wolle." Der Missionär fragte: „Wie können sie kommen ohne

Pferde?" Dingaan erwiderte: „Wohl, laß sie zu Pferde kommen, und auf ihnen tanzen, daß es sich zeige, wer besser tanzt, der Zooluh oder Abalungo."

„Große Massen Zooluhs in kriegerischem Costüm kamen am folgenden Tage zur Stadt und Tags darauf vernahm man das ungewöhnliche Gerassel von Musketen aus Westen: dies verkündigte die Ankunft der Booren, welche kurz darauf in die Stadt einritten, ihre Roere in der Hand. Eine ungeheure Masse Zooluhs war gegenwärtig sie zu empfangen. Die Booren brachten eine Anzahl Rinder für Dingaan, welche dieser vor einiger Zeit verloren hatte. Sogleich zeigten die Booren Dingaan, auf welche Weise Booren zu Pferde tanzen: sie machten einen Scheinangriff und ließen die Erde mit dem Gerassel ihrer Roere erbeben. Hierauf zeigten auch die Zooluhs ihre Behendigkeit im Tanzen."

„Zwei Tage später," schließt dieser Bericht, „wurde meine Aufmerksamkeit nach dem blutbefleckten Hügel meiner Hütte gegenüber gerichtet, wo alle Hinrichtungen stattfinden und wo jetzt hundert blutige Leichname mehr zum Himmel um Rache schreien sollten. „Dort" sagte Einer, „tödten sie die Booren jetzt." Ich wandte mich und sah eine Menge Zooluhs auf dem Hügel, neun oder zehn Zooluhs auf jedem Boor, welche ihre hülflosen unbewaffneten Opfer der verhängnißvollen Stelle zuschleppten. Ich warf mich auf mein Angesicht nieder. Alsbald war die blutige That vollbracht; der Haufen kehrte in die Stadt zu ihrem Fürsten zurück und sich ihm nährend, stießen sie ein diabolisches Gejauchze aus."

Als die für die Rückkehr Retief's bestimmte Zeit verlaufen war, begann sich ein Gerücht zu verbreiten, daß ein Zooluh von jenseit des Flusses einem andern Zooluh im Dienste der Booren in dem Lager zugerufen

habe: „Die weißen Männer sind alle todt.“ Auch hatte man eine Menge Zoolubs am jenseitigen Ufer der Tugala gesehen. Um über die Glaubwürdigkeit dieses Gerüchtes zu kundschaften, ward daher unter dem Vorwande, Büffel zu jagen, endlich eine Patrouille in Dingaan's Land geschickt, welche auch bis zu einem Berge kam, hinter welchem die Zooluh-Armee gelagert war, jedoch ohne die geringste Ahnung von der Nähe des Feindes zu haben, obgleich die Zooluhs nur ein paar hundert Schritte entfernt waren. Ein alter Zooluh kam ihnen entgegen und fragte, was sie suchten. Büffel, war die Antwort: der Zooluh zeigte in einer entgegengesetzten Richtung mit dem Bedeuten, daß es dort viele Büffel gäbe. Um Verdacht zu vermeiden, folgte die Patrouille der angedeuteten Richtung und rapportirte bei ihrer Rückkehr, daß sie nichts gefunden habe, was Verdacht rechtfertigen könne. Zwei Tage später, am frühen Morgen, kam die Stunde der Enttäuschung.

Die Zooluhs, welche ihre Spione unter die Booren gesandt hatten und alle nöthige Kenntniß zur Ausführung ihres blutigen Planes erlangt hatten, griffen gleichzeitig die beiden am Blaamd-Krans-Flusse und am Buschmanflusse, ungefähr 10 englische Meilen von einander entfernten Lager der Booren an. Der Angriff geschah vor Tagesanbruch und viele Booren wurden an den Außenposten geschlachtet, ehe sie bewaffnet waren; Andere öffneten ihre Augen, um sie für immer zu schließen. Als der Morgen mehr und mehr tagte, sah man die Haufen Zooluhs um die einzelnen Wägen, wo das Geschrei der Weiber und Kinder sich mit dem Gerassel der Schüsse mischte. Aber Erbarmen war diesen Scheusalen unbekannt: nicht genug ihre breiten gehämmerten Speere in den Busen hülfloser Frauen zu stoßen und

die Kinder zu durchbohren, die sich ihnen anhingen, schnitten sie die Brüste der Weiber ab und zerschmetterten die Köpfe der Säuglinge an den Wagenrädern. So überzeugt waren Viele in den Lagern von ihrer Sicherheit, daß, als sie die ersten Schüsse hörten, sie meinten, es sei Retief mit seinem Trupp, welcher, wie gebräuchlich unter den Booren, mit Freudenschüssen seine glückliche Rückkehr anzeige. Keine Vorbereitung zur Vertheidigung wurde daher gemacht, bis das Tageslicht endlich die Nähe des wilden Feindes verrieth. Dann flog Alles zu den Waffen und zu entschlossenem Widerstande. Kleine Truppen von drei oder vier, in ihren Nachtkleidern, vertheidigten sich mit Erfolg gegen ganze Zooluh-Regimenter. Frauen trugen Munition herbei und ermuthigten die Männer. Ein kleiner Junge von circa 10 Jahr erwiderte auf die wiederholte Warnung seiner Mutter hinwegzugehen und sich zu verbergen: „Ich sehe keinen Ort, wo ich mich verstecken kann; gieb mir ein Pistol und laß mich auch schießen.“ Kleine Truppen von drei, vier und fünf Booren kamen nun von allen Seiten herbei und als die Wilden beim Buschmansflusse eine Niederlage erlitten hatten, flohen sie hastig durch den Fluß; doch Viele, indem sie bis an's Kinn in dem geschwollenen Gewässer Hand in Hand sich unterstützten, wurden erschossen oder ertranken.

Auch bei Blaamd-Krans wurden die Zooluhs zurückgeworfen; doch die Booren verfolgten sie nur eine kurze Strecke, da sie es gerathen hielten, eine feste Wagenburg zu bauen; auch hatten sie die Verwundeten aufzusuchen und zu verpflegen. Dies nahm den Rest des Tages in Anspruch. Den folgenden Tag verfolgte der neue Anführer Moritz mit 50 Booren die Feinde; doch da diese den größern Theil des Tages nicht belä-

stigt worden waren, hatten sie einen großen Theil der Rinder — circa 20—25000 Stück, den Booren gehörig, in Sicherheit an das jenseitige Ufer des Tugala gebracht und Moritz nahm ihnen nur ab, was an dem diesseitigen Ufer sich noch befand. Noch versuchte eine Masse Zooluhs den Rest der Rinder und einiger Heerden Schafe durch den Strom zu bringen; allein beim ersten Angriff flohen sie in das Wasser, wo Viele erschossen wurden und Andere ertranken. Die Nacht war nun hereingebrochen, der Strom geschwollen und die Passage gefährlich; Moritz und seine Begleiter sahen sich daher genöthigt zu den Wägen zurückzukehren, ihr Eigenthum in den Händen der Wilden lassen zu müssen.

Auch diesen Tag hatte man Verwundete zusammengesucht und mehrere noch gefunden, allein nur Wenige gaben Hoffnung zur Herstellung. Einige blieben am Leben unter einer Zahl von Wunden, die unglaublich erscheint, so z. B. ein Kind mit 30 und eine Frau mit 22 Attagai-Wunden; siech jedoch für den Rest ihres Lebens. Bei dieser Gelegenheit fielen 500 Zooluhs, außer den Verwundeten und denen, die im Flusse ertranken. Die Zahl der Todten auf der Seite der Booren bei Blaamd-Krans allein war: 40 Männer, 56 Frauen, 185 Kinder und 250 farbige Dienstboten; und einige Tage später 11 Booren mehr.

Daß unter solchen Umständen, wo der Kampf auf Leben und Tod war, die Bravour der Booren sich oft bis zum Heroismus steigerte, läßt sich leicht erwarten. So flohen auf einer andern Stelle acht oder zehn Familien von ihren Wägen auf einen nahen Hügel, der nur von zwei Seiten zugänglich war. Vierzehn Booren vertheidigten hier ihre Familien gegen ein ganzes Zooluh-Regiment, das bald auf 1500 wuchs. Ungefähr

eine Stunde lang schlug die kleine Bande alle Angriffe mit großem Verluste unter den Feinden ab, bis die Munition verschossen war und keine Hoffnung übrig blieb. In diesem kritischen Momente kamen zwei Reiter zu ihrer Hülfe und brachen sich durch die Zooluh-Linie eine Bahn zu dem Gipfel des Hügels, und als sie vernahmen, daß alle Munition verschossen sei, unternahmen sie es noch einmal durchzubrechen, eilten zu den Wägen, jagten durch die Zooluhs und brachten einen hinlänglichen Vorrath Pulver. Diese kühne That wurde in ungefähr fünf Minuten ausgeführt und als das Feuern von Neuem begann und noch einige Booren herbeieilten, zogen die Zooluhs mit einem Verlust von 80 Todten ab.

Zwischen diesen beiden Flüssen, dem Bushman und dem Tugala lag die Mehrzahl der Emigranten 1838 in kleinen Truppen von 50—100 Wägen. Es waren zusammen ungefähr 1000 Wägen; 640 Männer; 3200 Weiber und Kinder und 1260 farbige Dienstboten. Die Heerden der Auswanderer beliefen sich auf ungefähr 300000 Schafe, 40080 Rinder und 3000 Pferde.

Eine andere Partei der Wanderer ließ sich in Port Natal nieder und gründete die jetzt blühende Hauptstadt Pietermauritzburg. Eine dritte Partei nahm ihre Wohnstätten an der nordöstlichen Grenze der Colonie, an der westlichen Seite des Quathlamba.

Politisch unabhängig von einander, aber eng verbunden durch gemeinsame Gefühle, nahmen diese drei kleinen Republiken bald bestimmtere, geregelte Formen an. Die Eingebornen, hinlänglich mit der unbeugsamen Entschlossenheit dieser Menschen bekannt, hatten ihnen käuflich große Strecken Landes endlich abgestanden und sich zu friedlicheren Gesinnungen bequemt. Allent-

halben kam nnn auch mehr Ordnung in die häusliche Einrichtung: man baute Wohnstätten; cultivirte das Land; gründete Schulen und Kirchen und ein gewisser Wohlstand kehrte langsam wieder zu Menschen, deren Viele durch coloniale Mißverwaltung schon ruinirt waren, ehe sie noch das Kapland verlassen hatten und durch nachträgliche schwere Verluste wandernde Bettler geworden waren. Auch die Verwaltung dieser jungen Staaten gewann bald eine bestimmtere Form: ein aus dem Volke erwählter Rath regierte mit einfachen, aber den Verhältnissen vollkommen angepaßten Gesetzen, und Geistliche lenkten und leiteten mit Leichtigkeit jene rohen Naturen da, wo ihre politischen Führer auf zweifelhaften Gehorsam stießen. Gleichzeitig zog ein reger Handel aus dem Innern, die Aufmerksamkeit der kapländer Kaufmannschaft auf sich und Schiffe begannen die Bai von Port Natal zu frequentiren.

Vor ihrer Auswanderung hatten die Booren beim britischen Gouvernemente angefragt, ob ein Gesetz bestünde, welches ihre Auswanderung von der Colonie und Niederlassung im Innern verhindern könne und man hatte ihnen mit „Nein" darauf geantwortet. Einige Jahre hatte das britische Gouvernement Allem ruhig zugesehen und sich durchaus passiv verhalten.

Nun sollte man billigerweise erwarten, daß die britische Regierung die Booren sich selbst überlassen haben würde: allein die Engländer entdeckten endlich, daß Port Natal schon vor Adams Zeit eine englische Colonie gewesen sei und daß alle dort Ansässige britische Unterthanen seien. Die Entdeckung war kaum gemacht, als auch sofort ein Corps Beamte, Soldaten, Advocaten, Rapporteure und die ganze complicirte Maschinerie gehaßter und — in nur zu vielen Fällen — verkehrter

Gesetze dorthin abgesandt, und von einigen Kriegsschiffen begleitet wurde, um die sehr geliebten neu entdeckten Unterthanen sofort niederschießen zu können, sollten sie sich thörichter Weise dieser Einfuhr widersetzen.

Und in der That widersetzten sich die Booren. Ein kurzer Widerstand fand statt, die Landung des verhaßten Cargos zu verhindern, aber man tractirte die Booren mit Bomben und Congreve-Raketen; zerstreute die Rebellen und ergriff den Zügel der Regierung über die hartnäckigen verblendeten Thoren. Viele Booren ergriffen den Wanderstab noch einmal und zogen in die Wildniß; Andere gaben sich zufrieden und blieben.

Fast gleichzeitig machte die britische Regierung eine zweite Entdeckung. Sie entdeckte nämlich, daß die kleine Republik an der nordöstlichen Grenze der Colonie ein sehr gefährliches Beispiel den unruhigen Wilden der umliegenden Länder werden, und der britischen Regierung später viel Aergerniß geben könnte und sofort wurde der Landstrich unter dem Namen Sovereignity der Colonie als ein District beigefügt und die Bewohner desselben zu britischen Unterthanen erklärt. Mit Erbitterung sahen die Booren, daß selbst die Wüste britischer Verfolgung keine Grenze setzte und beschlossen, sich um jeden Preis, und wäre es mit den Waffen in der Hand, englischer Zudringlichkeit zu entledigen. Als daher hier, wie in Port Natal, die ganze Maschinerie des Gesetzes und Beamtenpersonals ihnen zugesandt wurde, packten sie die Letztern auf Wägen und sandten sie mit der Weisung in die Colonie zurück, daß sie einen neuen Versuch wiederzukommen, mit dem Leben bezahlen würden. Der Führer dieser Booren war ein gewisser Andries Pretorius, ein Mann begabt mit hoher Intelligenz und großer Entschlossenheit. Unmittelbar darauf

erschien eine Proclamation des damaligen Gouverneurs Sir Harry Smith, in welcher Pretorius in die Acht erklärt und ein Preis von 500 Pfd. Sterl. auf dessen Kopf gesetzt wurde. Ohne Säumen erließ Pretorius seiner Seits eine Proclamation durch die colonialen Zeitungen, worin ein Preis von 2000 Pfd. Sterl. auf den Kopf des Gouverneurs — Sir Harry — gesetzt wurde.

Eine gütliche Ausgleichung schien nicht mehr möglich, und gar bald verbreitete sich das Gerücht, daß alles disponible Militär auf dem Marsche nach der Sovereignity sei. Sir Harry selbst hatte sich an die Spitze seiner kleinen Truppenmacht gestellt, um durch sein ausgezeichnetes militärisches Talent — er war das personificirte Sprichwort: himself a host (er allein ein Heer) — das zu ersetzen, was ihm an effectiven Mitteln gebrach. Es war seine Absicht, durch einen schnellen Streich dieser sogenannten Rebellion ein Ende zu machen, weil es ihm das einzigste Mittel schien, ein drohendes Ungewitter zu zerstreuen, welches sich am politischen Horizonte Südafrika's zusammenzog. An der nordwestlichen Grenze des Kaplandes war die Treue mehrerer Häuptlinge, welche als Alliirte der Engländer einen hübschen Jahrgehalt aus der englischen Schatzkammer zogen, sehr zweifelhaft geworden; an der nordöstlichen Grenze schwärmten zahlreiche kriegerische Horden der Kaffern, unter denen eine ominöse Gährung herrschte, welche die Versicherungen unabänderlicher Freundschaft der Häuptlinge Lügen strafte; und in der Mitte dieser feindlichen Elemente lagen einige tausend Booren, deren Zuneigung man sich seit langen Jahren durch Unbilligkeit, Härte und Verachtung entfremdet hatte. Eine Combination solcher feindlichen Elemente konnte für die Colonie nur verderblich werden.

Das Ereigniß, durch welches sich diese Krisis der politischen Verhältnisse der Colonie entschied, und von welchem wir eine kurze Skizze zu geben beabsichtigen, ist allgemein als die

Boomplaats-Schlacht

bekannt und wird noch lange Zeit in dem Gedächtniß der Booren fortleben.

Am 20. November des Jahres 1845 ritten zwei junge athletische Männer auf flinken Pferden dem Gariep zu, welcher bisher die Grenze der Colonie gebildet hatte. Das Fiat des Gouverneurs hatte jetzt diese Grenze weit in's Innere verlegt, um einen Theil der ausgewanderten Booren, die jene Strecken bewohnten, wieder unter britische Jurisdiction zu bringen. Beide Männer schienen Booren; sie trugen kurze Jacken, Lederhosen, Mocassins und breite Sombreros, — sie waren nicht bewaffnet und führten nur einen dünnen Sambok. Ein Jeder leitete ein Handpferd, auf dessen Rücken der staubige Abdruck eines Sattels bewies, daß sie die Pferde gewechselt hatten, wahrscheinlich um ihre Reise mit größerer Eile fortsetzen zu können. Der schweißbedeckte Zustand der Pferde deutete an, daß sie auch bisher kein Gras unter den Hufen ihrer Pferde hatten wachsen lassen. Auf der Höhe des engen Flußthales angekommen, hielten sie an.

„Smid," hub der Eine an, der in gebrochener Rede den Ausländer verrieth, „laß uns hier ein wenig absatteln, sie können vor heute Abend nicht hier sein."

Smid stimmte bei. Sie zogen die Sättel von den Rücken der rauchenden Pferde; banden den Riemen der Halfter kurz um das Knie des Vorderbeins und ließen die Pferde grasen.

Es war einer jener schönen Morgen, wie sie nur den heißen Zonen eigen sind. Kein Laut außer dem seltnen leisen Gezwitscher einiger feinen Vögel unterbrach die tiefe Stille; keine Wolke trieb über das leuchtende Blau des Himmels. Der Osten glühte wie schmelzendes Gold und einzelne Lichtstrahlen von mattem Emerald und Purpur schossen weit in das Firmament hinauf, denn noch war die Sonne nicht über den Horizont gestiegen. Im Flußthale weilte noch ein graueres Morgenlicht; träge Nebel hoben sich von der breiten stillen Fläche des weißglänzenden Stroms und eine kühle Luft wehte vom Thale herauf. Die beiden Männer hüllten sich in ihre Mäntel und schauten stumm in das glänzende Farbenspiel, das immer leuchtender Erde und Himmel überfluthete. Da plötzlich erschien die Sonne über dem Horizont und beleuchtete ein Thal von wildromantischer Schönheit. Zur Rechten nahm der Oranienstrom den Nu Gariep auf und die vereinigten Gewässer erweiterten sich zu einem kleinen See, aus welchem sich kleine Inseln voll stattlicher Bäume und üppigem Gebüsche erhoben, und ihre grünen Reflexe scharf in den glatten Spiegel warfen. Zur Linken lagen Felstrümmer, wie eine zerstörte Mauer, quer über den Strom, aus deren moosbewachsenem nassen Geklüfte schlanke Sycamoren und gigantische Farrenkräuter emporschossen und ihre federgleichen zierlichen Zweige und breiten Fächer über den Strom schwangen, der hier schäumend über den felsigen Widerstand hinwegtos'te und hüpfend hinwegeilte.

„Jene Klippen, Trueman," wandte sich Smid zu seinem Begleiter und zeigte auf die Trümmer, welche aus dem Wasser hervorragten, „jene Klippen sind unsre Wahrzeichen. Sobald sie von dem Wasser bedeckt sind,

kann der Fluß nicht mehr passirt werden. — Das Wasser ist am Steigen," fügte er aufmerksam den Strom betrachtend hinzu, „und die Rothjacken dürften Mühe haben hinüber zu kommen."

„Hat nicht Dein Onkel Andries alle seine Leute beisammen?" fragte Trueman. Der Andere bejahte.

„Nun wohl," fuhr er fort, „je eher sie hinüberkommen, desto besser. Und mich verlangt," fügte er mit grollender leiserer Stimme, wie im Selbstgespräche hinzu, „und mich verlangt mit Capiiän Brown abzurechnen." Sein Gesicht gewann bei diesen Worten etwas unheimlich Düsteres, das vielleicht ein gesteigerter Grad eines tiefen, melancholischen Ernstes sein mochte, der seine Augen vertieft, seine Wangen leicht gefurcht und seinem Gesichte ein bei Weitem älteres Aussehen aufgeprägt hatte, als er wirklich besaß, denn er war kaum 24 Jahr alt."

„Trueman," fragte der jüngere Boor, „hattest Du irgend eine Unannehmlichkeit mit diesem Capitän Brown? Seitdem Du zu uns als Deserteur gekommen bist, wie viele Andere, die ihr Leben nicht länger mehr für einige Pfennige täglich zu vermiethen wünschten, haben wir Dich so lieb gewonnen, daß, sobald diese Bagatelle vorüber, meine Schwester mit Oom Andries' Zustimmung Dein Weib werden wird; indeß habe ich aus einigen Andeutungen geschlossen, daß etwas Unangenehmes zwischen Dir und Brown vorgefallen sein müsse, habe aber bisher stets unterlassen, Dich über einen Gegenstand zu befragen, der Dir so peinlich zu sein schien."

„Peinlich!" unterbrach der Deserteur heftig, und wem wäre dies nicht peinlicher als der Tod?" und gleichzeitig streifte er die Kleider von der Schulter und

wies auf breite schwielige Narben, mit denen diese besäet war. „Mit solchen Denkschriften ist mein ganzer Rücken bedeckt und das," setzte er mit bitterm Lächeln hinzu, „ist der Wechsel, welchen Capitan Brown auf mich gezogen hat."

Entsetzt starrte Smid. Die Haut des ganzen Rückens war verschwunden, oder nur hier und da noch einige Fetzen sichtbar, und knotige weiße und rothblaue Narben waren an die Stelle der früheren Oberhaut getreten.

„Fünfhundert Peitschenhiebe!" erklärte Trueman mit tiefer grollender Stimme, beschämt, eine Mittheilung gemacht zu haben, die ihm so entehrend schien, daß er über die Ursache seiner Entweichung immer ausweichend geantwortet hatte; und von seinen Gefühlen überwältigt bei der bloßen Erinnerung an jene unmenschliche Behandlung, welche das Gesetz leider noch heutigen Tags sanctionirt im militärischen Criminal-Coder Englands — sanctionirt, sagen wir, einen Menschen zu Tode zu geißeln — versank er in ein düsteres Schweigen.

Smid fühlte tief für seinen Freund, den er immer als einen liebenswürdigen jungen Mann kennen gelernt hatte; der stets streng moralisch gewesen und offenbar eine Erziehung weit über seinen jetzigen Stand genossen hatte. Die nähere Beziehung, in die Smid auf dem Punkte war, zu ihm zu treten, rechtfertigte den Wunsch, die Umstände kennen zu lernen, welche zu solch' unmenschlicher Strafe Veranlassung gegeben hatten und mit Worten der Theilnahme suchte er Trueman zu einer Erklärung zu bewegen.

„Du hast ein Recht auf solche Erklärung," erwiderte dieser, „und wenige Worte werden dazu gnügen. — Brown, und ich waren Jugendgespielen und Schulkameraden. Brown kaufte sich ein Officierspatent; ich

trat in meines Vaters Geschäft. Welche Umstände mich endlich unter die Soldaten brachten, weißt Du. Der Zufall brachte mich in Brown's Compagnie. Seit dieser Zeit behandelte mich Brown ohne alle Ursache immer mit brutaler Strenge, obgleich er für jeden Andern ein freundlich rücksichtsvolles Benehmen hatte. Eines Tags passirten wir" — und seine Stimme wurde heißerer und bewegter — „dieselbe Furt, welche jetzt vor uns ist, als jene Klippen nicht mehr sichtbar waren. Ich hatte Brown's Charger an der Hand, ein prächtiges aber wildes Pferd. Es schwamm jedoch schlecht; erschrak vor einem Busche, welchen die Fluth vorbeiwälzte, bäumte sich, sank und trieb stromab. Ich mußte es seinem Schicksal überlassen. An jenen glatten Klippen versuchte es hinauf zu klimmen, glitt ab, schlug über, ward hinuntergewirbelt und nicht mehr gesehen. Brown hatte das jenseitige Ufer erreicht und der Katastrophe zugesehen. „Tölpel! so mein bestes Pferd zu verlieren!" rief er zornig und hieb mich mit der Gerte über das Gesicht, daß das Blut herabtröpfelte. Ich bebte vor Wuth, aber blieb der Disciplin eingedenk. Ein zweiter Hieb folgte, ein dritter, und alle Rücksicht vergessend, stürzte ich mich auf ihn und warf ihn durch den heftigen Anprall sammt seinem Pferd in den Strom und beide verschwanden. Die entsetzlichen Folgen schossen wie ein Blitz durch mein Hirn; ihm nach stürzte ich und erfaßte ihn, als er auftauchte und zog selbst zum Tod erschöpft den Besinnungslosen an's Land. Da überfiel mich eine Ohnmacht. Als ich wieder zu mir kam, stand Brown vor mir, triefend und bleich. „Bindet ihn!" befahl er seinen Leuten: und meine Hände wurden auf den Rücken gebunden. — „Warum sollte ich Dich mit weitern Einzelnheiten ermüden? Ich wurde vor ein Kriegsgericht

gestellt und erhielt aus Rücksicht für mein bisheriges gutes Betragen — nur — intonirte er mit bittrer Emphase, „achthundert Hiebe!"

Eine lange Pause folgte dieser traurigen Erzählung, deren ähnliche leider so oft zur Schande der jetzigen Civilisation unter dem englischen Militär noch vorkommen, unmenschliche, entsetzliche Strafen für oft nur geringe Vergehen gegen die Grille militärischer Etiquette.

„Elend," fuhr er fort, „und meine ganze Kraft gebrochen, verließ ich nach einigen Monaten das Hospital und desertirte noch denselben Tag. Mein Vorwand, daß ich an einem schleichenden Fieber lange gesiecht, wurde durch mein elendes, bleiches Aussehen bekräftigt; aber dies Fieber ist noch hier — hier!" auf seine Stirne zeigend, fügte er düster hinzu, „und die Krisis wird eintreten, denn die Zeit ist gekommen. „Doch siehe" — nach jenen Klippen deutend — „das Wasser steigt, wir müssen hinüber."

Und schweigend sattelten beide Männer ihre Pferde, ritten durch den Strom und verschwanden über die jenseitige Höhe. Nichts unterbrach darauf die tiefe Stille des einsamen Flußthales als das momentane Murmeln und Sieden des steigenden Wassers, das über die Felsmauer hinwegtos'te.

Die Sonne neigte sich gegen den Horizont, als ein langer Zug Soldaten, Rothjacken von den Booren spöttischer Weise benannt, sich dem Oranienflusse zuwandte. Staubige Kleider und glühende Gesichter bezeugten, daß sie einen mühsamen Tagemarsch gemacht hatten. Den Vortrab bildeten ein halbes Regiment Schotten, in ihren wohlbekannten carrirten Plaids; diesen folgte ebenso viel leichte Infanterie eines andern Regiments; dann kam ein Regiment Garde-Dragoner, von deren polirten

Brustharnischen und Helmen der Reflex der Sonnenstrahlen wie kurze schnelle Blitze schoß; hinter diesen ein langer Zug brauner Reiter in dunkelgrüner Jägerkleidung — die Hottentot-Tirailleurs, welche im jüngsten Kafferkriege fast alle zum Feinde übergingen —; und endlich schlossen zwei leichte Feldstücke den Zug. Kaum hatten sie die Höhe des Flußthales erreicht, als ein Wagen, gefolgt von einigen Reitern in weiter Entfernung sichtbar wurde. Acht Maulthiere zogen in raschem Trabe den Wagen schnell näher und „der Gouverneur," lief es durch die Reihen.

Ein ältlicher, hagerer Mann, dessen glänzender Sieg bei Aliwal eine verdiente Stelle in den indischen Annalen gefunden hat, stieg behende aus dem Wagen, grüßte freundlich einige Officiere und überschaute den Strom mit ernster Prüfung.

„Sir Harry," wandte er sich zu einem jungen Dragoner-Officier — Sir Harry Darell, — der dicht hinter ihm hielt, „Sir Harry, es scheint, wir sind zu einem Stillstand gekommen, obgleich ich gern das jenseitige Ufer noch zur Nacht erreicht hätte. Ich bin seit alten Zeiten her mit den meisten Localitäten der Colonie wohlbekannt und auch mit dieser Furt, und wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, kann der Strom nur passirt werden, wenn dort aus jenem schäumenden, kochenden Wirbel noch einige Felsstücken hervorragen. „Capitän Brown," wandte er sich plötzlich an einen andern Officier, „waren Sie nicht vor einigen Monaten hier in Lebensgefahr?"

Capitän Brown schien wenig geneigt des Generals Gedächtniß zu Hülfe zu kommen und erwiderte ausweichend, daß es mit dem Kennzeichen seine Richtigkeit habe und daß bei der Passage sein Reitpferd ertrunken sei.

„Und doch," fuhr der General bedenklich fort, „dürfte man sich nicht wundern, beim Anbruch des morgenden Tages unsere republikanischen Freunde dort drüben aufgepflanzt zu sehen."

„Will Ihre Excellenz mir erlauben," fragte Sir Harry Darell, ein feuriger junger Mann, der nur seit kurzer Zeit in der Colonie war, „die Passage zu versuchen und das andere Ufer zu occupiren? Es verlangt mich die Friesjacken kennen zu lernen."

„Sir Harry," erwiderte der Gouverneur ernst, „dieselben Friesjacken, wie man sie zu nennen beliebt, sind Leute, die ein männlich Herz unter dem groben Friese tragen. Ich kenne sie wohl und zweifle sehr, daß ihr Muth mit ihrer Loyalität verschwunden sei. Ich beklage," fügte er fast wehmüthig hinzu, „die strenge Nothwendigkeit, welche mir solche traurige Maßregeln gegen Menschen aufdringt, unter denen ich manche liebe Freunde hatte. — Lassen sie absitzen, Capitän." — Capitän Fordyce," rief Sir Harry Smith und deutete auf den Hohlweg am jenseitigen Ufer, durch welchen sich die Landstraße zwischen steilen Felswänden nach dem Strome zog. Der Capitän verbeugte sich und placirte die zwei Feldstücken so, daß sie den Hohlweg bestrichen.

Dann lief ein Commando durch die Reihen und die Truppen schickten sich zum Bivouac für die Nacht an. Ein reges Leben trat an die Stelle der Monotonie des schweigenden Marsches und kriegerische Musik braus'te durch das Summen des Lagers. Erholung nach dem langen heißen Marsche und Vorbereitungen zum Abendessen nahm eines Jeden Aufmerksamkeit in Anspruch und mit leichtsinniger Verachtung und unter schallendem Gelächter speculirte man auf die Farce mit den Friesjacken, für welche diese Don Quixote-Fahrt unternommen

war. Von Seiten der Friesjacken fand keine Störung statt und Niemand bemerkte, wie über eine Felswand am jenseitigen Ufer sich vorsichtig ein Kopf erhob und dann ein Teleskop, das eine lange Zeit nach dem englischen Lager gerichtet blieb und dann verschwand.

Die Feuer erloschen endlich eines nach dem andern und das Chaos der Töne erstarb allmälig in tiefem Schweigen, nur noch unterbrochen vom Rauschen des Stromes und dem Rufe der Schildwachen: All well — All well! —

Am selbigen Abende saßen ungefähr eine Tagereise vom Gariep an einer Quelle, die von einigen riesigen Bäumen überschattet war, einige Männer bei einem Feuer in ernstem Gespräche. In kurzer Entfernung gras'ten ihre Pferde unter Aufsicht eines halbnackten Eingebornen. An einem der Bäume lehnten einige lange Roere. Das Licht des Tages war erblichen und ein grauer dünner Nebel hatte sich über die Landschaft gelagert, so daß man einen fernen Gegenstand nicht mehr mit Bestimmtheit erkennen konnte. Plötzlich gebot einer der Männer Schweigen, neigte sein Ohr gegen den Grund und lauschte.

„Sie sind es," sprach er sich erhebend, „sie sind nahe." Ein anderer Boor erhob sich und, die Augen mit den Händen überschattend, schaute er prüfend dem breiten Wege entlang, der sich durch die weite Ebene hinzog und in der Dämmerung sich verlor.

„Sie sind es; ich sehe sie jetzt," sprach er, „der Himmel sei geprießen; ich war mehr um Trueman besorgt, als um meinen eigenen Neffen. Wie leicht hätte man ihn erkannt."

Zwei dunkle Gestalten wurden jetzt durch die Däm-

merung sichtbar, die sich in schnellem Galopp der Quelle näherten.

„Sie kommen, Oom Andries," sagte Smid vom Pferde steigend und flüchtig grüßend, „sie kommen und werden heute Abend am großen Flusse campiren. Sie werden jedoch schwerlich das andere Ufer gewonnen haben, denn das Wasser war im Steigen."

„Ist der Gouverneur mit ihnen?" fragte Andries Pretorius, denn er war es selbst, der geächtete Häuptling der Booren. Nichts zeichnete ihn vor den andern Booren aus, als eine hohe edle Gestalt, eine glückliche Gesichtsbildung, ein klares, graues leuchtendes Auge und eine ruhige Würde.

„Ich glaube so, Oom Andries," erwiderte Trueman; „er beabsichtigte in Cobsberg bis zu Mittag zu bleiben und Abends die Truppen am Gariep einzuholen. Sir Harry Darell ist dort mit seinen Dragonern; Fordyce mit den Feldstücken; die Totties (Schwarzen) unter Brown und die Schotten unter Mac Mahon.

„Hm," sagte Andries sinnend, „Sir Harry hat nicht schlecht gewählt. — Neef Carel," wandte er sich an einen seiner Begleiter, „reite hinüber und bring dem Feldcornet die Nachricht: Morgen muß Alles bereit sein. Ich trau' Sir Harry nicht."

Der Boor sprang in den Sattel und verschwand in dem Dunkel der hereinbrechenden Nacht.

„Diese Nachricht," fuhr er zu seinem Begleiter gewendet fort, „wird mehr als genug für die größere Zahl unserer Freunde sein. Was mehr nun?"

Smid überreichte ihm zwei Briefe, die er beim unstäten Flackern des Feuers aufmerksam durchlas.

„Wir haben nichts von unsern Freunden in der Colonie zu erwarten," bemerkte er trocken und reichte

den Brief seinem Nachbar. „Sir Harry ist den Verdächtigen zu schnell gewesen.“ Dieser andere Brief ist von Nell, der unsere Beschwerden nochmals dem Gouverneur vorzulegen, nach Grahamtown reis'te. Man hat ihn nicht vorgelassen und mit Hohn abgewiesen, indem man ihn auf die kriegerischen Vorbereitungen des Militärs aufmerksam machte.

Eine tiefe Pause folgte.

„So wäre denn,“ fügte er endlich hinzu, kein anderer Weg übrig? . . . „Der Herr thue nach seinem Wohlgefallen!“

„Amen!“ schlossen die Andern und während einer andern langen Pause schien Jeder in tiefe Gedanken versunken.

„Was weiter,“ frug endlich der Häuptling wieder.

Smid reichte ihm dann einen gedruckten Zettel. Er sah ihn lächelnd an und reichte ihn seinen Begleitern. Der Zettel machte die Runde und schien denselben Grad von Heiterkeit auch bei den Andern zu erwecken. Es war eine neue Proclamation von 1000 Pfd. Sterl. auf Pretorius' Kopf, todt oder lebendig.

„Von 500 Pfd. Sterl. schon bis auf 1000 Pfd. Sterl. gestiegen,“ rief Smid, „ich gratulire Oom, Oom steigt im Preise.“

So unter Gesprächen von bedeutsamem Ernste und leichtem Scherze verstrich der Abend. Spät noch kam ein Reiter an und rapportirte, daß 500 Wagen im Laufe des Nachmittags tiefer in's Land gezogen seien. „Es ist wohlgethan,“ bemerkte der Boor-Häuptling, „so sind doch wenigstens die Frauen und Kinder aus dem Wege. Nimm dies Papier,“ und er reichte dem Boten die Proclamation von 1000 Pfd. Sterl., „mit hinüber in das Lager, damit sein Inhalt unter den Leuten bekannt

werde." Der Bote verschwand im Dunkel. Endlich zog der Häuptling eine Bibel aus seiner Jacke, las den 144. Psalm und sprach dann ein kurzes Gebet, flehend daß der Herr ihnen eine Leuchte in der Wüste und ein Schild gegen ihre Feinde sein wolle; daß er die Herzen ihrer Feinde von Habsucht und Herrschsucht wolle säubern, auf daß Frieden wiederkehre in die Hütten der Wanderer und Heimathlosen. Tief rührte dies schlichte ernste Gebet die Zuhörer; kein Wort wurde weiter gewechselt. Sie hüllten sich in ihre langen weißen Friesmäntel und, mit den Köpfen auf den Sätteln ruhend, überließen sie sich der Ruhe, welche Smid und Trueman nach ihrem langen mühsamen Ritt besonders nöthig hatten.

Da hallten durch die stille Nacht ferne harmonische Klänge, wie Töneschauer einer mächtigen äolischen Harfe: es war die feierliche Melodie einer Hymne von einem zahlreichen Männerchor gesungen. Die fromme Sitte, die unter den Booren in des Aermsten Hütte, wie in des Reichsten Steinhaus stets beobachtet wird, war auch im Lager der Booren, denn von dorther schallte die Harmonie, nicht vernachlässigt worden. Die letzte Strophe des feierlichen Liedes erstarb endlich auf dem Nachtwinde in bebender Cadenz und das Schweigen der Nacht senkte sich auf die Schläfer: unterbrochen nur dann und wann von dem Wiehern der Pferde, deren einige Tausend auf dem Wiesengrunde graſ'ten und scherzend zuweilen vorüber galoppirten.

Am folgenden Abende campirte die kleine englische Armee an derselben Quelle, wo man zwar untrügliche Zeichen fand, daß die „Friesjacken" dagewesen waren; aber nach den vielen Pferdespuren, die alle gen Norden gingen, annehmen mußte, daß sich der Feind tiefer in's Land zurückgezogen hatte. An der Quelle stand ein ge-

bleichter Ochsenschädel, an welchem die Proclamation der 1000 Pfd. Sterl. angeheftet war und darunter war in einer zierlichen Handschrift mit Bleistift gezeichnet: Andreas Enrico Salus! — Der Gouverneur beschloß daher die Spur am nächsten Tage weiter zu verfolgen.

Es war noch früher Morgen und die Luft noch kühl, als sich am 22. November 1845 der lange kriegerische Zug durch jene weite Ebene wand, in deren Mitte die schattige Quelle Boomplaats liegt. Niedrige Hügelketten durchschnitten wie Rippen die einförmige Ebene und eine höhere Hügelkette, über welche sich die Landstraße wie ein weißer schmaler Streifen schräg hinwegzog, schloß in weiter Ferne die Aussicht. Der Gouverneur hatte seinen Wagen verlassen und ritt ohne alle militärische Abzeichnung an der Spitze der Dragoner. Weit voraus und auf beiden Seiten zerstreut ritten einzelne Hottentot-Tirailleurs; dann kam die dichte Colonne Infanterie, mit den zwei Feldstücken in ihrer Mitte und die Schaar der schwarzen Reiter schloß den Zug.

Immer noch folgte man der Spur und die Sonne brannte schon heiß, als man am Fuße der letzten Hügelkette ankam. Hier theilte sich die Pferdespur der Booren: ohne diese Barrière zu passiren, hatte sich ein Trupp links und ein anderer rechts am diesseitigen Fuße der Bergkette weggewandt. Einen Augenblick hielt der Zug und einzelne Tirailleurs eilten rechts und links ab, um weiter zu verfolgen. Vorwärts, schallte es wieder und der Zug wand sich langsam die Höhe hinauf. Da leuchtete es plötzlich wie ein Blitz dem Rande der Höhe entlang, ein heftiger Schlag folgte; ein langer Rauchstreifen erhob sich und die Sonne blitzte von den polirten Läufen einiger tausend Gewehre, die im nächsten Augenblicke hinter der Höhe verschwanden. Tod und Verwirrung

war in der kleinen Armee, aber „Vorwärts!" schallte es wieder und wilde kriegerische Musik braus'te einher. Zugleich versuchte die Cavallerie zu deployiren. Aber wieder leuchtete und krachte es und blauer Rauch umkränzte den Höhensaum; Menschen stürzten und Pferde rannten wild durcheinander. Aber „Vorwärts, vorwärts!" schallte es überall und die Höhe war erreicht. Viele hatten sie nicht erstiegen. Die Höhe war leer, doch am Fuße des Gebirges drängte sich eine dichte Masse Booren nach einer langen Linie Pferde, die unter Obhut einiger Reiter gesattelt bereit standen.

„Capitän Fordyce," rief der Gouverneur, der eben auf einem schnaubenden Streitrosse die Höhe erklommen hatte — aber zwei tiefe Kanonenschläge zeigten an, daß der Capitän dem Befehl zuvorgekommen. Einige Booren stürzten und ihre Pferde rannten wild hinweg. Auf ein heftiges Commando bewegten sich die Reiter so schnell, als die steinigte Abdachung es erlaubte, in die Ebene hinab. Da erhob sich eine lange Staubwolke und die breite Linie der Booren fegte wie ein Wirbelwind über die Ebene. Plötzlich verzog sich der Staub: die Linie hielt und machte Fronte. Heran flog die blitzende Schaar der Dragoner, Sir Harry Smith an ihrer Spitze, und ihr nach braus'te die dunkle Linie der Hottentot-Tirailleurs; ein wilder herausfordernder Ruf erscholl, Tausende von Gewehren krachten auf beiden Seiten und Pferde brachen reiterlos durch die dicke Staubwolke, welche die Gräuel des Kampfes verhüllte. Wieder fegte wie eine wilde Windsbraut ein langer Staubstreifen über die Ebene und verzog sich träge: wieder hatten die Booren Fronte gemacht. Heran flogen die feindlichen Reiter und „Säbel, Säbel!" erscholl das Commando. Im Nu war die Linie der Booren durchbrochen; nur

einzelne Schüsse fielen noch; mit Säbel und Gewehrkolben entstand ein erbitterter Kampf; doch schon nach wenigen Minuten flohen die Booren in zerstreuten Haufen nach allen Seiten. Wehe dem Reiter, der die Kühnheit hatte ihnen zu folgen: blitzschnell luden die Booren, hinein rollte die Charge Pulver und darauf eine der Kugeln, die sie im Munde hielten und nieder stürzte der Verwegene vor dem tödtlichen Geschosse. Hartnäckiger als alle Andern, jagte ein Dragonercapitän ein paar Booren nach, und würde seine Kühnheit mit dem Leben bezahlt haben, hätte nicht der eine Boor des Andern Gewehr mit dem Ausruf weggeschlagen: „Es ist Brown, fangen wir ihn lebendig!" Aber auf sie stürzte der Officier, warf mit einem Säbelhieb einen der Booren zu Boden, riß dann schnell sein Pferd herum und entfloh. Ihm nach der andere Boor. „Feigling! Ich bin Dein Schicksal! Ich bin Trueman!" — Ein Schuß fällt und der Officier schwankt mit zerschmettertem Knie im Sattel; „Schuft, ich will Dich nicht tödten, aber Dich zeichnen, wie ich gezeichnet bin!" und ein zweiter Schuß fällt und das andere Knie zerschmettert stürzt der Officier aus dem Sattel. Doch fast in demselben Augenblicke warf ein Hieb über den Kopf Trueman aus dem Sattel und wenige Augenblicke darauf befand er sich gebunden in den Händen seiner früheren Kameraden. —

Der Kampf war vorüber. Der Retraite schrille Töne schmetterten und die zerstreuten Reiter kehrten zurück: Viele hörten den Ruf der Trompete nicht mehr; Andere hörten ihn, aber lagen hülflos und verwundet unter den brennenden Sonnenstrahlen. Nur wenige Minuten hatte der Kampf gewährt und dennoch waren viele Opfer gefallen. Die meisten Todten lagen jenseit der Hügel;

doch auch weithin in der Ebene bezeichneten zwei Streifen dunkler Körper die Stellen, wo die zwei letzten Angriffe stattgefunden hatten. Und wofür waren diese Opfer gefallen? Um die Herrschaft über ein Land auszudehnen, das für den Engländer eine fast nutzlose Wüste ist, und nur für den Sohn der Wildniß eine Heimath sein kann. —

Die Sonne neigte sich zum Horizonte und lange spitze Schatten fielen unter die kurzen Büsche, welche die Ebene bedeckten. Funfzig Schritte von einander standen in zwei langen Reihen die Reste der kleinen Armee; an dem einen Ende gruben einige Soldaten ein langes Loch; an dem andern stand ein Halbkreis Officiere, die Alle blutige Bandagen trugen. In ihrer Mitte saß auf einem Feldstuhle der Gouverneur. Vor ihm stand eine Trommel, bedeckt mit einer englischen Flagge.

Auf ein Zeichen erscholl ein kurzer Trommelschlag, schwoll zum wilden Wirbel und sank allmälig wieder zu einem Gemurmel; schwoll wieder und erstarb in dem Echo, das leiser und leiser an der Hügelkette hinlief und im Seufzen des Abendwindes erlosch.

„Habt Acht!" ertönte es den Colonnen entlang, und unbeweglich standen Alle, die Gesichter dem Halbkreis zugewandt.

„Profoß," sprach der Gouverneur; „bringt die Gefangenen." Und sofort erschienen zwei Männer, die einzigen, die man lebendig in die Hände bekommen hatte, die Häupter mit blutigen Tüchern umhüllt, die Hände auf den Rücken gebunden, vor dem Kreise.

Der Gouverneur erhob sich.

Abraham Carel Smid, Unterthan Ihrer Majestät der Königin von England, und John Trueman, ein Deserteur von Ihrer Majestät 48. Regiment, des Meineids

schuldig gegen euren Souverän; des Mordes schuldig gegen eure Mitbürger, in offener Rebellion mit den Waffen in der Hand ergriffen, seid ihr des Todes schuldig. Kraft nun meiner Macht als Stellvertreter Ihrer Majestät, als Gouverneur dieser Colonie, und als Commandeur dieser Truppen, erkenne ich euch die Todesstrafe zu. „Wer von Ihnen," sich im Kreise zu den Officieren wendend, „wer von Ihnen der Rechtmäßigkeit dieses Urtheils beipflichtet, erhebe die Hand.*)

Alle erhoben die Hände. —

„Macht euren Frieden denn mit Gott," fuhr er mit bewegter Stimme und feierlichem Ernste zu den Gefangenen gewendet fort, „denn ehe jene Sonne am Horizonte verschwindet, werdet ihr vor des Allmächtigen Throne stehen."

Fast berührte schon die breite rothe Scheibe der Sonne den Horizont und eine goldne Fluth überströmte das Thal und goß jenen Zauber von Licht und Farbe darüber aus, der selbst dem dürren Sande und kahlen Gestein der Wüste einen unbeschreiblichen Reiz verleiht. Einen langen sehnsüchtigen Blick warf der jüngere Boor auf die herrliche Landschaft. Dann nahete er sich seinem Unglücksgenossen, neigte sein Haupt auf dessen Schulter und ruhte also einige Augenblicke. Eine Thräne perlte im Auge des Andern und seine gebundenen Arme zuckten, als wolle er den Freund umarmen. „Es ist nur ein Moment," flüsterte er hastig, „bitter doch nur kurz," und küßte ihn auf die Wange. „Wir sind fertig," verneigte er sich dann ernst gegen den General. „So sei es," sprach dieser und gab ein Zeichen.

---

*) Solchen kurzen Proceß nennen die Engländer „Drumhead-Court-Martial."

Einige Momente später standen beide Verurtheilte an dem Loche, das man jenseits gegraben; sechs Soldaten traten hervor, die Gewehre klirrten und krachten; die beiden Männer waren verschwunden und Soldaten schütteten emsig das Loch zu.

„God save the Queen," rief der Gouverneur und „God save the Queen!" schallte es durch die Reihen.

Am folgenden Tage bewegte sich ein langer Zug Verwundeter auf Wägen und Tragbahren nach der Grenze der Colonie. Auf einer dieser Tragbahren lag ein Officier, dem beide Beine amputirt waren: es war Capitän Brown. Dann folgte eine lange Colonne Krieger. Hörner riefen und Musik braus'te und schwoll die stolzen Herzen ob des leichten Sieges. Vorbei flog in schnellem Trabe ein leichter Wagen mit acht Maulthieren bespannt, gefolgt von einigen Reitern: die Truppen salutirten. Der Gouverneur war bleich und tiefer Ernst lag auf seinen eingefallnen Zügen.

In entgegengesetzter Richtung, nach dem Innern des Landes zog an demselben Abende ein großer Haufen Reiter schweigend und niedergeschlagen. Immer mehrte sich noch die Zahl durch einzelne Reiter, die von verschiedenen Richtungen herbeikamen und schweigend sich dem Zuge anschlossen. Quer über die Sättel mehrerer Pferde, die man am Zaume leitete, hingen die Körper einiger Booren, steif und regungslos: es waren die Leichname Schwerverwundeter, die auf dem Rückzuge verschieden waren. Endlich hielt der Zug; die Booren stiegen ab, huben die Todten herunter und sammelten sich in kleine Haufen: das letzte Mal drückten die Freunde die steifen eiskalten Hände und schickten sich an, den Gefallenen den letzten Dienst zu erweisen.

Wieder stand derselbe Mann, der an der Quelle

Gottesdienst gehalten, in ihrer Mitte und überschaute mit wehmüthigem Ernste die dichte Masse Booren, die sich ihm zudrängte. Zwischen ihm und den Booren war ein freier Raum gelassen: hier lagen in weiße Friesmäntel gehüllt zehn Leichen, deren einige den Jünglingsjahren, und andere dem reifern Mannesalter angehörten; und wieder andere, auf welche der Schnee des Alters schon längst gefallen schien, denn dünnes, silbernes Haar hing über die eingefallenen, gefurchten Gesichter. Der Häuptling zog seinen Hut ab und öffnete ein Buch. Alle entblöſ'ten die Häupter und tiefes Schweigen herrschte.

„Ich bin die Auferstehung und das Leben, spricht der Herr," begann er mit langsamer ernster Rede, „wer an mich glaubt, wird leben, ob er auch stürbe, und ein Jeglicher, der lebt und an mich glaubt, soll nie sterben." Und recitirte dann die herrlichen Verse aus Hiob I, 21. und XIX, 25—27. und 1. Timotheus VI, 7.

Hierauf gab er ein Zeichen und je zwei und zwei der Umstehenden erhoben die Leichen und folgten ihm nach einem Sandhügel, wo ein langes Grab gegraben war: dort legten sie die Schläfer Seite bei Seite.

„Der Mensch," fuhr der Häuptling fort zu lesen, „hat nur kurze Zeit zu leben, voll Elend und Jammer. Er wandelt einher und wird abgeschnitten, wie eine Blume; er fliehet vorüber, wie Schatten und stehet nirgends fest. — Dem Leben inmitten sind wir im Tode, und bei wem mögen wir Hülfe suchen als bei Dir, o Herr, der Du uns zürnest ob unserer Sünden?" „Doch o Herr," schloß er, „Allmächtiger, Allheiliger, o gnadenreicher Erretter, schließ nicht Dein Ohr gegen unser Gebet; erbarm Dich unser, mächtiger Gott, ewiger Richter, auf daß wir nicht von Dir abfallen vor dem Schrecken des Todes."

Er ergriff eine Schaufel, warf Erde auf die Todten und reichte sie dem Nächststehenden. Während die Schaufel von Hand zu Hand ging und Jeder in tiefer Rührung diesen frommen Tribut zu zollen sich drängte, fuhr er also fort:

„Da es dem allmächtigen Gotte in seiner großen Gnade gefallen hat, die Seelen unserer theuren Brüder zu sich zu nehmen, bestatten wir ihre Hüllen als Erde zu Erde, Asche zu Asche, Staub zu Staub, in zuverlässiger Hoffnung auf die Wiederauferstehung zum Leben durch unsern Herrn Jesus Christus: Vater Unser," fuhr er fort, die Hände gläubig gefaltet und das klare Auge voll heiligen Enthusiasmus gen Himmel gerichtet, während die ganze Versammlung in leisem Chore mitsprach, „Vater Unser, der Du im Himmel bist," und schloß dies herrliche Gebet mit einer Stimme voll Ernstes und Rührung, die Jedem durch das Herz bebte. Manche Thräne floß über eiserne Gesichter und träufelte durch Bärte, die Alter und Bekümmerniß schon längst gebleicht hatten.

Die Versammlung bedeckte sich. Ein Hügel Sand hatte sich über den Todten erhoben. Nach einigen Minuten Schweigen rief der Häuptling:

„Freunde und Genossen! Unser letzter Versuch ist mißlungen. Viele, die mir theuer gewesen, wie mein Augapfel, sehe ich nicht mehr unter Euch: sie schlafen den langen Schlaf. Hätte Gott gewollt, daß wir bei ihnen lägen! Wohin wir auch ziehen, tritt die Ferse des Unterdrückers auf unsern Nacken, und einen neuen Versuch jetzt zu wagen, wäre Wahnsinn. Ich entlasse Euch daher Eueres Gelübdes; kehret heim und unterwerft Euch dem britischen Gouvernement."

„Nein, nein, nie, nie!" erscholl es von allen Seiten und eine ungestüme Bewegung ging durch die Versammlung.

„Freunde," wiederholte der Häuptling, „hört mich, hört mich; dem britischen Gouvernement wird Eure Unterwerfung willkommen sein; kaum wird man Euch eine leichte Geldbuße auferlegen. Wartet auf bessere Zeiten. Unterwerft Euch, ich will Euch darob nicht zürnen!" —

„Nein, und nein," erscholl es wieder, „lieber die Wildniß!" Auf — und jenseit der Magalis-Berge!

Und jenseit der Magalis-Berge bewegte sich einige Tage später eine lange Caravane von vielen Hundert Wägen und Heerden von Schafen, Rindern und Pferden; und hintennach zogen große Reiterhaufen, die breite Flore um ihre Sombreros trugen.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.